



Gedenktafel
für Pfarrer
Heinrich Feurstein
in der Kirche
St. Johann in
Donaueschingen

Wer von den nationalsozialistischen Krankenmorden in der Region Schwarzwald-Baar-Heuberg berichten will, kommt an zwei Namen nicht vorbei: an Grafeneck und an Dr. Heinrich Feurstein.

Deshalb richtet Dr. Hans Keusen im vorliegenden Jahresband seinen Blick auch auf die Stätte, wo die Machthaber des Dritten Reichs die Euthanasie – eigentlich die möglichst schmerzlose, gelinderte Sterbehilfe – als „Vernichtung unwerten Lebens“ praktiziert und zehntausendsechshundert Menschen in den Tod geschickt haben. „Der Arzt ist berufen zu heilen“, predigte der Donaueschinger Stadtpfarrer, „und nicht zu töten. Der Arzt tritt aus der Kategorie des Arztums heraus, wenn er anderes bewirkt als das Leben zu erhalten.“

Der Aufsatz weist nach, dass und wie Feurstein Widerstand leistete und damit den Unwillen von Staat und Partei erregte, die die Morde entweder leugneten oder vertuschten und den an die Opfer erinnernden Mahner ins KZ Dachau schleppten, wo er 1942 starb.

SCHRIFTEN DER BAAR

Band 56 · 2013



Was daraus wurde

Ein Feuchtbiotop in der Riedbaar

Malender Chronist der Baar

Guido Schreiber



Verein für Geschichte und
Naturgeschichte der Baar

Schriften
des Vereins für Geschichte und Naturgeschichte der Baar

56. Band 2013

Schriften
des
**Vereins für Geschichte
und Naturgeschichte der Baar**

56. Band 2013



Schriftleitung: Helmut Gehring, Hugo Siefert
Die Autoren sind für den Inhalt ihrer Beiträge selbst verantwortlich.

Selbstverlag des Vereins für Geschichte und Naturgeschichte der Baar
78166 Donaueschingen · 2013

Folgenden Stellen danken wir für Druckkostenzuschüsse:



Regierungspräsidium
Freiburg



Dieses Werk ist urheberrechtlich geschützt.
Jede Verwertung ist ohne Zustimmung des Herausgebers unzulässig.
Dies gilt insbesondere für Nachdrucke, Übersetzungen,
Vervielfältigungen auf fotomechanischem oder ähnlichem
Wege sowie Verbreitung mittels elektronischer Kommunikationssysteme.

© Verein für Geschichte und Naturgeschichte der Baar e.V.
Postfach 1954, 78159 Donaueschingen

Titelbild: Raupe des Schwalbenschwanzes, Foto: Helmut Gehring
Gestaltung und Druckvorbereitung: Holger von Briel
Druck: Revellio Druck + Medien, VS-Villingen

ISSN 0340-4765

Inhaltsverzeichnis

Vorwort	Seite 6
---------------	---------

Historische Abhandlungen und Beiträge

HEINZ-DIETER LEHMANN

Wer hatte »kontinentalgermanische« Runen geritzt?

Wie kam das Christentum in die Alamannia fern vom Rhein? 7

HUGO SIEFERT

Vor 222 Jahren wurde der badische Professor

Joseph Josua Eiselein geboren 27

HERMANN SUMSER

Guido Schreiber – ein Chronist der Kulturlandschaft Baar 53

FRIEDEMANN KAWOHL

Alexander Moser – Chemiker, Künstlerfotograf und Konstrukteur eines

Lichtklaviers für Alexander Skrjabin *Prométhée, le poème du feu* 71

ULF WIELANDT

Schülerpostkarten aus Villingen 91

JOACHIM STURM

Segelflugzeugbau und Luftrüstung auf der Baar 1935–1945.

Die Schwarzwald Flugzeugbau Donaueschingen GmbH 109

HANS KEUSEN

Die »Euthanasie«-Morde der NS-Zeit

mit besonderer Berücksichtigung von Pfarrer Feursteins Gegnerschaft 133

Naturkundliche Abhandlungen und Beiträge

WOLF HOCKENJOS

Der Wildapfel: Baum des Jahres 2013 153

HELMUT GEHRING & THOMAS SCHALK

Was daraus wurde – Entwicklung eines künstlich

angelegten Feuchtbiotops in der Riedbaar 157

HELMUT GEHRING

Nachruf auf einen Steinadler 175

Vereinschronik 178

Nachruf Dr. Josef Fuchs 186

Buchbesprechungen 187

Hinweise für unsere Autoren 192

Vorwort

Mit welchen heute noch aktuellen Themen hat sich der *Baarverein* nicht bereits 1808 auseinandergesetzt! In der Geschichtsabteilung beispielsweise wurde danach gefragt, welche Druckwerke die F. F. Bibliothek bewahrt oder wie viel Wahres an der „*chronique scandaleuse* in Donaueschingen“ sei. Welche Obstsorten sich für den Anbau auf der Baar eignen, sollte für die naturwissenschaftliche Sektion F. J. Roth von Schreckenstein herausfinden oder Joseph E. von Auffenberg einen F. F. Hofgarten planen, der die „Austrocknung der Sümpfe bei Donaueschingen“ notwendig machte.

Gleichsam an dieser Stelle haken unsere Biologen 205 Jahre später ein und berichten von einem künstlich angelegten Feuchtbiotop in der Riedbaar. Und während eine Elegie auf den kürzlich hierzulande beobachteten und schließlich verendet aufgefundenen Steinadler angestimmt wird, preist ein Fachmann den Wildapfel, den Baum des Jahres 2013.

Schwer hat es in der historischen Sektion der Autor, der die nationalsozialistischen Euthanasie-Verbrechen beklagt und mit Heinrich Feurstein verurteilt. Der Stadtpfarrer hat wohl miterlebt, wie sich ein eigenartiges, auch von strammen einheimischen Parteigenossen gefördertes und in diesem Heft beschriebenes NS-Projekt entwickelt hat: die *Schwarzwald (Segel-)Flugzeugbau Donaueschingen*.

Mit dem zu Unrecht vergessenen hochbegabten Professor Joseph Josua Eiselein beschäftigt sich eine Arbeit. Eine regionale manufaktur- und internationale musikgeschichtliche würdigt Alexander Moser, den in Unterkirnach geborenen Chemiker und Erbauer eines einzigartigen Lichtklaviers, während die dritte aus dem Bereich Bildende Kunst Leben und Werk des Malers Guido Schreiber nachgeht.

Die am weitesten zurückblickende Abhandlung geht den Spuren „kontinentalgermanischen Runen“ nach und zeigt auf, wie „das Christentum in die Alamannia fern vom Rhein“ kam. Eine nicht ganz so lange Tradition haben die Schülerpostkarten, die Ausschnitte aus dem Schullebens der letzten hundert Jahre anschaulich widerspiegeln.

Nicht zuletzt dieser Aufsatz wird die geneigte Leserschaft im Sinne von Goethe „nach Laune, nach Lust“ aufnehmen. Jedenfalls erhoffen sich dies für alle Beiträge die Schriftleiter

Dr. Helmut Gehring und Hugo Siefert

Wer hatte »kontinentalgermanische« Runen geritzt? Wie kam das Christentum in die Alamannia fern vom Rhein?

Von Hans-Dieter Lehmann

Zu Glaube und Wissen der Alamannen sind im Begleitband zur Stuttgarter Landesausstellung von 1997 einige Besonderheiten beschrieben, welche zwar archäologisch beobachtet und in das 6. und frühe 7. Jahrhundert datiert, bislang aber nicht ausreichend erklärt worden sind:

1. Runen und Funde nordischen Charakters erscheinen in Mitteleuropa für nur wenige Generationen.¹
2. Goldblattkreuze tauchen fast gleichzeitig als spezifische Zeichen frühen Christentums in der Alamannia und bei den Langobarden in Italien auf.²

Die Übereinstimmung der Befunde in Süddeutschland in Zeit und Raum lässt eine gemeinsame Ursache vermuten, obwohl auf den ersten Blick kein Zusammenhang zwischen ihnen zu erkennen ist.

In der Stuttgarter Ausstellung wurden auch alamannische Totenbäume aus dieser Zeit gezeigt. In dem Begleitband dazu wurde nirgends das Problem der Schlange mit Köpfen an beiden Enden angesprochen, welche darauf die Ruhe der Toten bewacht hat. Im Folgenden soll versucht werden, für alle drei Fragen einen gemeinsamen Hintergrund aufzuzeigen.

Hauptquelle für unser Wissen über die Alamannen sind die Funde aus den Reihengrabfeldern. Klaus Düwel hat deutliche Unterschiede für die Beschriftung von Grabfunden mit lateinischen Buchstaben bzw. mit Runen herausgearbeitet:³

Beschriftung mit lateinischen Buchstaben	Beschriftung mit Runen
auf Statussymbolen in Gräbern der Oberschicht;	entsprechend bei der oberen Mittelschicht;
auf Männer- und Frauensachen;	vorwiegend auf Frauensachen, oft auf Fibeln,
Inschrift schon bei der Herstellung des Objekts auf der Vorderseite angebracht, d. h. repräsentativ und für die Öffentlichkeit bestimmt, oft mit Hinweis auf Herstellung od. Funktion des Objekts;	nachträglich auf der Rückseite eingeritzt, d. h. verborgene private Mitteilungen wie Namen, die sich auf Schenker, Besitzer, Hersteller bzw. Runenritzer/in beziehen; gelegentlich wird letztere Fähigkeit betont,
dokumentiert meist Christentum.	weist manchmal auf Glaubenswechsel oder auf Synkretismus hin.

MAX MARTIN hat im Begleitband zur Stuttgarter Ausstellung die Runenschriften zwischen der Nordsee und den Alpen kartiert.⁴ In Südkandinavien treten Runen seit dem 2. Jahrhundert n. Chr. auf, sie fehlen in Zentraleuropa bis zum 6. Jahrhundert völlig; wenige Ausnahmen gehören zum Einflussbereich der Nordseeküste. Ab den 40er Jahren des Jahrhunderts bis um etwa 600 n. Chr. kommen Runen verstreut im ganzen östlichen Merowingerreich vor, gehäuft jedoch in der Alamannia. Weil sie in den Bereich der Lebenden gehören, Archäologen in Funden aus Reihengräbern aber die Kultur der Toten erfassen, hat HELMUT ROTH das Zeitfenster für die Runen um eine Generation zuvor erweitern wollen, d. h. auf den Zeitraum von 500 bis 600 n. Chr.⁵ Dies wäre dann gerechtfertigt, wenn die Eltern-generation der mit Runenobjekten bestatteten Toten ebenfalls schon in Mitteleuropa gelebt hätte – eine durch nichts gesicherte Annahme.

Sehr merkwürdig ist der Unterschied in der „Häufigkeit“ von Runen in den verschiedenen Teilen der Alamannia: sie sind westlich vom Schwarzwald und südlich vom Hochrhein selten und auf MARTINS Verbreitungskarte vor allem östlich vom Schwarzwald verzeichnet. „Häufig“ ist hier relativ zu sehen, da von den Tausenden von Gräbern aus merowingischer Zeit, die schon untersucht worden sind, nur etwa 75 – 80 Objekte mit „südgermanischen“ Runen erbracht haben.⁶ Es handelt sich dabei durchweg um transportable Gegenstände – zumeist Schmuck oder Waffen als Beigaben; nur selten sind Objekte aus Holz in den Gräbern erhalten geblieben. Roth hat sie einer Kleingruppe, einer verschwindend kleinen Minderheit zugeschrieben, deren Tradition sich von denen der Mehrheit im westlichen Merowingerkreis deutlich unterschieden habe.⁷ Er hat vermutet, das Auftreten der Runenschrift in der Alamannia sei eine Folge des Awareneinfalls von 568 n. Chr. gewesen und gehe auf Familien zurück, die damals aus Osten zugewandert seien. Dem widerspricht jedoch seine Erwähnung von drei Gräbern in Weingarten mit Runen, die in die erste Hälfte des 6. Jahrhunderts datiert sind. Zu Recht hat ROTH auch davor gewarnt, die Runen Süddeutschlands mit einem Nimbus des Mystisch-Intellektuellen zu umgeben; er bezeichnet es als eine Zukunftsaufgabe, den Wandel vom Nordisch-Religiösen zum Profan-Persönlichen zu ergründen.⁸

Nach MARTIN erscheinen die ersten kontinentalgermanischen Runen im 2. Drittel des 6. Jahrhunderts, ihr Gebrauch sei schon nach wenigen Generationen wieder erloschen.⁹ Sollte das unerklärlich flüchtige Brauchtum bei den Alamannen mit der Durchsetzung des Christentums geendet haben? Für unglaublich hielt MARTIN, dass an der Elbe die Vorfahren der Alamannen Runen nicht gekannt hätten. Wo aber sind Runenfunde, die dies für die Elbgermanen allgemein belegen? Weder im Ausgangsgebiet der Langobarden an der unteren Elbe noch im böhmischen Raum sind auf MARTINS Karten Fundplätze von Runen eingetragen. In Italien fehlen langobardische Runen völlig; die Namen der in Rom und im Michaelskloster des Gargano gefundenen Inschriften sind die von angelsächsischen Pilgern, nicht von Langobarden.¹⁰ Ein Neufund aus Thüringen bezeugt westgermanische Wortendungsform: ein Kamm aus der Zeit um 300 n. Chr., auf dem die Objektbezeichnung *ka(m)ba* in Runen eingeritzt ist.¹¹ Kann man beim heutigen Forschungsstand aus nur einem einzigen Buchstaben einer einzigen Ritzung die allgemein gültige Schlussfolgerung ableiten, dass Westgermanen generell Runen kannten? An der

mittleren Donau und auf dem Balkan gibt es einige mit frühen Runen beschriftete Objekte aus der Zeit vor der Mitte des 5. Jahrhunderts. Bis auf eine als Altstück im Theater von Aquincum vergrabene Bügelfibel sind sie eindeutig älter als die Ankunft der Langobarden in Pannonien und werden Ostgermanen zugeschrieben. Wegen der geringen Zahl der Runenfunde auf dem Balkan ist auch die Vorstellung zweifelhaft, Ostgermanen hätten generell Runen verwendet. In der rumänischen Moldau wurden bislang nur die Spinnwirtel von Letcani und in Birlad-Prodana ein bronzener Armband mit Runen in Brandgräbern gefunden; aus einer byzantinischen Kirchenruine nahe Sarajewo stammt eine abgebrochen Säule mit eingeritztem älterem Futhark, dem nordischen „Runenalphabet“. ¹² Weder Burgunder noch Vandalen, weder Ost- noch Westgoten haben später Runeninschriften hinterlassen. Selbst die Aufschrift des Goldrings von Pietroasa vom Südostrand der Karpaten, die als *Der Goten Erbesitz, geweiht, unverletzlich* gelesen wird, ¹³ beweist nicht, dass Runen bei den Goten allgemein in Gebrauch waren. Warum hatte Wulfla den Goten anlässlich ihrer Bekehrung zum arianischen Christentum eine eigene Schrift entwickelt?

Runen treten in Südkandinavien in den ersten Jahrhunderten unserer Zeitrechnung auf; sie wurden in der Form des verkürzten jüngeren Futhark noch bis in die Neuzeit in Schweden verwendet. Die Runenschrift hatte sich im Norden weit ausgebreitet, warum sie aber erst ein halbes Jahrtausend nach ihrer Entstehung plötzlich und für nur kurze Zeit in Mitteleuropa erschien, ist bislang eine offene Frage. Weder DÜWEL noch MARTIN bieten für das Auftreten des älteren Futhark in einem engen Zeitfenster und in einem räumlich engen Bereich vor allem in Süddeutschland eine überzeugende Erklärung. MARTIN meint dazu nur: *„Man wird nach den Gründen suchen müssen, die in der Alamannia zu diesem vorübergehenden Brauchtum geführt haben könnten.“* ¹⁴ HELMUT ROTH hat eine Herkunft aus dem Donaugebiet vermutet:

Das Auftreten von Runeninschriften in Südwestdeutschland im entwickelten 6. Jh. sollte also am ehesten auf ältere östliche Traditionen zurückzuführen sein, die sich bei Familien ostmitteleuropäischer Herkunft erhalten hatten, Familien, die in der Folge des Einfalles der Awaren nach 568 in die großen Migrationsbewegungen dieser Zeit nach Westen gerieten. ¹⁵

Die hier ganz allgemein geäußerte Vermutung lässt sich mit Aussagen byzantinischer Quellen tatsächlich präzisieren. Wenn Archäologen mit ihren Mitteln keine brauchbare Erklärung für das merkwürdige Auftreten der Schrift aus dem Norden in der Alamannia finden, dann bietet die sonst streng verpönte Möglichkeit der „gemischten Argumentation“ eine Möglichkeit dazu; mancher für Archäologen allein problembeladene Befund lässt sich an Hand der Schriftquellen erklären oder einer Problemlösung näher bringen. Vor mehr als einem Jahrhundert schon hat BERNHARD SALIN im Hinblick auf das Aufkommen des nordischen Tierstils in Mitteleuropa „gemischt“ argumentiert und die Informationen bei GREGOR VON TOURS über das Ende des Thüringerreiches verwertet. ¹⁶ Im Anschluss an SALIN hat MARTIN noch zuletzt von einer „Strömung“ gesprochen, die nach dem Fall des Thüringerreiches aus dem Norden gekommen sei und die Kenntnis von Runen mitgebracht habe. Die neuen „Erscheinungen“ seien vor der Mitte des 6. Jahrhunderts von Personen mit nordischem Sachgut zusammen importiert worden. Unkommentiert lies MARTIN

jedoch die Ähnlichkeiten der in seinem Aufsatz abgebildeten Runenfibern zu Funden aus dem Donaoraum.

Aus zum Vorgang zeitgenössischen und auch aus späteren Angaben des 10. Jahrhunderts resultiert die paradoxe Hypothese, die wenigen Runen und Funde nordischen Charakters in Mitteleuropa seien im 6. Jahrhundert auf zwei unterschiedlichen Wegen, zuerst aus Norden und dann später aus Osten hierher gekommen. Die Zeiten zwischen den beiden Schüben einwandernder Runenkundiger lagen nur wenige Jahrzehnte auseinander; sie sind mit archäologischen Methoden kaum zu trennen. Den ersten Zeitpunkt hatte BERNHARD SALIN schon für das Erscheinen des nordischen Tierstils im Merowingerreich mit der Eroberung des Thüringerreiches im Jahr 531 n. Chr. verknüpft. Schwer verständlich ist allerdings, warum dieses Reich eine Sperre gegen das Einströmen von neuen Ideen, gegen eine „nördliche Strömung“ gewesen sein soll. Verständlicher als eine Sperre für Fernhandel oder für eine neue Mode ist als Ursache für das Auftauchen der Schrift aus dem Norden die Zuwanderung von Personen. Migranten brachten damals ins ganze östliche Merowingerreich die Schrift mit, die sie zuvor im Norden verwendet hatten. Nur wenige Jahre später sind auch die bis dahin unter ostgotischem Protektorat stehenden südlichen Teile der Alamannia an die Franken gekommen. Wie in weiter Streuung über ganz Austrasien im Raum zwischen Charnay in Burgund und Beuchte in Thüringen traten jetzt auch hier die ersten Runeninschriften auf.

Was sagen die schriftlichen Quellen über Zuwanderung aus Norden? Im 10. Jahrhundert berichtet der Mönch Widukind von Corvey im Anschluss an Rudolf von Fulda, von Britannien auf den Kontinent zurückgekehrte Sachsen seien 531 n. Chr. an der Eroberung des Thüringerreiches beteiligt gewesen.¹⁷ Eine noch spätere und sicherlich sehr anfechtbare Schriftquelle – die *Origo gentis Svevorum* – behauptet, dass die Franken bei der Eroberung des Thüringerreiches skandinavische Verbündete gehabt hätten.¹⁸ Sie berichtet von einer Wanderlawine, die aus dem Norden gekommen sei. Fränkische Quellen wie etwa GREGOR VON TOURS wissen davon selbstverständlich nichts; angesichts der von SALIN geäußerten Vermutung sollten beide Quellen aber nicht unbeachtet bleiben. Die schwäbische Version behauptet sogar etwas, was für eine *Origo* äußerst merkwürdig ist: der aus dem Norden gekommenen Wanderlawine sei nach der Eroberung der Zuflucht des Thüringerkönigs ihr Traditions-kern abhanden gekommen. Nur das den Ereignissen in Burgscheidungen an der Unstrut untätig zuschauende Fußvolk soll die Wanderung nach Süden fortgesetzt haben. Nach dem Übergang über die Donau habe sich diese Gruppe in der „Schwabaue“ niedergelassen; ihr Schicksal wird im Schlussteil berichtet. Hier wird süddeutsche Überlieferung sichtbar; wie ist der Anfang der *Origo* mit dem Auszug aus Skandinavien zu deuten? Was wurde aus der angeblich von dort gekommenen Führung der Wanderlawine, die sich durch ihre Aktivitäten im Kampf um Thüringen „Sitze“ erworben haben soll?

Wichtiger als das Machwerk der *Origo* ist deren Vorbild, die Nachricht Widukinds über die Entstehung des Sachsenstammes. Sein Wissen von der Neubildung dieses Stammes im 6. Jahrhundert hat Karl Hauck mit fränkischen Quellen des 6. Jahrhunderts – etwa dem Brief des Frankenkönigs Theudebert I. an Kaiser Justinian – und mit den Aussagen der archäologischen Quellen abgeglichen.¹⁹ Der

Merowinger hatte in den 30er Jahren behauptet, dass er sein Reich bis an die Grenze Pannoniens einerseits und bis zur Nordseeküste andererseits ausgedehnt habe. Dies passt ausgezeichnet dazu, dass er von den bedrängten Ostgoten die Herrschaft südlich der Donau erhalten hatte und dass er der Oberherr über den alten Fernhandelsplatz bei Sievern im Land Hadeln geworden war, den im 6. Jahrhundert Nordleute besetzt hatten. Goldbrakteaten und goldene Halsringe zeigen hier einen Platz, der mit den südsandinavischen Reichtumszentren dieser Zeit vergleichbar ist. Wenn die Neuankömmlinge bei Widukind den Namen „Sachsen“ erhielten, bedeutet dies nicht, dass sie mit den aus den römischen Quellen seit langem bekannten Sachsen identisch waren, deren Sitze im 2. Jahrhundert n. Chr. nach Ptolemaios an der Unterelbe gelegen und die seit langer Zeit schon die Küsten der Nordsee beunruhigt hatten. Als Verbündete der Franken gegen die Thüringer brachten Neuankömmlinge aus Südsandinavien die Runenschrift und Goldbrakteaten auf den Kontinent. Der Sachse Widukind nimmt sie als Vorfahren für sein Volk in Anspruch und leitet ihre Bezeichnung von langen Messern ab. Hier waren nach dem archäologischen Befund sichtlich nicht nur Rückkehrer aus Britannien gelandet, sondern auch eine Gruppe, die aus Südsandinavien kam. Die Zahl der Runenzeugnisse aus der oberen Mittelschicht in Gräbern im Frankenreich ist gering und über einen sehr großen Bereich verteilt. Nach der Eroberung des Thüringerreichs als Verbündete im ganzen östlichen Frankenreich weit verteilt, als Christen in fränkischen Diensten im Merowingerreich in Führungspositionen aufgestiegen, hat diese Gruppe nur für kurze Zeit auf Grabbeigaben noch Runen hinterlassen. Dieser Personenkreis erklärt für das mittlere Drittel des 6. Jahrhunderts die Runeninschriften und die nordischen Spuren in ganz Austrasien einschließlich der Alamannia. Archäologische Spuren – Funde mit nordischem Einschlag – führen über das elbgermanische Thüringen nach Süddeutschland. An Gefäßbeigaben im Grab 78 von Donzdorf – nicht an der nordischen Runenfibel darin! – hat UWE GROSS den Zustrom von Personen festgemacht, die über Mitteldeutschland aus dem Norden gekommen waren.²⁰ Der Bronzekessel passt ausgezeichnet zu den prunkvollen Bügelfibeln, die wohl Erbstücke der nach der Jahrhundertmitte bestatteten Dame waren. Das einzige Tongefäß im Grab und auch weitere Keramik im Donzdorfer Gräberfeld war dagegen von elbgermanischer Machart. GROSS schloss daraus, dass die Siedlung hier von Germanen gegründet oder erweitert wurde, die unter „fränkischer“, d. h. unter nordischer Leitung in fränkischem Auftrag aus dem Elberaum kamen. Er verwies auf Parallelen dazu auf der Ostalb bis zur Donau, am Oberrhein in Rheinhessen und in der Nordschweiz, insbesondere jedoch auch auf Klepsau im Hohenlohekreis, auf das als Fundort eines Hinweises auf Christentum unten zurückzukommen sein wird. Die von der *Origo gentis Svevorum* behauptete Beteiligung von Skandinaviern an der Zerschlagung des Thüringerreichs und die vermutete Beteiligung dieser Verbündeten der Franken an Umsiedlungen aus dem Elberaum nach Südwesten hat UWE GROSS für Donzdorf ausschließlich aus archäologischen Befunden festgestellt!

Weder der Donzdorfer Befund noch die genannten Quellen des 10. Jahrhunderts können jedoch die deutlich höhere Dichte der Runenfunde speziell in der Alamannia östlich vom Schwarzwald erklären. Ihre Ursache ist die von HELMUT ROTH vermutete Zuwanderung aus dem Osten als Folge der Vorgänge im Donau-

raum, die in der Abwanderung der Langobarden und anderer Gruppen von dort im Jahr 568 n. Chr. nach Italien endeten. Hierfür stehen Schriftzeugnisse von Autoren des 6. Jahrhunderts und spätere Aufzeichnungen zur Langobardengeschichte indirekt zur Verfügung. Zeitgenössisch sind die Berichte von Jordanes – nach Cassiodor – und von Prokop, die um die Jahrhundertmitte schrieben. Sie berichten von Germanen, die zwischen Attilas Tod und dem Erscheinen der Awaren im Donauraum eine Rolle gespielt hatten. Prokop weiß von ihren Beziehungen zu Thule am nördlichen Ende der damals bekannten Welt. Diese Germanen sind archäologisch kaum zu fassen. Dies liegt zum einen an ihren unscheinbaren Brandgräbern, zum andern aber daran, dass sie bis zum Ende des 5. Jahrhunderts nicht als ein „Volk“ auftraten. Die Heruler dienten in Gefolgschaften als Söldner in Auxiliareinheiten und als Heereskontingente in römischem Dienst im Westen und im Osten. Erst in der 2. Hälfte des 5. Jahrhunderts erscheinen sie mit eigenem Herrschaftsgebiet, das an der unteren March bis zur Donau angenommen wird. Nach etwa fünf Jahrzehnten wurde dieses „Herulerreich“ um 508 n. Chr. durch die Langobarden zerschlagen. Unter der Führung von Angehörigen der Königsfamilie kehrten Heruler durch die Länder der Slawen, Warnen und Dänen nach Thule zurück. Nur der noch im Donauraum verbliebene Rest kann anschließend als ein „Volk“ angesehen werden.

Im Hinblick auf die Geschichte der Heruler sind die antiken Schriftquellen mittlerweile so sorgfältig durchgekämmt, dass daraus nicht mehr mit Neufunden zu rechnen ist. Umso mehr umstritten ist heute die Deutung der vorliegenden Angaben. Die Hauptquelle für die Heruler im 6. Jahrhundert ist Prokop von Caesarea, der um die Jahrhundertmitte in Konstantinopel lebte und dort wohl persönlich Herulern in römischem Reichsdienst begegnet war.²¹ Ihm verdanken wir umfassende Informationen, die zwar von seiner Abneigung gegen Barbaren eingefärbt sein mögen, aber wegen seiner direkten Kontakte zum Hof vertrauenswürdig sind. Diese Meinung wird nicht allgemein geteilt: hyperkritisch sind hier ROLAND STEINACHER und WALTER GOFFART, die in Prokops Angaben nur den Ausfluss griechisch-römischer Ethnographie sehen wollen.²² GOFFARTS Annahme, Skandinavien sei damals noch *terra incognita* gewesen, unterschätzt den Kenntnisstand in der damaligen Zeit, für den einige Völkernamen und auch Funde im Norden sprechen. Er bezweifelt einerseits die von Prokop berichteten Kontakte der Heruler nach Skandinavien und wirft ihm andererseits Unkenntnis über ihre Geschichte im 3. Jahrhundert vor. STEINACHER und GOFFART sprechen dem byzantinischen Historiker genau das ab, was sie für sich selber beanspruchen: erworbenes Wissen nach kritischer Sichtung wiederzugeben. Seinen Kollegen im 21. Jahrhundert gegenüber hatte Prokop den nicht zu unterschätzenden Vorteil, sich direkt vor Ort bei Zeitgenossen nach der gens Erulorum erkundigen zu können. Diese Möglichkeit stand jedoch auch den an seinen Angaben zweifelnden Zeitgenossen offen; er war sich dieser Kontrollmöglichkeit wohl bewusst.

Auch wenn die frühe Geschichte der Heruler noch nichts mit der Alamannia zu tun hat, sei sie kurz skizziert, weil daraus ersichtlich ist, dass sie zuerst nur als Söldner und Plünderer, dann als römische Auxiliareinheiten und erst später als Volk auftraten. Die Quellenangaben dazu sind in jüngerer Zeit mehrfach zusammengestellt worden.²³

Erstmals werden Heruler im 3. Jahrhundert n. Chr. genannt. Auf der Krim mit ihren vielen Körpergräbern nimmt die russische Forschung einige Brandgräber für Heruler in Anspruch. Von der Zahl her – 140 Bestattungen in 150 Jahren – können sie kaum ein „Volk“ belegen. Es waren die Gräber von Söldnern, die am Ort ihrer Stationierung verstorben und hier von ihren Kameraden nach nordischem Brauch bestattet worden waren. Im Einsatz gefallene oder mit Sold und Beute nach Skandinavien zurückgekehrte Heruler hatten in diesen Nekropolen auf der Krim nicht ihre letzte Ruhe gefunden. In den Jahren 267/269 hatten herulische und andere Söldner des Bosporanischen Reiches die Bosporanische Getreideflotte im Asowschen Meer gekapert und mit Goten und Sarmaten zusammen die Küsten des Schwarzen Meeres und der Ägäis geplündert. Kaiser Claudius II. stellte die Plünderer mitten im Balkan beim heutigen Nisch und nahm nach dem Sieg den Beinamen *Gothicus* an. Um diese Zeit beunruhigten Herulergruppen auch die Atlantikküsten bis Spanien hinunter – wie später die Wikinger sowohl auf den „Westwegen“ als auch auf den „Ostwegen“. Unter den Kaisern der Dynastie Konstantins des Großen dienten Herulerkontingente in der römischen Gallienarmee. Münzfunde in Gudme auf Fünen zeigen Prägungsorte sowohl im Westen als auch besonders im Osten des römischen Reiches.²⁴ Sie lassen sich aus Soldzahlungen verstehen, denn sie enden mit einer Prägung Jovians, des Nachfolgers des Kaisers Julianus Apostata. Julian hatte seine Heruler-Einheiten zum Kampf gegen die Perser an die Ostgrenze des Reiches mitgenommen und war dort im Jahr 363 n. Chr. gefallen. Nicht alle quittierten damals den Dienst im römischen Heer; unter Jovian begann die Karriere eines Herulers, die ihn bis zum Comes führte.

Heruler hatten zum großen Gotenreich des Ermanarich gehört, das im Jahr 375 von den Hunnen überrannt worden war. Waren sie ein von den Goten unterworfenes Volk oder waren sie auch hier Söldner gewesen? Da archäologische Spuren von ihnen fehlen, ist letzteres wahrscheinlich. Wenige Jahrzehnte später schreibt Hieronymus, der sich in Trier aufgehalten hatte und sich deshalb auch im Westen des Reiches auskannte, dass Heruler und Sachsen im Jahr 406 unter den vielen Völkerschaften gewesen seien, die ganz Gallien zwischen Ozean und Rhein verheerten. Von Osten zogen damals Vandalen, Alanen und Quaden die Donau aufwärts und überquerten den Mittelrhein, Heruler und Sachsen kamen wohl über See. Die Liste des Heiligen nennt neben Quaden auch Alamannen und sollte nicht überbewertet werden, bezeugt aber im Westen Sachsen und Heruler nebeneinander.

Um die Mitte des 5. Jahrhunderts tauchten Heruler an der mittleren Donau auf. Waren sie wirklich – wie dies zumeist angenommen wird – eine unter hunnischer Herrschaft vom Schwarzen Meer nach Westen verschobene Volksgruppe wie die Goten? Oder waren dies um die Mitte des 5. Jahrhunderts erneut aus Skandinavien als Söldner gekommene Heruler? Grabfunde in Mittelschweden zeigen das Auftreten von Steppenreitern, ohne dass aus den Funden der Zweck des Aufenthalts dieser Reiter erschließbar wäre.²⁵ Hatten sie dort vielleicht Söldner angeworben? In wessen Auftrag – für oder gegen Attila und seine Hunnen? Sidonius Apollinaris berichtet, dass im Jahr 451 n. Chr. in Gallien Heruler auf hunnischer Seite kämpften; nach Attilas Tod standen sie in der Schlacht am Nedao drei Jahre später auf der Seite einer vom „hunnischen“ Gepidenkönig geführten Koalition, die über Attilas

Söhne und ihre Hunnen und Goten siegte. Diese Heruler gründeten ein Reich an der Mündung der unteren March, das nach einem halben Jahrhundert um 508 n. Chr. von den Langobarden zerschlagen wurde. Das Herulerheer war berüchtigt bei den benachbarten Stämmen; auch die ihm tributpflichtigen Langobarden wurden drangsaliert und angegriffen. In einer einzigen Schlacht war jedoch die Macht der Heruler beendet.

Über das Ende der Heruler im Donaauraum lassen sich die zahlreichen Publikationen der letzten Jahre nur ungenau aus: sie seien in den Nachbarvölkern aufgegangen. Für die Alamannia interessiert hier nur die Zeit nach der Zerschlagung des Herulerreichs durch die Langobarden, vor allem die Geschichte der Heruler ab 527 n. Chr. als Foederaten Ostroms.

Heruler im Donaauraum nach dem Sieg der Langobarden und ihr Verschwinden im Jahr 568 n. Chr.

Nach der Vernichtung der Macht der Hunnen und der Ostgoten unter den Söhnen Attilas in der Schlacht am Nedao durch eine Koalition unter der Führung des Gepidenkönigs Ardarich entstanden nördlich der Donau mehr oder weniger kurzlebige Reiche – das der Gepiden an der Theiss, das sich nach Siebenbürgen und später auch auf Reichsboden in den Raum um Sirmium ausdehnte, das der Sarmaten, der Skiren, der Donausueben, der Heruler und der Rugier. Die mit den Hunnen zusammen geschlagenen Ostgoten waren auf römischen Boden übergetreten und vernichteten später die Reiche der Sarmaten, der Skiren, und der Donausueben, bevor sie unter dem Amaler Theoderich dem Großen um 473 n. Chr. aus dem verwüsteten Pannonien zuerst nach Moesien und dann 488 n. Chr. mit Billigung Ostroms nach Italien abzogen. Mit herulischen Kontingenten hatte der Skire Odoaker – eine Quelle nennt ihn „rex Erulorum“²⁶ – hier im Jahr 476 durch Absetzung des Romulus Augustulus dem weströmischen Reich ein Ende gemacht. Der Bruder Odoakers hatte das Rugierreich zerstört und die Romanen Ufernoricums ausgesiedelt. Ihrer wirtschaftlichen Basis beraubt schlossen sich die Rugier den nach Italien gezogenen Ostgoten an. Als Theoderich im Jahr 493 n. Chr. Odoaker eigenhändig ermordet hatte, war dessen Gefolgschaft aus Italien abgezogen und hatte wohl das Herulerheer an der Donau verstärkt. Es wurde in diesem Raum zu einem Machtfaktor; Theoderich hat versucht, den Herulerkönig Rodulf durch Adoption als Waffensohn in sein Bündnissystem gegen die Franken einzubeziehen.

Prokop beschreibt die Heruler als besonders wilde Barbaren mit archaischen Sitten wie etwa Altentötung und Witwenselbstmord²⁷. Sie verbrannten ihre Toten noch, als ihre Nachbarn schon längst zur Körperbestattung übergegangen waren. Ihr Reich an Donau und March beherrschte zwar die alte Bernsteinstraße, die von der Adria zur Ostsee führte, die eigentliche wirtschaftliche Basis des Herulerheeres dürfte aber wohl die Ausplünderung der Nachbarvölker gewesen sein. Die Langobarden hatten sich im verlassenen Rugierland niedergelassen und waren den Herulern tributpflichtig. Nach wenigen Jahren wurden sie mit Krieg überzogen – vor allem wohl, weil dem herulischen Heer Untätigkeit im Frieden missfiel. In einer einzigen Schlacht wurde es von den Langobarden besiegt, König Rodulf wurde erschlagen. Ein Teil der Überlebenden soll sich den Siegern angeschlossen haben,

ein anderer Teil zog unter Führung von Angehörigen des Königshauses nach Skandinavien zurück. Ein weiterer Teil wollte sich in dem verwüsteten Rugierland niederlassen, floh aber nach der hier ausbrechenden Hungersnot zu den Gepiden. Jetzt werden erstmals Frauen der Heruler genannt, die von den Gepiden belästigt worden seien. Die Heruler traten dann als „Volk“ um 512 n. Chr. auf römischen Reichsboden über; Kaiser Anastasius wies ihnen Land in Illyrien zu. Als die Heruler dort wieder in ihre parasitären Gewohnheiten zurückfielen und ihre Nachbarn ausplünderten, wurden sie von einer oströmischen Strafexpedition dezimiert. Kaiser Justinian wies ihnen 527 n. Chr. neue Sitze als Foederaten in der Pannonia II im Raum um Singidunum/Belgrad zu. Sie traten zum Christentum über und zwar in dessen orthodox-katholischer Ausprägung. Kaiser Justinian in Person hatte im Jahr 528 die Patenschaft übernommen, als der Herulerkönig und seine engere Umgebung in Konstantinopel getauft wurden. Dies beweist ihren Übertritt zum orthodoxen Christentum und bedeutete einen Gegensatz zu anderen Germanen im Donauraum, die wie Goten und Gepiden Arianer waren.

Die neuen Foederaten stellten Truppen für das oströmische Heer. Ein herulisches Kontingent war im Theater in Konstantinopel an der blutigen Niederschlagung des Nika-Aufstandes beteiligt. Heruler dienten im Osten im Krieg gegen die Sassaniden, in Nordafrika gegen die Vandalen und in Italien gegen die Ostgoten. Die letzte Erwähnung eines Herulers als Heerführer war die eines Sinduald, der sich im Heer des Narses in Italien im Kampf gegen die Ostgoten ausgezeichnet hatte. Narses übertrug ihm die Sicherung der Reichsgrenze gegen die Franken im heutigen Südtirol, ließ ihn aber aufhängen, als er sich dort angeblich eine eigene Herrschaft einrichten wollte. Vermutlich hatte Sinduald mit den Franken jenseits vom Brenner paktiert. Diese Ereignisse hatten wenige Jahre vor der Abberufung des Narses vom Kriegsschauplatz in Italien und vor dem Einfall der Langobarden dort stattgefunden. Mit Sinduald verschwinden die Heruler in den 60er Jahren des 6. Jahrhunderts ganz aus den Schriftquellen.

Weder von den genannten Kriegsschauplätzen noch im Raum des früheren Herulerrreichs an Donau und March sind bislang Runen bekannt geworden, die sich den Herulern sicher zuschreiben ließen. Von Bedeutung für das Problem der Runen in der Alamannia ist deshalb die Nachricht von der Aufspaltung der „Justinianischen Heruler“, wie Alexander Sarantis die in Pannonien ansässigen Foederaten Ostroms nennt.²⁸ Sie hatten um 545 ihren König Ochon ermordet und eine Gesandtschaft ins ferne Thule gesandt, um einen Angehörigen der alten Königssippe als neuen Herrscher zu holen. Andere Stammesgenossen hatten sich aus gleichem Grund an Kaiser Justinian gewandt. Er wählte ihnen aus den Herulern am Hof in Byzanz einen gewissen Suartuas als neuen König aus und sandte ihn an die Donau. Die Gesandtschaft nach Thule, deren erster Kandidat auf der Rückreise im Land der Dänen gestorben war, kam mit einem gewissen Datus, seinem Bruder Aordus und mit 200 Kriegeren zurück. Als sie nahten, liefen die Leute des Suartuas zum Konkurrenten über; der Kandidat des Kaisers kehrte nach Konstantinopel zurück und wurde dort Stadtkommandant. Vermutlich war er selber der Gewährsmann für PROKOPS Bericht über diese Ereignisse, die einen Aufstand gegen den Kaiser darstellten. Da deshalb mit Konsequenzen aus Ostrom zu rechnen war, gingen die

Rebellen mit den Neuankömmlingen zusammen zu den Gepiden über. Im Jahr 562 n. Chr. waren die Ländereien um Singidunum von den Herulern verlassen. Damals bot Ostrom dieses im Spannungsfeld zwischen Langobarden und Gepiden gelegene Gebiet den anrückenden Awaren an, deren Chagan das levantinische Angebot aber dankend ablehnte.²⁹

Die Langobarden unter ihrem König Alboin verbündeten sich mit den Awaren gegen die Gepiden. Nach Zerschlagung deren Reiches war Alboin klar, dass er gefährliche direkte Nachbarn erhalten hatte. Er überließ den Awaren den Donauraum vertraglich und brach an Ostern im Jahr 568 n. Chr. mit seinen Langobarden und einem Völkergemisch aus Romanen, Germanen und anderen Gruppen nach Italien auf. Ganz spontan kann der Aufbruch nicht gewesen sein, denn Alboin hatte auch Sachsen zur Teilnahme eingeladen. 20 000 Sachsen mit Familien von der Elbe sollen der Einladung Folge geleistet haben und nach Italien mitgezogen sein.³⁰ In der Liste der Völker Alboins fehlt der Namen der Heruler, als Provinzialen sind sie bei Paulus Diaconus mit Romanen und Donausueben zusammen unter den „Pannoniern“ aufgeführt. Was hatten diese Ereignisse für die Alamannia zu bedeuten? Wer in Pannonien etwas zu verlieren hatte, sich Alboins Zug aber nicht hatte anschließen wollen, entzog sich dem Zugriff der Awaren durch die Auswanderung nach Westen ins Reich der Merowinger, d. h. er zog die Donau aufwärts bis zum Schwarzwald. Lässt sich diese aus den Schriftquellen abgeleitete Annahme mit dem archäologischen Fundstoff in Süddeutschland vereinbaren und untermauern?

Der »langobardische Horizont« in Süddeutschland

Zahlreiche süddeutsche Grabfunde aus dem letzten Drittel des 6. Jahrhunderts mit Parallelen im langobardischen Italien hatten JOACHIM WERNER zur Ansicht gebracht, dass es nach 568 n. Chr. intensive Kontakte zwischen Alamannen und Langobarden gegeben habe³¹. Der archäologische Niederschlag dieser Jahrzehnte war deutlich größer als der Fundstoff, der zuvor aus dem ostgotischen Italien in die Alamannia gekommen war oder der als Kriegsbeute fränkisch-alamannischer Heere betrachtet wird, die in Italien operierten. Fernhandel, Wanderhandwerker sowie enge Verkehrs- und Kulturverbindungen sollen für diesen „langobardischen Horizont“ maßgeblich gewesen sein. GABRIELE GRAENERT ist dem Sachgut nachgegangen, welches im ausgehenden 6. Jahrhundert in Frauengräber Südwestdeutschlands gelangt war, und hat in der damaligen Mode der Frau zahlreiche Parallelen zum Süden festgestellt.³² Sie schloss daraus auf Zuwanderung von Frauen und ganzen Familien aus dem langobardischen Italien und hat sich so letztlich Werners Ansicht angeschlossen. Sie hat jedoch auch auf die Alternative einer Zuwanderung von Langobarden direkt aus Pannonien hingewiesen, wie sie von Ursula Koch und Matthias Knaut für Funde in den Reihengräberfriedhöfen in Schretzheim und auf der Ostalb diskutiert worden war.

Einzeln getragen stehen Scheibenfibeln am Anfang der Frauenmode der jüngeren Merowingerzeit. GRAENERT hat 27 „mediterrane“ Scheibenfibeln vom Typ Cividale – Lauchheim – aufgelistet, im Süden nur das eine namengebende Exemplar aus Cividale. Für eine Fertigungstradition im Norden der Alpen sah sie keinen Anhalt und schloss merkwürdigerweise, dass diese Fibeln „Importgut“ aus dem

Süden seien. Wenn Frauen damals in der Alamannia und in Italien gleichartig ausgestattet waren, kann dies wohl kaum auf die Beute „modebewusster“ alamannischer Krieger zurückgeführt werden. GRAENERT ging von Zuwanderung aus – von Zuwanderung einzelner Frauen oder sogar von ganzen Familien. Als Ursache dafür sah sie das lange und unruhige Interim in Italien nach der Ermordung Alboins im Jahr 572 n. Chr. Als weiteren spezifischen Bestandteil der Tracht langobardischer Frauen hat Graenert die silbernen Zwingen von Amulettgehängen aufgelistet. Die entsprechenden Funde im Donauraum ließ sie unkommentiert.

Aus den Schriftquellen lässt sich bei den Langobarden ein Streit um die Königsherrschaft erkennen und daraus folgern, dass schon um 568 n. Chr. langobardische Zuwanderer direkt aus Pannonien in die Alamannia gekommen waren. Neben den Anhängern des Gausen Alboin hatte es dort auch noch Parteigänger des verdrängten alten Königshauses der Lethinger gegeben. Es liegt auf der Hand, dass diese nicht mit Alboin nach Italien, sondern die Donau aufwärts ins Merowingerreich zogen, als Alboin ihre Heimat den Awaren überließ. Diesen Fluchtweg wählten nicht nur die lethingischen Langobarden sondern auch Teile der Gepiden und die zu ihnen geflohenen Heruler. Auch bei diesen beiden Stämmen gab es Parteiungen aus dynastischen Gründen. Für die Heruler hatten wohl schon vor 568 n. Chr. Kontakte zu Stammverwandten bestanden, die in der merowingischen Alamannia bereits ansässig waren. Der Ritt des Klepsauer Herrn in die Ferne könnte die Donau abwärts gegangen sein – nicht nach Italien. Wenn er nach der Rückkehr seinem Sohn ein Silberkreuz auf die Stirn ins Grab legte, folgte er als Christ in fränkischen Diensten dem Beispiel seiner ebenfalls orthodox-christlichen Verwandtschaft in Pannonien.

Runenkundige Immigranten östlich vom Schwarzwald aus Pannonien

In seinem Aufsatz „Die Alemannen auf dem Weg zum Christentum“ hatte 2003 SÖNKE LORENZ die Beobachtung referiert, dass die Runeninschriften und die Goldblattkreuze in Süddeutschland im Raum ihrer Verbreitung etwa übereinstimmen.³³ In zwei Fällen wurden sogar Abschwörformeln gegenüber heidnischen Praktiken in Runen geschrieben. Nicht diskutiert wurde bislang, dass hier ein ursächlicher Zusammenhang bestehen könnte.

Unter den mit Dativus zusammen aus Skandinavien gekommenen 200 heidnischen Herulern müssen die Runenmeister gewesen sein, die im Süden ihren bereits christlichen Stammesgenossen die Schrift aus dem Norden beibrachten. Im christlichen Umfeld verloren die Runen ihren „religiösen“ oder „magischen“ Aspekt, den sie im heidnischen Weltbild besessen hatten. Mit überwiegend schon christlichen Herulern wanderte um 568 n. Chr. die Kenntnis der Runenschrift nach Westen. Hier im Merowingerreich wurde die Schrift aus dem Norden in einer fremden Umgebung zum Zeichen für eine Gemeinschaft, zum gemeinsamen Erkennungszeichen innerhalb der nordischen Volksgruppen, die nach 531 und um 568 n. Chr. nach Süddeutschland gekommen waren. Nach zwei bis drei Generationen waren alle diese Zuwanderer vollständig integriert und im Neustamm der „Alamannen/Schwaben“ aufgegangen. Der Gebrauch der Runenschrift erlosch deshalb.

Im langobardischen Italien fehlen Runen und Goldbrakteaten, die Amulette aus dem Norden. Die mit den Langobarden auswandernden, zuvor loyal zu Byzanz stehenden Heruler waren ebenfalls Christen, die ihren Toten Goldblattkreuze als Amulette ins Grab legten. Runenschrift fehlt bei ihnen, weil diese von den mit Darius gekommenen nordischen Runenmeistern nur der Herulergruppe vermittelt worden war, die zu den Gepiden floh.

Der „langobardische Horizont“ in Süddeutschland ist mehrfach und umfassend bereits dargestellt.³⁴ Aus dem Fundstoff in der Alamannia lässt sich auch der Zuzug von Gepiden und der mit ihnen verbundenen Heruler erschließen. Im folgenden Abschnitt werden verschiedene Fundarten und Fundorte diskutiert:

- Die Bildwerke in der Alamannia, die nach Karl Hauck eine „alemannische Adelskultur“ bezeugen, besitzen im Skandinavien der Vendelzeit Parallelen³⁵. Diese Epoche wird mit der Merowingerzeit in Mitteleuropa gleichgesetzt. Darstellungen von tanzenden Wolfskriegern von der oberen Donau und von Obrigheim in Rheinhessen sind Altstücke in einer späteren Zweitverwendung. Auf der Schwertscheide, die bei Gutenstein, Kreis Sigmaringen, gefunden wurde und die heute in Moskau liegt, ist ein Wolfskrieger mit einem Kreuz kombiniert. Diese Kombination gehört in die Welt des Synkretismus. Nach Süddeutschland können Darstellungen von Wolfskriegern, wie sie auch aus Skandinavien und England bekannt sind, aus Datierungsgründen nur mit der zweiten Zuwanderwelle aus Osten gekommen sein. In den heidnischen Norden weisen die in Mitteleuropa gefundenen Goldbrakteaten von Aschersleben und Obermöllern, von Freilaubersheim und Meckenheim, von Schretzheim und Hohenmemmingen, von Hüfingen sowie von Kreuznach, vielleicht auch von Lindau.³⁶ Ihre weite Streuung über die Alamannia hinaus wäre eher mit der ersten Zuwandererwelle von 531 zu verbinden, aber auch aus Ungarn sind einige Goldbrakteaten bekannt. In Italien fehlt diese Fundgruppe völlig. WILHELM HEIZMANN hat den Vorschlag, die Hüfinger Kleinbrakteaten seien aus dem langobardischen Italien gekommen, zu Recht mit der Begründung zurückgewiesen, dass dort weder Runen noch Brakteaten vorkommen.³⁷ Er sah einen eindeutige Zusammenhang der Formelwörter „alu“ und „ota“, die auch auf Goldbrakteaten vorkommen, zum Norden und wies auch auf in Ungarn gefundene Brakteaten hin. UWE GROSS hat für die Tüllenkanne im gleichen Grab 318 in Hüfingen Parallelen im pannonischen Raum aufgeführt, die auch noch in der ersten Generation bei den Einwanderern in Italien vorkommen. Zu klaren Konsequenzen aus ihren Beobachtungen haben sich beide Autoren nicht durchgerungen.
- Auf den Donaoraum weist ein sowohl in der Alamannia und als auch in Oberitalien erscheinendes Motiv, welches im Norden kein Vorbild hat: die Schlange mit Köpfen an beiden Enden, die auf Totenbäumen – etwa in Oberflacht – und auf Holzsarkophagen wie im Fürstengrab von Civezzano nahe Trient die Ruhe der Toten bewachte.³⁸ HAJO VIERCK sah den schützenden „Wurm“ neben Adler, Eber und Wolf als Symboltier des germanischen Tierstiles; mit zwei Köpfen sind Schlangendarstellungen im Norden aber unbekannt. Das älteste bekannte Vorbild dafür ist ein frühgepidischer Totenbaum von der

oberen Theiss, der um 400 datiert wird.³⁹ Im Grab der Dame von Wittislingen sind diese Schlangen auf einer Scheibenfibel kreuzförmig angeordnet. Das Goldblattkreuz im Grab hat auf den Balken ein Flechtwerk ebenfalls mit Tierkopffenden; eine Amulettkugel, wie sie auch aus Pannonien bekannt ist, war eine weitere Beigabe in diesem Grab.⁴⁰ Doppelköpfige Schlangen finden sich deutlich auf einem Goldblattkreuz aus Fornovo-San Giovanni in der Provinz Bergamo.⁴¹ Ähnliche Flechtwerke von Schlangen mit zwei Köpfen sind auf Goldblattkreuzen aus Civezzano und aus Wittislingen erkennbar.⁴² Noch im 7. Jahrhundert zeigen Brakteatenfibeln – aus Crailsheim und gefunden bei Heilbronn – den doppelköpfigen „Wurm“. Vom Mittelrhein stammt der Grabstein eines christlichen Kriegers aus Niederdollendorf, Kreis Neuwied, der auf der Rückseite ein Christusbild trägt. Aus einem Steinkistengrab unter der Kirche St. Ulrich und Afra kam eine Reliquienschnalle zum Vorschein, auf welcher der „Wurm“ neben einem Andreaskreuz abgebildet ist. Er kommt noch auf einem hochmittelalterlichen Fresko in St. Afra in Schelklingen auf der Schwäbischen Alb vor und windet sich hier neben Christus am Kreuz und der Märtyrerin auf dem Scheiterhaufen um Stangen.⁴³ Ohne dass es irgendwie im Christentum verwurzelt wäre, hat das Unheil abwehrende Wesen offensichtlich auch in christlicher Umgebung noch sehr lange seine Wirkung ausgeübt. Ein Flechtwerk dieser Schlangen ist Dekor auf der Leier aus Grab 58 aus Trossingen, dort zusammen mit einer sehr nordisch anmutenden Darstellung von Schild und Lanzen tragender Krieger, die sich von zwei Seiten auf eine aufgerichtete Lanze zu bewegen.⁴⁴ Lanzen mit Runen darauf gehören zu den frühesten Beispielen für Runeninschriften in Nord- und Osteuropa und sind wohl mit dem nordischen Gefolgschaftswesen zu verbinden.

- Nicht nur die Schlangen als Schutz für die Toten, sondern auch Lamellenpanzer als Schutz für die Lebenden sprechen für nach Westen gezogene Gepiden. Die Kartierung von Resten derartiger Panzer bei Stephanie Keim zeigt zahlreiche Funde im gepidischen Karpatenbecken einschließlich des Gebietes um Sirmium.⁴⁵ Die Fundgruppe im Westen – auf der östlichen Schwäbischen Alb und am Mittelrhein – ist um einen Neufund aus Horrheim bei Vaihingen / Enz zu ergänzen. In Italien und auf dem Balkan gibt es dazu Werkstattfunde; die Häufung im gepidischen Karpatenbecken ist auffallend.
- In Kirchheim / Teck Grab 85 wurde eine Runen tragende Bügelfibel zusammen mit einem Goldblattkreuz und mit Münzanhängern mit dem Bild des Kaisers Justinus II. (565–578) gefunden.⁴⁶ Die Münzen waren wohl kurz vor der Auswanderung aus dem Donaauraum an eine Person gekommen, die sie nicht nach Italien sondern in den Westen mitnahm. Die Kombination unterstreicht die Grundannahme der hier vorgelegten Hypothese: eine gemeinsame Ursache für alle drei Fundarten.
- Die herrschende Lehre geht davon aus, dass bei den Alamannen der Brauch der Goldblattkreuzbeigabe langobardischen Ursprungs gewesen sei.⁴⁷ Tatsächlich stehen den etwa 80 Goldblattkreuzen in der Alamannia etwa 280 in Italien gefundene gegenüber; die Relation kann aber die Priorität dieser Beigabe im langobardischen Italien nicht beweisen. In Italien hatten die Lango-

barden mit Sicherheit andere Sorgen als die Alamannenmission. STEPHANIE KEIM hat viele Parallelen zwischen Italien und der Alamannia und die Modalitäten für die Übernahme südlicher Sitten in den Norden diskutiert.⁴⁸ Für die Goldblattkreuze zitierte sie die älteren Ansichten, ohne zu einem Ergebnis zu gelangen, das über die Ansicht von JOACHIM WERNER hinausgekommen wäre. Sie hat aber deutlich darauf hingewiesen, dass diese Kreuze in Italien zwar schon bei der Einwanderergeneration vorkommen, dass aber noch ältere Exemplare nördlich der Alpen bekannt sind – selbst wenn MARTIN und GRAENERT das Klepsauer Silberkreuz später datieren wollen als URSULA KOCH. Das älteste der Metallfolienkreuze nördlich der Alpen – das schon erwähnte Silberfolienkreuz aus Klepsau Grab 13 – war schon vor dem Zug der Langobarden nach Italien einem Knaben ins Grab gelegt worden.⁴⁹ KNAUT hat die Gleichzeitigkeit des Einsetzens der Goldblattkreuze in Süddeutschland und in Italien akzeptiert, etwas gequält klingt aber seine Angabe zur Herleitung der Sitte: *„Resümierend kann man für die Beigabensitte der Goldblattkreuze nur von einer ‚langobardischen Erfindung‘ sprechen, die durch den engen Kontakt und Austausch zwischen nord- und südalpinem Raum quasi gleichzeitig von Langobarden und Alamannen, etwas später auch von Bajuwaren, aufgenommen und ausgeübt wurde.“*⁵⁰ Das KEIM für ihre Arbeit vorgegebene Thema „Kontakte zwischen dem alamannisch-bajuwarischen Raum und dem langobardenzeitlichen Italien“ hat ihr offensichtlich die Sicht auf Alternativen verstellt. Kontakte hatte es sicherlich gegeben: sie bestanden neben Handelskontakten vor allem darin, dass Alamannen in fränkischen Heeren in Italien operierten und dort Beute machten. Noch heidnische Alamannen plünderten in Italien Kirchen und hoben sich dadurch in den Augen des byzantinischen Historikers Agathias unvorteilhaft von den schon christlichen Franken ab⁵¹. Welche heidnischen „Alamannen“ der Gewährsmann des Byzantiners dabei im Auge hatte, lässt sich zwar vermuten, aber nicht mit Sicherheit bestimmen. Selbstverständlich gibt es Belege dafür, dass Geraubtes aus Kirchengut in Italien als Beigabe in Alamannien den Weg in Gräber fand⁵², kaum denkbar ist aber die Annahme, dass eine christliche Bestattungssitte als Handels- oder Beutegut aus Italien über die Alpen gekommen sei. Auch wenn der genaue Zeitpunkt für die Bestattung mit Kreuz in Klepsau strittig sein mag, das Kreuz aus kostbarer byzantinischer Seide in einem Totenbaum aus Grab 68 in Oberflacht ist dendrochronologisch ins Jahr 569 n. Chr. datiert.⁵³ Der Stoff für dieses Seidenkreuz dürfte noch mit dem hier Bestatteten zusammen die Donau aufwärts in die Baar gekommen sein. Das einzige erhaltene textile Kreuz spricht dafür, dass im Donaauraum und auch andernorts zahlreiche Stoffkreuze in ärmeren Gräbern vergangen sind. Weder im langobardischen Italien noch im merowingischen Alemannien stand damals und in der Folgezeit byzantinische Seide zur Verfügung. Als Ersatz für Seide griff man bei reichen Bestattungen auf dünne Gold- oder Silberfolie zurück. Kreuze daraus beschützten die Totenruhe. Sie traten an die Stelle der heidnischen Goldbrakteaten, die wie die Brakteatenfibeln Amulette für die Lebenden waren. Vereinzelt im Donaauraum gefundene Silberblattkreuze aus mittelawarischer Zeit belegen die

Beigabensitte auch für Nachkommen einiger der dort unter der Awarenherrschaft zurückgebliebenen Provinzialen germanischer Herkunft.⁵⁴

Die neue Beigabensitte der Goldblattkreuze war somit aus gleichen Gründen beiderseits der Alpen zeitgleich entstanden. Der Grund dafür war trivial: die kostbare Seide war auch für die Oberschicht nicht mehr verfügbar. An der Verknappung war nach Prokop die Eroberung Südarabiens durch die Sassaniden schuld.⁵⁵ PROKOP berichtet, dass persische Händler die äthiopischen Zwischenhändler daran hinderten, die auf Schiffen aus Indien gekommene Seide auf See oder auf dem Landweg ans Mittelmeer weiterzuleiten. Sowohl der Import von Seide als auch von Edelsteinen aus Indien und Ceylon in den Mittelmeerraum brach deshalb zusammen. Im Merowingerreich hatte es zahlreiche Scheibenfibeln mit Granateinlagen in engzelliger Cloisonne-Technik gegeben; sie fehlen – mit einer gewissen zeitlichen Verzögerung – anschließend in den Gräbern.⁵⁶ Unmittelbar vor der Nachricht vom Zug Alboins nach Italien berichtet GREGOR VON TOURS von der Verknappung der Seide in Byzanz und bestätigt damit die Angabe von PROKOP.⁵⁷ Die von den Persern bedrängten christlichen Armenier versuchten damals, sich mit der kostbaren Seide den Schutz Ostroms zu erkaufen. Der von den veränderten Verhältnissen erzwungene Übergang von Seide zu Goldfolie war für die Archäologen ein Glücksfall, denn bis auf das Oberflächter Seidenkreuz sind Stoffkreuze bei uns nicht erhalten geblieben. KONRAD WEIDEMANN hat im Raum zwischen Ägypten und dem südlichen Kleinasien „byzantinische“ Goldblattkreuze sowie Amulette und Totenschmuck aus dünner Goldfolie aufgelistet.⁵⁸ Er erwähnte auch Stoffkreuze aus Ägypten, die dem Seidenkreuz aus Oberflacht entsprechen würden. Mit textilen Materialien hat WOLFGANG ROTH Kreuze aus jeweils fünf Goldappliken im Grab 97 in Esslingen-Sirnau und aus Parma sowie die Adlerbleche aus Donzdorf Grab 48 verbunden.⁵⁹

Den Kuss des Kreuzes als christliche Sitte könnten die Heruler anlässlich der Taufe ihrer Anführer in Byzanz im Jahr 528 n. Chr. kennen gelernt haben; einen Zusammenhang zwischen den Kreuzen im Osten und den Goldblattkreuzen des Westens könnten auch christliche Heruler vermittelt haben, die im Osten als Söldner gegen die Perser gedient hatten.

Kreuze aus Seide oder Metallfolie waren Amulette, Heilszeichen für das Jenseits. Neben den Beigaben, wie sie auch andere christliche Germanen den Toten ins Grab gaben, wurden die Kreuze den Toten auf Mund und Brust gelegt. Als Ersatz für die kostbare Seide wurde der Oberschicht in der Goldfolie ein Materialersatz gefunden; das Ergebnis technischer Untersuchungen schließt das Tragen von Goldblattkreuzen durch Lebende aus.⁶⁰ Schon bei den noch heidnischen Herulern hatte Goldfolie eine Rolle für die Herstellung von Amuletten in Form von Brakteaten besessen. Wohl mit Ausnahme der 200 Krieger, die mit Datus aus Thule gekommen waren, bekannten sich die Heruler um 568 n. Chr. weitestgehend zum orthodoxen Christentum. Zusammen mit den von Ostrom abtrünnigen christlichen Verwandten waren die wenigen heidnischen Neuankömmlinge aus Skandinavien „gepidische Heruler“. Sie waren mit den Herulern, die weiter loyal zu Byzanz standen, zutiefst verfeindet. PROKOP berichtet von Kämpfen, bei welchen der Bruder des Datus im Kampf gegen 1500 Heruler fiel, die Kaiser Justinian den Langobarden gegen die Gepiden zu Hilfe gesandt hatte. Gegen den Willen des

Kaisers in Byzanz sind die zuvor zu Ostrom haltenden Heruler unter Alboin mit den Langobarden nach Italien gezogenen. Sie besaßen aus den Soldzahlungen Ostrome Goldsolidi. Auch ihre zu den Gepiden geflohenen christlichen Stammesgenossen hatten als ehemalige Foederaten noch byzantinisches Gold zur Verfügung. Dies ermöglichte den Vornehmen in beiden Gruppen, ihren Toten statt der Seidenkreuze Kreuze aus der vergleichbar kostbaren Goldfolie ins Grab zu geben. RAINER CHRISTLEIN hatte erkannt, dass Goldblattkreuze weniger eine Frage des Glaubens als die des verfügbaren Goldes waren.⁶¹

Die Zuwanderung von Gruppen von der mittleren an die obere Donau ist durch Sachgut archäologisch gut belegt. Diese Zuwanderung löst ein sprachliches Problem, das die Germanisten mit einer angeblichen gotisch-arianischen Mission in Süddeutschland zu lösen versucht hatten. Ihre Hypothese war aus dem Auftreten von Lehnworten abgeleitet worden, die vor allem im kirchlichen Bereich in Gebrauch sind. ELFRIEDE STUTZ hat den Forschungsstand dazu referiert, und für den „Donauweg“ plädiert.⁶² Nicht gotisch-arianische Missionare aus Süden, sondern Heruler und Langobarden als orthodox-katholische Christen waren um 568 n. Chr. die Donau entlang nach Westen gezogen; allenfalls die mitziehenden Gepiden könnten Arianer gewesen sein. Alle hatten östlich vom Schwarzwald eine neue Heimat gefunden – lange bevor die Franken vom Westen aus eine Kirchenorganisation in der Alamannia aufgebaut haben. Auch die kontrovers diskutierte alamannisch-skandinavische Sprachparallelen finden so eine Erklärung.⁶³

Nochmals: kurz vor der Mitte des 6. Jahrhunderts – etwa eineinhalb Jahrzehnte nach der direkten Zuwanderung aus dem Norden nach Austrasien – kamen zu den christlichen Herulern in Pannonien wieder runenkundige Stammverwandte aus dem Norden. Diese späten Zuwanderer aus der skandinavischen Heimat waren noch Heiden. Sie vermittelten die Runenschrift 568 n. Chr. nochmals nach Austrasien, jedoch nur in die Alamannia. Die Runenhäufung in Süddeutschland lässt sich somit – *horribile dictu!* – einer bestimmten Ethnie zuschreiben, genauer noch sogar einer Untergruppe, den „gepidischen“ Herulern.

Allein aus dem Schrifttum wird hier als Ursache des Auftretens von Runen in Mitteleuropa auf die mehrfache Zuwanderung nordischer Gruppen geschlossen: zum einen direkt aus dem Norden und zum andern auf dem Umweg über den Osten. Dieser nur kurze zeitliche Abstand innerhalb des 6. Jahrhunderts ist für Archäologen mit ihren Methoden nur schwer zu unterscheiden. Archäologisch fundierte Indizien genereller Art – das Auftreten bzw. das Fehlen von Runen und das Auftreten von Goldblattkreuzen beiderseits der Alpen – untermauern die Annahme von zwei Zuwanderungen. Runen waren im Süden mit christlichen, nur selten mit heidnischen oder synkretistischen Vorstellungen verbunden.

„Südgermanische“ oder „kontinentalgermanische“ Runenschreiber sind ein Konstrukt der Forschung. Die Runen in Mitteleuropa wurden von Nordgermanen geritzt, die entweder nach 531 direkt aus dem Norden in das erweiterte Merowingerreich oder um 568 indirekt über den Donaauraum aus dem Osten in die Alamannia gekommen waren. Runen waren zuletzt für zwei bis drei Generationen nur noch ein Zeichen einer gemeinsamen Herkunft. Ihre Verwendung endete nicht wegen der Christianisierung, sondern wegen der Integration der „gepidischen Heru-

ler“ in die aus vielen Volkgruppen zusammenwachsende Bevölkerung im merowingerzeitlichen Alamannien. In Süddeutschland, im langobardischen Italien und auch in Pannonien fehlen für die Goldblattkreuze Vorbilder aus Metall. Ihr Auftreten in Gräbern beiderseits der Alpen nach 568 n. Chr. beruht darauf, dass für die zuvor als Beigabe in reichen Gräbern verwendeten kostbaren Seidenkreuze in Goldfolie ein gleichwertiger Ersatz gefunden wurde. Das wichtigste der archäologischen Argumente für die Herkunft der Runen in der „alamannischen Runenprovinz“ und der Goldblattkreuze von Osten liegt in der Tatsache, dass es zwar sowohl in Italien als auch in Südwestdeutschland Goldblattkreuze und doppelköpfige Schlangen gibt, dass aber Runen im langobardischen Italien völlig fehlen. Dort hin waren mit Alboin zusammen nur die christlichen Heruler gezogen, die zuvor loyal zu Ostrom gestanden hatten. Sie ritzen keine Runen.

Anschrift des Verfassers:

Dr. Hans-Dieter Lehmann
In der Ganswies 2
72406 Bisingen-Zimmern

Anmerkungen

- 1 MAX MARTIN 1997: Schrift aus dem Norden. Runen in der Alamannia – archäologisch betrachtet. Begleitband zur Landesausstellung „Die Alamannen“, Archäologisches Landesmuseum Baden-Württemberg (Hrsg.), Stuttgart, S. 499–502; derselbe 2004: Kontinentalgermanische Runeninschriften und „alamannische Runenprovinz“ aus archäologischer Sicht. In: HANS-PETER NAUMANN (Hrsg.): Alemannien und der Norden. Reallexikon der Germanischen Altertumskunde, Ergänzungsband (zukünftig RGA-E) 43, Berlin/New York 2004, S. 165–212.
- 2 ELLEN RIEMER 1997: Im Zeichen des Kreuzes. Goldblattkreuze und andere Funde mit christlichem Symbolgehalt. In: Die Alamannen (wie Anm. 1) S. 447–454.
- 3 KLAUS DÜWEL 1997: Frühe Schriftkultur bei den Barbaren. Germanische Runen, lateinische Inschriften. In: Die Alamannen (wie Anm. 1) S. 491–498; derselbe 1994: Runische und lateinische Epigraphik im süddeutschen Raum zur Merowingerzeit. In: DÜWEL, NEUMANN, NOWAK (Hrsg.): Runische Schriftkultur in kontinental-skandinavischer und -angelsächsischer Wechselbeziehung, RGA-E 10, Berlin/New York 1994, 229–308; derselbe 2008: Runenkunde. 4. Auflage, Stuttgart/Weimar.
- 4 MARTIN 1997 (wie Anm. 1) S. 499 mit Abb. 579 und 580; vgl. derselbe 1977: Die Runenfibel aus Bülach Grab 249. Gedanken zur Verbreitung der Runendenkmäler bei den Westgermanen. Festschrift WERNER DRACK zum 60. Geburtstag, Stäfa/Zürich S. 120–128 mit Abb. 6 + 7.
- 5 HELMUT ROTH 1994: Runenkunde und Archäologie. Bemerkungen zu den süddeutschen Runenfunden. In: DÜWEL (Hrsg.): Runische Schriftkultur in kontinental-skandinavischer und -angelsächsischer Wechselbeziehung. RGA-E 10 (wie Anm. 3), S. 309–312, bes. S. 311 f.; derselbe 1988: Nochmals zu den süddeutschen Runenfunden. Methodische Bemerkungen zur Rolle der Archäologie. In: DÜWEL, NOWAK (Hrsg.): Runenschriften als Quellen interdisziplinärer Forschung. RGA-E 15, Berlin/New York 1988, 180–185, bes. S. 181 und 183.
- 6 DÜWEL 2008 (wie Anm. 3) S. 56.
- 7 ROTH 1994 (wie Anm. 5) S. 310.
- 8 Derselbe: (wie Anm. 5) S. 312.
- 9 MARTIN 1997 (wie Anm. 1) S. 501.
- 10 JOHN INSLAY 2008: Anglo-Saxons in Rome. The Evidence of the Names. U. Ludwig, TH. SCHILP (Hrsg.) Nomen et Fraternitas. Festschrift für Dieter Geuenich zum 65. Geb. RGA-E 62, Berlin, New York 2008, 107–113.
- 11 DÜWEL u. a. (in Vorbereitung). Freundliche Mitteilung von Herrn PROF. DR. KLAUS DÜWEL, Göttingen, vom 30.7.2012.
- 12 DÜWEL 2008 (wie Anm. 3) S. 31 f.; ION IONITA 1980: Die Römer-Daker und die Wandervölker im donauländischen Karpatenraum im 4. Jahrhundert. In: H. WOLFRAM, F. DAIM (Hrsg.) Die Völker an der mittleren und unteren Donau im 5. und 6. Jahrhundert. Österreichische Akademie der Wissenschaften, Philosophisch-Historische Klasse, Denkschriften 145. Band, Wien 1980, 123–129, bes. Zeichnung Abb. 1,7.

- 13 DÜWEL 2008 (wie Anm. 3) S. 31 f.
- 14 MARTIN 1997 (wie Anm. 9) S. 501.
- 15 Roth 1998 (wie Anm. 7) S. 181.
- 16 BERNHARD SALIN 1935: Die altgermanische Thierornamentik. 1904, Stockholm
2. Auflage 1935, S. 146 ff.; MARTIN 2004 (wie Anm. 1) S. 176 Abb. 5 und S. 183 Abb. 8. zu den Bügelfibeln aus Schretzheim Grab 26 und Bezenye Grab 8 sowie den S-Fibeln aus Weingarten Grab 179 und aus Szentendre Grab 33.
- 17 ALEXANDER HEINE (Hrsg.): Widukind Sächsische Geschichten nebst der Schrift über die Herkunft der Schwaben. Phaidon Essen/Stuttgart 1986.
- 18 HANS-DIETER LEHMANN 2005: De Origine Gentis Swevorum/Von der Herkunft der Schwaben. Jahrbuch des Historischen Vereins Dillingen 106 (2005) 43–56.
- 19 KARL HAUCK 1970: Das Wissen Widukinds von Corvey von der Neubildung des sächsischen Stammes im 6. Jahrhundert. H. STOOB (Hrsg.) Ostfälisch-weserländische Forschungen zur geschichtlichen Landeskunde. Münster/Westfalen 1970, 1–16.
- 20 UWE GROSS 1991: Ergänzende Bemerkungen zu den Gefäßbeigaben der „Dame von Donzdorf“ (Grab 78). Hohenstaufen/Helfenstein. Historisches Jahrbuch für den Kreis Göppingen 1 (1991) S. 11–18.
- 21 ALEXANDER HEINE, ANDREAS SCHAEFER (Hrsg.): PROKOP: Der Gotenkrieg – der Vandalenkrieg. Nebst Auszügen aus Agathias u. a., Phaidon/Essen o. J.; OTTO VEH: PROKOP 5 Bände 1966–1977. Band II: Gotenkriege, Band III: Perserkriege; Band V: Vandalenkriege.
- 22 ROLAND STEINACHER 2010: The Herules: Fragments of a History. In: FLORIN CURTA (Hrsg.): Neglected Barbarians. Studies in the Early Middle Ages Vol. 32, Turnhout 2010, S. 319–360; WALTER GOFFART 2006: Barbarian Tides. The Migration Age and the Later Roman Empire. Philadelphia 2006, 205–210.
- 23 TROELS BRANDT 2009: The Heruls: www.gedevasen.dk/heruls.pdf; ANGELIKA LINTNER-POTZ 2006: Die Eruler. Diplomarbeit Universität Wien, www.gedevasen.dk/alp-eruler.pdf; WILFRIED MENGHIEN 1985: Die Langobarden. Archäologie und Geschichte. Stuttgart 1985, S. 29–32; Walter Pohl: Die Gepiden und die gentes an der mittleren Donau nach dem Zerfall des Attilareiches. In: H. WOLFRAM, F. DAIM (Hrsg.) Die Völker an der mittleren und unteren Donau im 5. und 6. Jahrhundert. Österreichische Akademie der Wissenschaften, Denkschriften 145. Band, Phil.-Hist. Klasse, Wien 1980, 239–305, bes. S.277f.; ERICH KETTENHOFEN 1992: Die Einfälle der Heruler ins römische Reich im 3. Jahrhundert n. Chr. Klio 74 (1992) 291–313. Die Quellen zur Abfolge der geschichtlichen Ereignisse im Donauraum sind auf Deutsch bequem zugänglich zusammengestellt von KARLHEINZ DIETZ, in: Schriftquellen zur Völkerwanderungszeit im pannonischen Raum (von 378–584 n. Chr.). In: WILFRIED MENGHIEN (Hrsg.): Germanen, Hunnen und Awaren. Schätze der Völkerwanderungszeit. Germanisches Nationalmuseum Nürnberg 1987, S. 27–67.
- 24 ANNE KROMANN 1987: Die römischen Münzen von Gudme. Frühmittelalterliche Studien 21 (1987), S. 61–73.
- 25 CHARLOTTE FABECH 1991: Neue Perspektiven zu den Funden von Sösdala und Fulltofta. Studien zur Sachsenforschung 7 (1991).
- 26 THEODOR MOMMSEN (Hrsg.): Chronica minor saeculi IV–VII, Consularia Italica S. 309 zu a. 476 und S. 413 zu a. 487.
- 27 PROKOP Gotenkrieg (wie Anm. 21) Buch II Kap. 14 S. 104.
- 28 ALEXANDER SARANTIS 2010: The Justinianic Herules: from Allied Barbarians to Roman Provincials. In: Neglected Barbarians (wie Anm. 22) S. 361–402.
- 29 WALTER POHL 1988: Die Awaren. Ein Steppevolk in Mitteleuropa 567–822 n. Chr. München 1988, S. 44
- 30 ALEXANDER HEINE (Hrsg.): Paulus Diaconus. Geschichte der Langobarden. Buch II, Kapitel 6 und Buch III Kapitel 5–7, Phaidon Essen/Stuttgart 1986, S. 82 f. vgl. GREGOR VON TOURS, Buch IV Kapitel 42. Unter diesen Sachsen dürfte auch ein junger Sachse aus Essex mit Namen Saerberth gewesen sein, später der erste christliche König von Essex. Obwohl sein Volk erst unter seinem Enkel Sigibert sanctus zum Christentum übertrat, wurden im Grab Saerberths zwei Goldblattkreuze neben Objekten gefunden, die auf Herkunft aus Pannonien, Italien und Nordfrankreich weisen. Vgl. LYN BLACKMORE 2008: Schätze eines angelsächsischen Königs von Essex. Die Funde aus einem Prunkgrab von Prittlewell und ihr Kontext. In: SEBASTIAN BRATHER (Hrsg.): Zwischen Antike und Frühmittelalter RGA-E 57, Berlin/New York 2008, S. 323–340; DAVE LAKIN 2005: Der Fürst mit dem Kreuz, Archäologie in Deutschland, S. 62 f. Die Person, die Sa-

- berth im Jahr 613 die Goldblattkreuze ins Grab gelegt hat, dürfte aus Pannonien oder Italien mitgekommen sein. Die Sachsen hatten sich in Italien den Langobarden nicht unterordnen wollen und waren nach GREGOR VON TOURS über Gallien nach Norden zurückgekehrt. Saerberth und sein Gefolge hatten sich in Nordfrankreich von ihnen getrennt und waren vor 575 n. Chr. auf die britische Insel zurückgekehrt. Hierauf lassen die Münzbeigaben im Grab sowie die Tatsache schließen, dass der Enkel nach dem im Jahre 575 ermordeten Merowinger Sigibert I. benannt wurde. Wie das einige Jahrzehnte zuvor einem Knaben in Klepsau/Hohenlohekreis auf die Stirn gelegte Silberkreuz (vgl. Anm. 49) haben auch die in Essex auf den Augen des Toten gefundenen Kreuze an den Balkenenden keine Löcher zum Aufnähen auf eine textile Unterlage.
- 31 JOACHIM WERNER 1935: Münzdatierte austrasische Grabfunde. Germanische Denkmäler der Völkerwanderungszeit A 3, Berlin/Leipzig 1935, S. 23.
- 32 GABRIELE GRAENERT 2000: Langobardinnen in Alamannien. Zur Interpretation mediterranen Sachguts in südwestdeutschen Frauengräbern des ausgehenden 6. Jahrhunderts. *Germania* 78 (2000)2, 417–444; URSULA KOCH, 1977: Das Reihengräberfeld bei Schretzheim. Germanische Denkmäler der Völkerwanderungszeit A 13, Berlin 1977, 184 ff.; MATTHIAS KNAUT 1993: Die alamanischen Gräberfelder von Neresheim und Kösing, Ostalbkreis. Forschungen und Berichte zur Vor- und Frühgeschichte in Baden-Württemberg 48, Stuttgart 1993, 213 ff.
- 33 SÖNKE LORENZ 2003: Die Alemannen auf dem Weg zum Christentum. In: SÖNKE LORENZ, BARBARA SCHOLKMANN (Hrsg.): Die Alemannen und das Christentum. Zeugnisse eines kulturellen Umbruchs. Schriften zur südwestdeutschen Landeskunde 48 bzw. Veröffentlichungen des Alemannischen Instituts Nr. 71, Leinfelden-Echterdingen 2003, S. 65–111, bes. S. 73 f. und S. 91.
- 34 GRAENERT (wie Anm. 32); STEPHANIE KEIM 2007: Kontakte zwischen dem alamannisch-bajuwarischen Raum und dem langobardenzeitlichen Italien. *Internationale Archäologie* Band 98, Rahden/Westfalen 2007.
- 35 KARL HAUCK 1957: Alemannische Denkmäler der vorchristlichen Adelskultur. *Zeitschrift für Württembergische Landesgeschichte* 16 (1957) 1–39.
- 36 MORTEN AXBOE, KLAUS DÜWEL, KARL HAUCK, LUTZ E. VON PADBERG: Die Goldbrakteaten der Völkerwanderungszeit, Münstersche Mittelalter-Schriften Band 24, München 1985 ff.; zu einem Brakteaten aus Lindau vgl. WOLFGANG HARTUNG 2008: Die Anfänge des Damenstifts Lindau. In: U. LUDWIG, T. SCHILP (Hrsg.): *Nomen et Fraternitas*. Festschrift für Dieter Geuenich zum 65. Geburtstag. RGA-E 62, Berlin/New York 2008, 699–719. DÜWEL, KLAUS 1992: Zur Auswertung der Brakteateninschriften. Runenkenntnis und Runeninschriften als Oberschichten-Merkmale. In: KARL HAUCK (Hrsg.): *Der historische Horizont der Götterbild-Amulette aus der Übergangsepoche von der Spätantike zum Frühmittelalter*. Abhandlungen der Akademie der Wissenschaften in Göttingen, Phil.-Hist. Klasse, 3. Folge Nr. 200, Göttingen 1992 S. 32–97; ANDERS HULTGARD 1998: Runeninschriften und Runendenkmäler als Quellen der Religionsgeschichte. In: RGA-E 15 (wie Anm. 5) S. 715–737.
- 37 WILHELM HEIZMANN 2003: Die Hüfingener Kleinbrakteaten und die völkerwanderungszeitlichen Goldbrakteaten des Nordens. In: HANS-PETER NAUMANN (Hg.) *Alemannien und der Norden*. RGA-E Band 43, 2003, 371–385, bes. S. 382; vgl. GERHARD FINGERLIN, JOSEF FISCHER, KLAUS DÜWEL: *Alu und ota – Runenbeschriftete Münznachahmungen der Merowingerzeit aus Hüfingen*. *Germania* 76, 1998, 789 ff.; GROSS, UWE: *Bemerkungen zur Keramik aus Grab 118 in Hüfingen, Schwarzwald-Baar-Kreis*. *Germania* 78, 2000,1, S. 198–202.
- 38 WILFRIED MENGHIEN 1985: Die Langobarden. *Archäologie und Geschichte*. Stuttgart 1985, S. 175 und S. 181; HAJO VIERCK 1967: Ein Relieffibelpaar aus Nordendorf in Bayerisch Schwaben. *Zur Ikonographie des germanischen Tierstils*. *Bayerische Vorgesichtsbblätter* 32, 1967, S. 114 ff.
- 39 PETER NEMETH 1988: Frühgedipische Gräberfunde an der oberen Theiss. In: WILFRIED MENGHIEN (Hrsg.): *Germanen, Hunnen und Awaren*. (wie Anm. 23) S. 218 f. und Abb. V, 5a.
- 40 RIEMER 1997 *Alamannen*katalog (wie Anm. 2) S. 451 Abb. 516.
- 41 MENGHIEN (wie Anm. 38) S. 175 Abb. 166f und Tafel 37 (Goldblattkreuz von Fornovo-San Giovanni) und S. 181 und Abb. 174 (Sarkophag von Civezzano).
- 42 URSULA KOCH 1976: Frühmittelalterliche

- Brakteatenfibeln – christliche oder heidnische Amulette? *Jahrbuch für schwäbisch-fränkische Geschichte* 28 (1976) 19–28 mit Abb. 12.
- 43 ALFRED WEITNAUER 1965: Keltisches Erbe in Schwaben und Baiern. Kempten 1965, Abb. 122 + 123. Grabstein von Niederdollendorf auch bei Menghien 1985 (wie Anm. 38) Abb. 175.
- 44 BARBARA THEUNE-GROBKOPF 2002 ff.: Herausragende Holzobjekte aus Grab 58 von Trossingen, Kreis Tuttlingen. *Archäologische Ausgrabungen in Baden-Württemberg* 2002, 151–154; dieselbe: Krieger auf der Leier. *Archäologie in Deutschland*. 2004/3, 8–13; dieselbe: Die vollständig erhaltene Leier des 6. Jahrhunderts aus Grab 58 in Trossingen, Baden-Württemberg, Kreis Tuttlingen. *Germania* 84 (2006) 1–50; dieselbe: Reiterkrieger und Leierspieler. Das Grab eines Gefolgschaftsherrn von Trossingen im Kreis Tuttlingen. *Schwäbische Heimat* 2010, Heft 4, 468–475.
- 45 KEIM (wie Anm. 34) S. 68 ff. und Beilage 20; zum Neufund aus Horrheim siehe *Denkmalpflege in Baden-Württemberg* 41 (2012) Heft 3, S. 135.
- 46 MARTIN 2004 (wie Anm. 1), S. 269.
- 47 MATTHIAS KNAUT 2003: Die Goldblattkreuze als Zeichen der Christianisierung. In: *Die Alemannen und das Christentum* (wie Anm. 33) S. 55–64; BARBARA SCHOLKMANN, 2008: Im Zeichen des Kreuzes, Der Übergang der Alamannen zum Christentum. In: DOROTHEE ADE, BERNHARD RÜTH, ANDREAS ZEKORN (Hrsg.): *Alamannen zwischen Schwarzwald, Neckar und Donau*. Stuttgart 2008, 139–142; RIEMER 1997 (wie Anm. 2).
- 48 KEIM (wie Anm. 34).
- 49 URSULA KOCH 1980: Das fränkische Gräberfeld von Klepsau, Hohenlohe-Kreis. *Archäologisches Korrespondenzblatt* 10 (1980) 71–79; vgl. GRAENERT (wie Anm. 32) Exkurs II: Zur Zeitstellung des Folienkreuzes aus Krautheim-Klepsau (Hohenlohekreis) S. 438–441.
- 50 KNAUT (wie Anm. 47) S. 63.
- 51 Agathias *Historien* I, 6,7 (wie Anm. 21) S. 270.
- 52 URSULA KOCH 1997: Der Ritt in die Ferne. Erfolgreiche Kriegszüge im Langobardenreich. *Alamannenkatalog* (wie Anm. 1) 403–415; GERHARD FINGERLIN, 2010: Zwei Edelsteinfassungen aus Frauengräbern in Hüfingen – Beutegut alamannischer Krieger auf einem Feldzug nach Italien? *Archäologische Nachrichten aus Baden*. Heft 80/81, (2010) S. 31 f.
- 53 HANS-JÜRGEN HUNDT 1992: Die Textilreste von Oberflacht. In: SIEGWALT SCHIEK 1992: *Das Gräberfeld der Merowingerzeit bei Oberflacht, Forschungen und Berichte zur Vor- und Frühgeschichte in Baden-Württemberg* 4/1 (1992) S. 105–120; ANNELIESE STREITER, ERIKA WEILAND: Das seidene Aufnähtkreuz aus Oberflacht. In: *Textilien aus Archäologie und Geschichte*. Festschrift KLAUS TIDOW, Neumünster 2000, S. 142–147. Abgebildet ist das Seidenkreuz auch schon bei Menghien 1985 (wie Anm. 38) S. 183.
- 54 ATTILA KISS 1987: Beiträge zur Verbreitung frühmittelalterlicher Folienkreuze im Karpatenbecken. *Archäologisches Korrespondenzblatt* 17 (1987) 235–243; vgl. *Landschaftsverband Rheinland* (Hrsg.): *Die Langobarden. Das Ende der Völkerwanderungszeit*. Darmstadt 2008, S. 343 f.
- 55 PROKOP *Perserkriege* (wie Anm. 21) I, 20, 10 ff.
- 56 UTA VON FREEDEN 2000: Das Ende engzelligen Cloisonnes und die Eroberung Südarabiens durch die Sasaniden. *Germania* 78 (2000) Teil I, 97–124, bes. S.114 ff. mit Anm. 91 und 104; ANNETTE LENNARTZ: Die Rolle Ägyptens im mediterranen Fernhandel. In: *Archäologisches Zellwerk*. Festschrift HELMUT ROTH zum 60. Geb., *Studia honoraria* 16, Rahden/Westf. 2001, S 267–280.
- 57 GREGOR VON TOURS: *10 Bücher Geschichten*. Ausgewählte Quellen zur Deutschen Geschichte des Mittelalters 2, Darmstadt 1977.
- 58 KONRAD WEIDEMANN 1975: „Byzantinische“ Goldblattkreuze. In: WOLFGANG MÜLLER (Hrsg.): *Die Goldblattkreuze des Mittelalters*, Bühl/Baden 1975, S. 145–149.
- 59 HELMUTH ROTH 1974: Bemerkungen zur Deutung und Funktion der Goldblattkreuze in Baden-Württemberg. *Fundberichte aus Baden-Württemberg* 1 (1974) 642–649.
- 60 E. FOLTZ, 1975: Technische Beobachtungen an Goldblattkreuzen. In: *Die Goldblattkreuze des frühen Mittelalters* (wie Anm. 58), S. 11 ff.
- 61 RAINER CHRISTLEIN 1975: Der soziologische Hintergrund der Goldblattkreuze nördlich der Alpen. In: *Die Goldblattkreuze des Mittelalters* (wie Anm. 58), S. 73–83.
- 62 ELFRIEDE STUTZ: Die germanistische These vom „Donauweg“ gotisch-arianischer Missionare im 5. und 6. Jahrhundert. In: H. WOLFRAM, F. DAIM (Hrsg.): *Die Völker...* (wie Anm. 12), S. 207–223.
- 63 FRIEDRICH MAURER 1942: *Nordgermanen und Alemannen. Studien zur germanischen und frühdeutschen Sprachgeschichte, Stammes- und Volkskunde*. Straßburg 1942.

Vor 222 Jahren wurde der badische Professor Joseph Josua Eiselein geboren

Von Hugo Siefert

*Ein schwäbischer Mann soll sich alte Bücher und Schriften vornehmen,
um die Rede unseres Landes recht verstehen zu lernen*

Joseph von Laßberg

1. Genial? Unfähig?

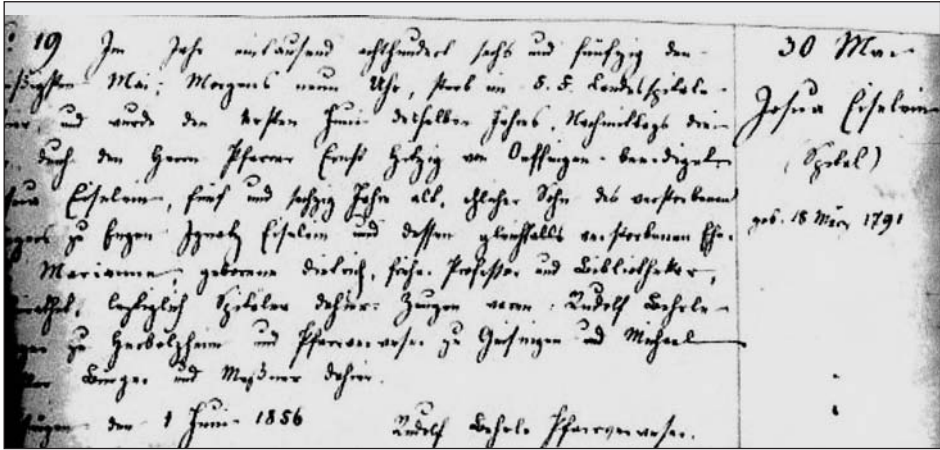
*Von seinem Leben wissen wir so wenig, als wenn er im grauen Altertum oder einem weit entfernten Land geblüht hätte; auch stehen die sparsamen Nachrichten, die uns über ihn erhalten sind, nicht selten miteinander im Widerspruch. Wir wollen indessen die Überbleibsel in ein Ganzes zu vereinigen und das Wahrscheinliche herauszufinden suchen.*¹

Was der Priester und Hofkaplan, Geschichtsschreiber und Geograph, alt- und neu-philologische Literatur- und Sprachwissenschaftler,² Gymnasial- und Hochschul-lehrer, Hof- und Universitätsbibliothekar, Journalist und Publizist Joseph Josua Eiselein über Samuel Butler schrieb, könnte auf ihn selbst zutreffen. Vieles an diesem talentierten Faktotum (und großem Autodidakten?), dessen Bild Patina wie Schmutzstellen hat, ist unentdeckt. Kein Wunder deshalb, dass manches mehr „herauszuahnden“ als „herauszuforschen“ (Goethe) ist.

Obwohl die Liste seiner Werke Schul- und Geschichtsbücher, Übersetzungen sowie Ausgaben und Bearbeitungen fremder Texte umfasst wie die Schriften von Johann Joachim Winckelmann, dem Entdecker des Griechentums für das 18. Jahrhundert und wie er Theologe, Schulmeister,³ Bibliothekar und leidenschaftlicher Sammler – hat niemand Joseph Josua Eiselein eingehend gewürdigt.⁴ Auch die als historische *Who's Who?* geltenden *Badischen Biographien*, in denen fast alle hervorragenden Baaremer des 19. Jahrhunderts zu finden sind,⁵ haben ihn ausgespart.

Dafür wurde einem profilneurotischen Beckmesser⁶ bei aller Genialität⁷ Inkompetenz⁸ und schludriges Vorgehen vorgeworfen.⁹ „In der Literatur“, heißt es kategorisch im Verzeichnis zur Ausstellung *Im Belle-Vue bin ich gedruckt*,¹⁰ „wird er als gescheiterte Existenz dargestellt“, und in seinen Werken spiegle sich oft sein „exzentrisches Wesen“¹¹ wider.

Im 50. Todesjahr von Hermann Hesse wird dem einen dessen Erzählung *Karl Eugen Eiselein* einfallen. Ein anderer könnte auf Franz Sales Eiselein von Thiengen tippen, der 1832 mit Hohentwiel und Hohenkrähen immerhin Zeugen aus Joseph Eiseleins Hegauer Heimat,¹² beschrieben hat. Orthographische und topographische Verstöße¹³ würden Ralf Breslau, Bearbeiter der Grimm'schen Nachlässe,¹⁴ (Sterbe-



Totenschein von Joseph Josua Eiselein. Quelle: Kath. Pfarramt Geisingen.

ort ist „Geisingen an der oberen Donau“) verziehen, jedoch nicht *Wikisource*, das Donaueschingen für den Geburts- und „Geisingen“ für den Sterbeort hält.

Laut örtlichem Taufbuch kam Josephus Eiselein, Sohn der „jüdischen“(?)¹⁵ Bürgersleute Ignatz und Marianne Eiselein geborene Dietrich, am 18. März 1791 in Engen zur Welt. Dieser *Engentinus der Zweite*,¹⁶ wie er auch hätte heißen können, den die Eltern bewogen, (kostenlos) Theologie zu studieren, zog nach Aufhalten in Donaueschingen, Durlach und Heidelberg 1836 nach Konstanz, wo er als *Josua Eiselein* freiberuflich schriftstellerte.

Anders als sein Widersacher, der Konstanzer Stadtarchivar Dr. med. Johann Marmor, oder der konservative Scheffel, war er ein eher unpolitischer Bürger. Zwar arbeitete er 1837 – im Jahr des Protestes der *Göttinger Sieben*, zu denen die Brüder Grimm gehörten – in der Redaktion der von Joseph Fickler gerade herausgegebenen radikal-demokratischen *Seebblätter*, schloss sich aber 1848 den Revolutionären nicht an.

Im ursprünglichen Leprosenhaus und ab 1826 vom Fürstlich Fürstenbergischen ersten Leibarzt Dr. Wilhelm August Rehmann geleiteten Geisinger F. F. Landesspital¹⁷ starb er am 30. Mai 1856. Zwei Tage darauf hat ihn der aus „Oeffingen“ herbeigerufene evangelische Pfarrer Ernst Hitzig beerdigt.¹⁸

2. Ein perfekter Präfekt

Der junge und noch nicht zum Priester geweihte Theologe und Lehreranwärter trat im Oktober 1816 ins *Fürstlich Josephinische* oder *Gymnasium ad Fontes Danubii*, danach *fürstlich=Fürstenbergische Mittelschule* in Donaueschingen genannte Schule ein¹⁹ und wurde zwei Jahre später als Professor verbeamtet. Fürst Karl Egon II. wies die Domänenkanzlei an, ihn trotz fehlender Ordination und aus Rücksicht „auf sein wiederholtes untertänigstes Gesuch (...) in Gnaden“²⁰ zu bestellen. Noch im Herbst 1818, ein halbes Jahr nach der Heirat des katholischen Fürsten mit der evangelischen Prinzessin Amalie Christine von Baden, wurde der 27-Jährige ordiniert und kurz darauf zum Präfekten mit einem Jahresgehalt von 800 Gulden befördert.

Einen prominenten Schüler hatte die Schule in den Jahren 1823 bis 1828: Friedrich Karl Prinz zu Hohenlohe-Waldenburg-Schillingsfürst. Der Neffe des Fürstenbergers befasste sich (als F.-K.) 1860 mit der *Geschichte des Fürstenbergischen Wappens*²¹ und schrieb 1880 in den *Schriften des Vereins für Geschichte und Naturgeschichte der Baar (SchrVfGNB)* einen Kurzbeitrag zum selben Thema.²² Auf den 1884 Gestorbenen, der Ehrenmitglied des Vereins war, schrieb Franz Ludwig Baumann in einem Nekrolog, seine Donaueschinger Lehrer hätten „ihm in den Fähigkeiten, im Fleiße, in den Fortschritten und im Betragen die höchsten Noten geben“ können.²³ Unter diesen Pädagogen könnte Eiselein gewesen sein, dessen *Abhandlung über die Frage: „Welcher der vorhandenen drei Codices über das Konstanzer Konzil den Vorzug verdiene“* (1854) F.K. in seiner Wappen-Untersuchung²⁴ erwähnte.

Und wollte sich ein Lehrer damals über Schülerverhalten allgemein oder das genaue Formulieren von Kopfnoten im Besonderen informieren, hätte er zum 1822 in Rottweil und 1825 in Villingen gedruckten Bestseller, zum *Höflichen Schüler* von Matthias von Schönberg greifen können. Gleichwohl wagte sich Joseph Eiselein wegen gesteigerter Nachfrage nach solchen Ratgebern an einen eigenen Schülerknigge und veröffentlichte 1847 eine gereimte *sêr ferbeßerte und fermêrte auflage; nebenbei als laiffaden zum widergebrauch der richtigen alten schrift unserer sprache*.²⁵ Zum Beispiel sollte ein Schüler bei Tisch Folgendes beachten:

*Nag' an den knochen nicht wie hunde und kazen
und hüte dich zugleich for ekelhaftem schmazen.*

*Willst du den gâsten nicht verdruß (...) erweken,
so unterlaße stets das üble tellerleken.*²⁶

Eiselein plädierte eifrig für die am Mittelhochdeutschen (sowie an den Brüdern Grimm) orientierte Kleinschreibung und suchte seiner Leserschaft eine eigene Orthographie mit Wortstammänderungen und Schwundlauten zu vermitteln.

3. Viel Dienst – viel Ehr'

Für die *Gesellschaft der Freunde vaterländischer Geschichte und Naturgeschichte an den Quellen der Donau*, wie der Baarverein hieß, gab sich Engelberg 1816 „die Ehre, (...) H. Professor Eiselein zur gefälligen Theilnahme an ihrer Verbindung“ aufzurufen „als einen jungen tätigen Mann mit Talent und Willen, das Gute und Nützliche zu befördern“.²⁷ Insgesamt sollte sich das neue Mitglied um die Naturgeschichte, die Topographie der Region, um Herbarium sowie um die Sammlungen kümmern und den Posten des „Gesellschafts-Sekretärs und Cassiers“ übernehmen. In dieser Funktion stimmte er am 2. November 1817 „mit Vergnügen“ dem Beitritt des ein Jahr jüngeren „Doctor Med. et Chirurg Wilhelm August Rehmann“ zu und zeichnete die entsprechende Urkunde ab.²⁸

Eine seiner ersten Aufgaben war die Erstellung eines Katalogs²⁹ der gesellschaftseigenen Bücher. So notierte er: „*Isis* Zeitschrift Oken Bände 1817–1822. Vom Jahrgang 1820 fehlt das 9^{te} Heft. Nachträgl. Bemerk. Die vorhandenen Hefte der *Isis* sind den 1^{en} F^{ber} an die fürstl. Bibliothek abgetreten worden.“³⁰

Bedauerlicherweise kam der Gesellschaft, deren Aktivitäten mittlerweile zu stagnieren begannen, mit dem Bezug der *Isis*³¹ in finanzielle Schwierigkeiten.

Eiselein ersuchte am 23. Januar 1823 „die Herren Mitglieder,³² (...) einen Beitrag zu thun“, um die „*Isis* vom Jahrgang 1821 bezahlen zu können“. Die Kosten betragen 19 Gulden und 36 Kreuzer, sodass jeder – ebenso „Präf. Eiselein – 1 Gl. 4 Kr“ beisteuern sollte, was alle umgehend taten.³³ Am 15. August 1825 schlug Eiseleins Nachfolger als Hofbibliothekar, der protestantische Hofprediger Dr. Franz Becker, vor, „die Zeitschrift *Isis* von Dr. Oken“ abzubestellen, „alle bis jetzt vorhandenen Jahrgänge der F. F. Hofbibliothek in Verwahr zu geben und die Ergänzung und Fortsetzung dieser Zeitschrift zu übernehmen“.³⁴

Rast ich, so rost ich, mag sich Eiselein wie in seiner späteren Sprichwörter-sammlung³⁵ oder mit Goethes *Faust Wie ich beharre, bin ich Knecht*,³⁶ gesagt haben. Denn 1818, nach der administrativen Trennung von F. F. Archiv und Hofbibliothek, nahm er die Berufung zum Betreuer der fürstlichen Büchersammlung³⁷ an, wo nach den Worten von Eduard Johnes³⁸ sich ein „arbeitsfreudiger, zweifellos kenntnisreicher, ja genialer, leider aber auch zerfahrener Mann“ ins Zeug legte, „dessen Donaueschinger Klassiker-Ausgaben den Fürsten nachmals über 20 000 fl. kosteten.“³⁹

Gemeint waren die Edition einer achtbändigen Lessing-Ausgabe und der Werke in zwölf Bänden von Winckelmann, der, schrieb Eiselein im Vorwort zum 12. Band, „einige Zeit ins Dunkel gestellt“ worden sei, „in den neuesten Tagen nur mit hellerem Glanz hervorzuleuchten“ beginne – dank ihm, Eiselein, versteht sich. *Habent sua fata libelli*,⁴⁰ seufzte der Editor. Er habe sich vergebens darum bemüht, alle hinterlassenen Papiere abdrucken zu können. Trotzdem: „Alles umsonst“. Ihm sei es ähnlich ergangen wie der *Vaticana*,⁴¹ der die französische Nationalbibliothek die Ausleihe von Handschriften verweigert habe.

Die Winckelmann'schen Bände⁴² und ihr Leitsatz, mit dem sich der Dichter von Johann Gottfried Herder distanzierte („Der einzige Weg für uns groß, ja, wenn es möglich, unnachahmlich zu werden, ist die Nachahmung der Griechen“) erschienen in Hofbuchdrucker Aloys Willibalds⁴³ *Donauöschinger Verlage deutscher Classiker*, der 1820 auch Eiseleins Erstling, die Bearbeitung von Hugh Blairs *Schule der Redekunst und schönen Wissenschaft überhaupt*,⁴⁴ herausbrachte.

Gestützt auf diese Untersuchung schrieb er im Jahr darauf für die Zeitschrift *Der Katholik*⁴⁵ gleichzeitig „*etwas über blumenreiche Schreibart*“ des Buches *Die Stunden der Andacht zur Beförderung wahren Christentums und häuslicher Gottesverehrung*⁴⁶ und teilte heftige Schläge aus: Dem Verfasser fehle es an Geist. Diesen Mangel suche er „durch blumige Phrasen, frostige Ausrufe, bis zum Eckel wiederholte Figuren, kurz durch alles, was einen Schein der Pracht und Feierlichkeit ertheilen kann (...) zu ersetzen.“ In solchen „Verzierungen unächter Art“ spiegele sich eine „unächte Religiosität“.

Der junge Theologe, mittlerweile Mitglied des *Frankfurtischen Gelehrtenvereins für deutsche Sprache*,⁴⁷ wollte allerdings nicht die Frömmigkeit des Verfassers, sondern seinen schlechten Stil tadeln, und empfahl deswegen allen Schreibenden, „die Achtsamkeit vom Schalle auf die Sachen, von der Phantasie auf das Herz zu richten“.⁴⁸

Eiseleins erste Handlungen werfen indes ein bezeichnendes Licht auf die Bedeutung von Donaueschingen als keineswegs provinziellen Verlagsort, als Stätte

bedeutender „Buchmacher“ (Immanuel Kant).⁴⁹ So bereitete 1782 Johann Matthäus Mieth mit *Der Anleitung deutscher Sprachkunst erster Theil. Die Rechtschreibung für die gemeine Schule in den hochfürstlich fürstenbergischen Ländern*⁵⁰ Joseph Eiselein unbewusst den Boden für seine Sprachlehre-Arbeiten. Dann machte der geborene Donaueschinger Joseph Anton Finsterlin in München als Verleger von sich reden. Josef Hinterskirch verbreitete 1830 den Rippoldsau-Führer von Wilhelm August Rehmann, und Ludwig Schmidt besorgte 1854 einen Beitrag zur Geschichte der Stadt Villingen – allesamt recht risikoreiche Vorhaben: Goethe machte bald die bittere Erfahrung, dass man es mit dem Urheberrecht nicht überall erst nahm und dass Gedrucktes oft ohne Rücksicht auf Lizenzen-Vorbehalte reproduziert wurde.

Zweifellos hat Eiselein in der vorerst noch im Archivgebäude untergebrachten Bibliothek beharrlich gearbeitet. So sortierte er die Bücher nach Disziplinen, bereitete einen Gesamtkatalog vor und exzerpierte zum Beispiel die Papierhandschrift *Immergrün aus deutschen Dichtern (Auswahl aus den Gedichten u. a. von Haller, Kleist, Schubart, Schiller, Göthe, Körner)*.⁵¹ Zu seinem bibliothekarisch-kustodischen Tagesgeschäft in „Donauöschg. im Großh. Baden“ gehörte neben der Klärung von Provenienzen auch der Kontakt zu Buchhändlern und Verlegern wie dem Frankfurter Heinrich Ludwig Brönnert,⁵² den Eiselein am 15. Januar 1822⁵³ bat, der „hiesigen fürstl. Bibliothek“ ein Quantum ungeleimtes braungelbes Papier zu vermitteln, mit dem [Maximilian Wieds] *Reise nach Brasilien* „überzogen ist“.

Bei Eduard Johnes späterem Hinweis darauf, Eiselein habe „für die notwendigen Ergänzungen, namentlich in den Abteilungen der altklassischen und deutschen Literatur“ gesorgt,⁵⁵ horcht man auf. Wenn nicht alles täuscht, waren unter diesen „Ergänzungen“ seine 1.760 Bände lateinischer und griechischer Klassiker, die er der Hofbibliothek verkauft hatte.⁵⁶

Unaufhaltsam setzte er seine Karriere fort. 1819 zum F.F. Hofkaplan bestellt, erledigte er weiter seine hofbibliothekarischen Aufgaben und war der Gesellschaft ein engagiertes ehrenamtliches Vorstandsmitglied.

Vier Jahre später: Nahm er sich das Sprichwort *Allzu viel ist ungesund* zu Herzen und waren ihm die Verpflichtungen über den Kopf gewachsen, dass er den seinem Temperament und Charakter wohl nicht mehr entsprechenden geistlichen Dienst quittieren, das Amt des Präfekten aber behalten wollte? Das Veto des Ministeriums kam prompt. Auf fürstlichen Antrag verfügte es seine Entlassung, „weil man keine aus dem Priesterstand ausgetretene Geistliche bei einer diesseitigen katholischen Lehranstalt verwenden könne“.⁵⁷ Die vielversprechende Laufbahn des jungen Mannes hatte plötzlich einen Knick erhalten.

Die kirchenrechtliche *apostasia ab ordine*, die Niederlegung des sakramentalen Priesteramtes (mit dem möglichen Entzug der *missio canonica*), vollzog sich aber wohl weniger dramatisch als bei dem Kirchenrebell Carl Borromäus Alois Fickler im Jahre 1849. Anscheinend war dem Dissidenten Joseph Eiselein nicht ganz klar, mit dem Austritt aus dem Klerikalstand nach Can. 290 *Codex Iuris Canonici (CIC)* den eigentlich unzerstörbaren Geweihtenstatus zu verlieren und seine priesterlichen Befugnisse nicht behalten zu können.⁵⁸

Die Sache war auch deshalb alles andere als einfach, weil der Apostat bisher ein *Diener zweier Herren* gewesen, das heißt dem Bischof als Priester sowie dem

An Herrn Landeshauptmann Herrn. Luth.
 Brönner in Wolfenbüttel.

Vorstehende Heyne verfallt uns für die folgende k. k. Hof-
 Bibliothek bei der Herrn Landeshauptmann und verordnete
 einige neue Supplemente, in ingenuer Geistes, und fange
 zu postulieren Wunsch, eine Rechtslehre von einem
berühmten Juristen, womit dieses herausgegeben über
 genommen zu werden. Ich würde sehr die Freiheit,
 die Wahl ungelangweilig zu bitten, mir gütlich
 so bald als möglich, die Rechtslehre zu verfügen,
 was ich ein politisches oder religiöses Geistes suchen
würde. Ich bedauere vor der Hand ganz schon,
 das Geistes suchen vielleicht zu groß sein, als
das geistes suchen vielleicht mit der Hand zu
erhalten sein, und ich will ganz schon, als stet
stehen. Was würde ich wohl bedürftig das
selbe Verlangen einmal politisches Geistes suchen?
 Die antwort ist eine gütlich die Hand zu
 der zeit verdrückten Hand
antwort im Geistes suchen geistes suchen
Brönner den 15 Juni 1822.

Joseph Josua Eiselein
 Hofbibliothekar

Brief an Heinrich Ludwig Brönner. Quelle: Herzog August Bibliothek Wolfenbüttel.

Fürsten als Hofkaplan verpflichtet war. Beide mussten von dem Geistlichen Füg-
 samkeit sowie besondere Weite und Entschiedenheit verlangen. Zu gerne hätte man
 erfahren, ob Eiselein seinen Oberen mit einem lutherischen „Hier stehe ich – ich
 kann nicht anders“ die Stirn geboten und sich als, vorsichtig gesagt, Gottesfreigeist
 offenbart hat.

Blickt man sehr weit zurück, kommt einem ein anderer sinnsuchender Theologe in den Sinn, der ebenso kurz nach seiner Priesterweihe das kirchliche Amt abgeben musste und danach heiratete. Anders als dieser schlug er jedoch die juristische Laufbahn ein und wurde Hofrichteramtsverweser, Kammerrichter und Kammergerichtsvisitor. Später erwarb sich der „fürtreffliche Antiquarius“ den Ruf eines bibliophilen Bücher- und Handschriftensammlers sowie kundigen historiographischen Privatgelehrten: Parallelen zu Joseph Eiselein sind also nicht zu übersehen. Die Rede ist von Graf Wilhelm Werner von Zimmern (1485–1575), dem Eiselein 1838 beim Blättern in der *Zimmerischen Chronik (ZC)* begegnet ist und von dessen Anamorphose er gehört haben konnte.

4. Ab nach Durlach!

1826 verabschiedete sich Eiselein von Donaueschingen. Verließ er es, um im liberalen und protestantischen Durlach beruflich und privat einen Neuanfang zu wagen? Jedenfalls ist überliefert, dass der ehemalige Priester und Hofkaplan überraschend zum evangelischen Glauben konvertierte und mit diesem Schritt insofern gleich zwei nichtreligiöse Probleme löste, als er unverzüglich seinen Dienst am dortigen *Pädagogium*, einer gymnasialen Lateinschule,⁵⁹ aufnahm und am 14. September 1826 die 23-jährige katholische Donaueschingerin Antonia Rehsteiner⁶⁰ heiratete.

Die Brauteltern Mathias und Catherina Rehsteiner hatten ihre Tochter möglicherweise auf den Namen der mit 37 Jahren gestorbenen Fürstin Maria Antonia⁶¹ taufen lassen, die seit 1794 für einige Zeit künstlerische Leiterin des F.F. Hoftheaters war. Vermutlich waren die Rehsteiners mit dem Donaueschinger Hofmusiker Xaver R. verwandt, einem ab 1786 neben dem bekannteren Johann Abraham Sixt im 22-köpfigen Hoforchester musizierenden Fagottisten.⁶²

Antonia Eiselein wurde 18 Jahre lang bis zu ihrem Tod 1877 in der Heil- und Pflegeanstalt Illenau bei Achern behandelt,⁶³ wo sich Heinrich Hansjakob 1894 Linderung seiner Depressionen und Obsessionen versprach.⁶⁴ Wann und warum sich die Eheleute Eiselein trennten, bleiben indes ihre Geheimnisse. Bekannt ist lediglich, dass zwei Töchter Leopoldina (*1828) und Maria Anna Catharina (*1832)⁶⁵ sowie die Söhne Friedrich (*1829) und Karl (*1831) in Heidelberg zur Welt kamen. Letztere waren beruflich sehr erfolgreich und sind im Gegensatz zu ihrem Vater in den bereits genannten *Badischen Biographien* vertreten.⁶⁶

5. Oberbibliothekar und Universitätsprofessor in Heidelberg

Kurz nach seiner Beförderung (*Eiselein Durlach*)⁶⁷ am 13. September 1827 wurde „an [Archivdirektor] Mone's⁶⁸ Stelle der bisherige Lehrer am Pädagogium zu Durlach Eiselein zum Bibliothekar mit dem Charakter als Prof. und einem Gehalt von 1.200 fl ernannt“.⁶⁹ Derweil soll Franz Joseph Mone dem Archivar und Arzt Johann Marmor beiläufig gesagt haben, Eiselein habe „nicht hinreichende Kenntnisse (...) zur Stelle (...) des Universitäts-Bibliothekars“ besessen.⁷⁰

Der davon nichts ahnende mittlerweile 36-jährige Joseph Eiselein machte sich an der Nachfolgerin der einst berühmtesten Bibliothek Europas (*Palatina*) sofort an die Arbeit. Mit Büchern umzugehen, hatte er in Donaueschingen gründlich gelernt.

So beauftragte ihn sein Bonner Kollege Ober-Bibliothekar Friedrich Gottlieb Welcker⁷¹ am 10.11.1829 „im Vertrauen auf Euer Wohlgeborner Theilnahme“, auf der November-Auktion 25 Bücher zu ersteigern.

Er selbst erwarb kurz darauf eine Inkunabel von Giovanni Boccaccios *Decamerone*⁷² für 18 Gulden, einen Betrag, der dem Universitätskuratorium auffallend hoch vorkam, so dass sich der Bibliothekar „seinen werthen Collegen und Freunden“ gegenüber in der Schrift *Deliciarum Bibliothecarium Syntagma*⁷³ zu rechtfertigen suchte.

In eine ähnliche Zwangslage war ja in Donaueschingen Johann Baptist Müller, Eiseleins Vorgänger als *Gesellschafts-Sekretär* (mit seinen fast schon legendären Baaremer Wetterbeobachtungen und Klimaanalysen),⁷⁴ gekommen. Als F. F. Archivar und Bibliothekar zankte er sich mit der fürstlichen Domänenkanzlei; er wollte lieber Schönegeistiges als Inkunabeln mittelalterliche lateinischer Autoren anschaffen.⁷⁵

Und wegen eines Wiegendrucks – der Heidelberger Inkunabel 644 *Epistolae diversorum Philosophorum, oratorum, rhetorum* („griechisch, Hgb. Markos Musuros, Venedig 1499“) – hatte sich Eiselein im Jahre 1830 mit den „Herren Münchner Bibliothekaren“ auseinanderzusetzen. Heidelberg könne seine drei Exemplare nicht herausgeben; sie seien „*verschieden*“. Die Münchner hätten nur von Dubletten („*Duplum*“) gesprochen.

Unterdessen musste er sich bei dem Ulmer Altphilologen, Gymnasialdirektor und Pädagogarchen⁷⁶ für den Donaukreis Georg Heinrich Moser brieflich⁷⁷ dafür entschuldigen, die gewünschte „Seneca-Ausgabe von 1672 nicht für 16 fl. 12 kr.“ abgeben zu können, da sie auf der Auktion „bis über 18 fl.“ ersteigert worden war. Eiselein bot nun an, eines der beiden Exemplare „zum obigen Preis“ als portofreie „Dienstsache“ auf die Post zu geben; er war davon überzeugt, dass der Empfänger „das Exemplar schön“ finden werde.

Wegen einer seiner persönlichen „Bücherfortsetzungen“, der eingangs erwähnten Übertragung des englischen Knittelversgedichts *Hudibras*, wandte er sich am 26. März 1830 brieflich⁷⁸ an den Redakteur des Literaturteils des *Morgenblatts für gebildete Stände*, den schwäbischen Erzähler und eindrucksvollen Nachschöpfer klassischer und deutscher Sagen Gustav Schwab. Er kenne ihn zwar nicht persönlich, sei allerdings besonders mit der Schrift über den Bodensee⁷⁹ vertraut, „in dessen Nähe ich meine Jugend verlebte“. Er ersuchte den „wohlgeborenen und verehrtesten Herrn Professor“, Proben seiner Übersetzung im *Morgenblatt* zu publizieren, und schloss mit der Bitte, sein „Machwerk“⁸⁰ zu beurteilen.⁸¹

Swab seinerseits veröffentlichte im selben Jahr im *Morgenblatt* den *Spuk auf dem Bodensee*, um Laßberg zu huldigen, der das zugefrorene Schwäbische Meer im Schlitten überquert hatte.⁸² Die als Zweitfassung der Ballade *Der Reiter und der Bodensee* gedachte Romanze schloss mit den Versen:

*Sie*⁸³ *leben alle fröhlich, sie sind ein christlich Blut,*
Voran Herr Sepp, der gerne den Wanderern gütlich tut;
Nur spricht man, daß er heimlich nach manchem Schatze gräbt,
*Und mit den alten Geistern in einem Bunde lebt.*⁸⁴

Tübingen 8 Febr. 1833.

Darf ich, verehrtes Hon. College, Ihre Güte um eine kleine Gefälligkeit in Anspruch nehmen, die Koffertliste in 5 Minuten abgelesen ist, deren ich aber eilig bedarf, weil im Übersetzungsbogen daraufwartet?

Im Cod. pal. 347 fehlt von Blatt 167-181 der Reinhard Text. vers 555 und 556 (die Stelle wird ganz leise zu finden sein, weil gleich darauf eine Lücke von 2 Zeilen angewendet und dafür Raum gelassen ist) heißt es:

Der esel bernhart
und bernhart bat in stille stau.

Es kommt mir darauf an inbezug zu wissen, wie die unterstrichenen Namen lauten, gewiß nicht Reinhart, Reinhart, aber wie? bernhart oder bernhart oder bernhart?

Es ist mir sehr erforderlich, als daß Sie die desart beizugehene Namen auf ein Blatt notieren und an mich conveyieren, so möglich umgehend.

Mit vollkommener Hochachtung

in Eile

Ihr ergebenster
Jos. Eiselein

Entschuldigend von 13 Febr.
1833.



Brief an Gustav Schwab. Quelle: Universitätsbibliothek Tübingen.

Nun wird also der seitherige Gymnasial- und jetzige Universitätsprofessor an der altherwürdigen Ruperto Carola lehren! Jura studierte dort widerwillig der 19-jährige spätere Musikpublizist und Komponist Robert Schumann, der sich am 27sten [November 1829] („Trauriger Tag – trübes, einsames Leben“) wohl in eine Vorlesung der philosophischen Fakultät verirrt hatte, um sich in seinem Tagebuch *Hottentottiana* über „Proflossor E i s e l e i n ohne das erste i“ später lustig zu machen.⁸⁵

Tatsächlich kündigte das Vorlesungsverzeichnis für das Sommersemester 1830 sein fächerübergreifendes und fächerverbindendes, wohl für ein *Studium generale* oder im Rahmen einer Ringvorlesung gedachte Kolleg *Geschichte und Physische und Politische Geographie der Länder und Staaten Amerikas*⁸⁶ an. Ob „der Professor aus Heidelberg“ für den erdkundlichen Schulunterricht lehrbefähigt und geeignet war, wann und wie er sich für die Universitätsgeographie habilitiert, bleibt schleierhaft.

Die verschollene, von C.B.A. Fickler⁸⁷ geschätzte „in mehrfacher Beziehung beachthenswerte kleine Schrift *Hegau oder Hoehgau?*“⁸⁸ war keine geographische, sondern eine sprachgeschichtliche Analyse. Die einzige publik gewordene Facharbeit war der in Donaueschingen in Angriff genommene und gemeinsam mit dem badischen Bundestagsgesandten in Frankfurt am Main Alexander von Dusch aus dem Französischen übersetzte und zum Teil verbesserte *Historisch-genealogisch-geographische Atlas von Le Sage, Grafen Las Cases, in fünf und dreisig Uebersichten*.⁸⁹

Bekannter sind dagegen zwei bibliographische Arbeiten: Einmal die Beschäftigung mit Paulinus Chappes *Ablaßbrief zum Besten des Kampfes gegen die Türken und der Verteidigung von Zypern* (1454/55; *Litterae indulgentiarum*), auf dessen 2. Blatt Ib Eiselein vermerkt, das alte Pergament sei „zur Befestigung eines lateinischen Cyprianus fol. verwendet, und in zwei Stücke zerschnitten“ worden. Ferner die Anfertigung eines Alphabetischen Verzeichnisses *der sämtlichen auf der Universitätsbibliothek zu Heidelberg im Jahre 1832 vorkommenden Bücherfortsetzungen*.⁹⁰

Überraschend korrespondierte Eiselein am 18. Oktober 1832 mit Fürst Karl Egon II., der sich nach fehlenden Bogen einer Handschrift erkundigt hatte. Der Heidelberger Ober-Bibliothekar konnte „Se. hochfürstlichen Durchlaucht“ aber nicht weiterhelfen. Es gebe nur zwei Exemplare, „wovon das zweite Herr Finanzminister von Boeckh erhielt“.⁹¹

Kurz danach hieß es in den Dienstmeldungen des *Großherzoglich-Badischen Regierungsblatts*,⁹² *Seine Königliche Hoheit der Großherzog haben sich gnädigst bewogen gefunden, den Oberbibliothekar Joseph E i s e l e i n an der Hochschule zu Heidelberg in den Pensionsstand zu versetzen, und die Geschäfte eines Oberbibliothekars bei dieser Hochschule dem Professor [Johann Christian Felix] Bähr*⁹³ *daselbst zu übertragen.*

Vom 6. Dezember 1832 an war der erst 43-jährige quasi emeritiert, der noch Zeit hatte, Jacob Grimms Anfrage⁹⁴ zum mittelhochdeutschen Versroman Fuchs Reinhart von Heinrich dem Glîchezære⁹⁵ zu beantworten, und dem es weiterhin erlaubt war, Vorlesungen zu halten.⁹⁶

Der am 1. Mai 1836 aus dem Staatsdienst Entlassene verließ Heidelberg, Scheffels im *Trompeter von Säckingen* gepriesene *Stadt fröhlicher Gesellen, an Weisheit schwer und Wein*, die Stätte jenes trinkfesten Mannes, der wie er F. F. Hofbibliothekar war – und als solcher es später auch mit Bähr zu tun hatte⁹⁷ – es jedoch im Gegensatz zu ihm nicht zum Universitätsprofessor brachte.

Wollte man sich an dieser Stelle einen Bibliothekar und Frühpensionär wie Eiselein bildlich vorstellen, dann stieße man wohl auf J. J. Grandvilles und Carl

Spitzwegs Karikaturen des Bücherwurms. Oder auf den von Walter Scott literarisch nachgezeichneten exzentrischen und doch verständigen Antiquar mit dem treffenden Namen Jonathan Oldbucke. Nicht zuletzt fiel einem der französische Komponist Charles Alkan ein, der 1888 von einem umstürzenden Bücherregal erschlagen wurde.

6. Als Privatforscher buchstäblich zu neuen Ufern

*Es ist mir völlig die Fähigkeit abhanden gekommen, über irgend etwas zusammenhängend zu denken oder zu sprechen.*⁹⁸

Dieses viel später von Hugo von Hofmannsthal an Lord Chandos diagnostizierte Syndrom traf auf Eiselein schon deshalb nicht zu, weil er über kurz oder lang als frei schaffender Literaturwissenschaftler sowie Sprachdidaktiker und -methodiker erstaunliche Aktivitäten entwickelte. Und war er als Historiograph bislang nicht hervorgetreten, das geschichtsträchtige und bürgerlich-liberale Konstanz mag ihn zu lokalhistorischem Arbeiten angeregt haben, so dass er dieser Disziplin als zweitem Standbein auch nach seiner Zeit am Bodensee treu blieb.

Die 1838 publizierte *Sprichwörter-Sammlung*⁹⁹ war in mehrfacher Weise bedeutsam: Zuerst erfüllte sie Jacob Grimms Forderung, diachronische, also historische Sprachforschung zu betreiben. Außerdem wurden Sprichwörter in Verbindung gebracht mit sprichwörtlichen Redensarten und geflügelten Worten, handelten „nicht in moralischem Ton vom Wert und Nutzen“ (Eiselein) des vorgestellten Sprachmaterials. Und nicht zuletzt betonte die Sammlung die gesprochene Sprache¹⁰⁰ stärker, berücksichtigte Sprachgeschichte, deutsche Literaturgeschichte und deutsche Volksdichtung.¹⁰¹

Bemerkenswert ist in diesem Zusammenhang, dass Eiselein das Exemplar (*Sig. I Fr11a4 Fürstliche Hofbibliothek Donaueschingen*) der 1824 in Zürich erschienenen *Sammlung schweizerischer Sprichwörter – Wahrheit und Dichtung* des evangelischen Pfarrers Melchior Kirchhofer aus Stein am Rhein für seine eigene Auswahl benutzte. Eifrig versah er es – mal in Kurrent-, mal in lateinischer Schrift – mit zum Teil aufschlussreichen und korrigierenden Randbemerkungen (auf Seite 23: „Besser wär' es, diese Sprichwörter richtig zu erklären“) und zahllosen Unterstreichungen.

Noch 1957 verpflichtete der Bildungsplan die Sexta, Sprichwörter und Redensarten sprachkundlich zu betrachten. In der Folgezeit schien gleichwohl ihre Behandlung genauso unzeitgemäß geworden zu sein wie die von Eiselein selbst praktizierte und vom Lehrplan 1957 dem 5. Schuljahr vorgeschriebene „Verwendung der deutschen Schrift neben der lateinischen“.

Geschmerzt haben dürfte den Autor, im *Deutschen Wörterbuch* der Brüder Grimm nur einmal als Quelle zitiert worden zu sein, während auf den *Liedersaal* von Laßberg, der ohnehin mit Jacob eng verbunden war, 287mal verwiesen wurde.¹⁰²

„Grammatische Erlernung der Sprachen (...) hat man für eine dem jugendlichen Alter angemessene Übung gehalten, durch welche (...) auch der Verstand in geistiger Wirksamkeit geübt und geschärft wird“, sagte „J. Eiselein, Professor“ in der Vorrede zu *Jacob Grimms Grammatik*¹⁰³ *der hochdeutschen Sprache unserer*

Zeit für Schulen und Privatunterricht bearbeitet, zu Recht. Davon, wie Sprache das Bewusstsein verändert und wie umgekehrt Bewusstseinswandlungen in die Wortwahl zurückstrahlen, konnte man damals noch nicht sprechen. Solches hat erst die moderne Linguistik erkannt.

Noch drei Anmerkungen zu Eiseleins Methode. Erstens interessierte ihn im Gegensatz zu Jacob Grimm wohl deshalb nicht der Dual/Dualis, weil seine Grammatik¹⁰⁴ die unterrichtsrelevanten Formen behandelt. Außerdem kommt der Dual in den baltischen und slawischen Sprachen vor, hierzulande vorwiegend im Bairisch-österreichischen (*enk* – „euch beiden“).¹⁰⁵

Bei der Behandlung des *Numerus* führte er zweitens Substantive an, die „nur des Singulars fähig“ sind: *Fleisch* und *Blut*, *Gold* und *Silber* sowie die Abstrakta *Verstand* und *Vernunft*, *Hunger* und *Durst*, *Liebe* und *Güte*, vermied aber Hinweise auf den Terminus *Singularitanta* und die Fachbegriffe *Sammel-* und *Stoffbezeichnungen*,¹⁰⁶ welche die Schüler eigentlich hätten lernen können.

Während er drittens für den Akkusativ mehrere althochdeutsche Belege nennt, lässt er bei der Behandlung des besitzanzeigenden Genitivs (auf den Seiten 277 ff.) die beispielhafte Stelle in den *Merseburger Zaubersprüchen* aus: Als Phol und Wodan in den Wald ritten – sie *vuoren zi holza* – „wurde dem Fohlen Balders sein Fuß verrenkt“ [*wart demo Balderes volon sin vuoaz birenkit*]. Klingt das nicht so, als wenn heute ein Pennäler „vom Gymnasium sein Schulhof“ spricht?

Eiseleins Ansprüche, die immer wieder beanstandete „Verschrobenheit der deutschen Sprachlehre in Schulen“ bekämpft und mit dem „Unwert“ der Sprachbücher aufgeräumt zu haben,¹⁰⁷ kamen bei Jacob Grimm nicht gut an. Der „bibliothecar“ gefalle ihm gar nicht, schreibt er an seinen Bruder,¹⁰⁸ doch dieser verzeihe ihm „diese schlechte gesinnung zu meiner beschämung“.¹⁰⁹

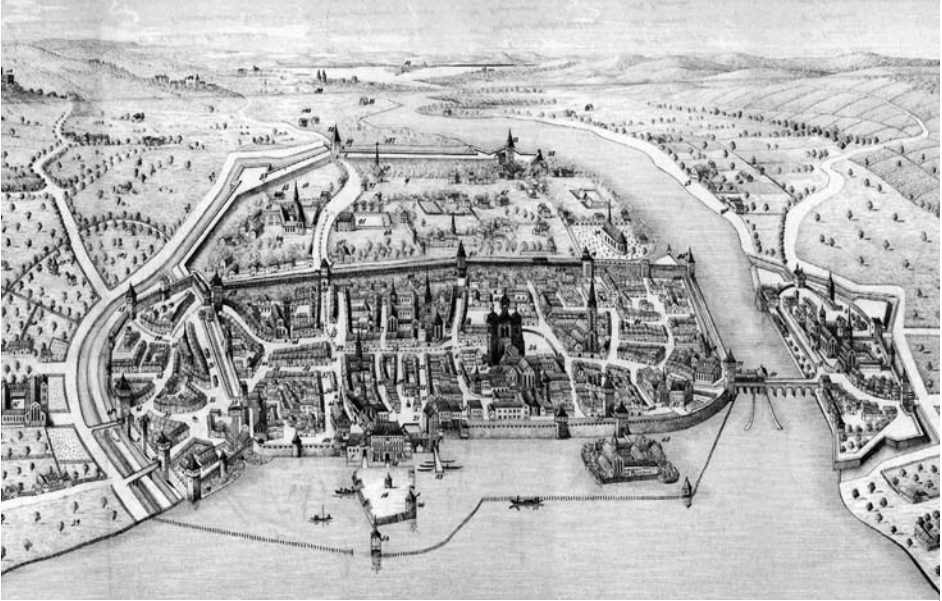
Dabei berücksichtigte Eiselein, was Jacob Grimm stets forderte: Sprachforschung müsse „von den Wörtern zu den Sachen kommen“, das heißt man dürfe nicht nur Häuser bauen, man müsse darin auch wohnen können.¹¹⁰ Ähnliches wollte auch Arthur Schopenhauer. Man höre nur, wie vehement er die von „Ignoranten und Eseln (...) zerfetzte, zerzauste und zerfleischte“ deutsche Sprache verteidigte.¹¹¹

„Zum ersten Mal in meinem Leben“, klagte Joseph Eiselein 1841¹¹² in seinen gesammelten und erläuterten *Rèimhaften, anklingenden und ablautartigen Formeln der höchdeutschen Sprâche in alter und neuer Zeit* sei ihm vom Hallenser Rezensenten Ludwig Etmüller „Prolixität“ (Weitschweifigkeit) und „eine gewisse Breite“¹¹³ vorgeworfen worden – ein Tadel jedoch, der „keinem Blatt meines Buches auch nur ein Ohr gebogen“¹¹⁴ habe.

Ansonsten verdient die Sammlung und wissenschaftliche Musterung von idiomatischen Redewendungen im Deutschen und ihre synchron-horizontale wie diachron-vertikale Betrachtung Anerkennung. An die spezielle Akzentuierung einzelner Vokale (das heißt die Verwendung des Zirkumflex `):

*Es flôg ein Vôgel federlôs
auf èinen Baum laublos,
dâ kâm die Frau mundlôs
und frâß den Vogel federlôs* (Jacob Grimm)¹¹⁵

hätte man sich vermutlich gewöhnen können.



Stadt Konstanz 1548 und 1633, zeitgenössischer Stich.

Eine grundsätzliche Frage war, ob die Schriftstellerei dem (schillerischen) *Brotgelehrten* Eiselein genügend einbrachte. Von Honoraren allein konnten selbst Dichtergrößen – der junge Goethe verdiente am häufig raubgedruckten *Werther* nichts – kaum leben. Der Buchmarkt war hart umkämpft, so dass ein einflussreicher Verleger wie Johann Friedrich Cotta weitere, ganz fachfremde Einnahmequellen erschließen musste und, letztlich erfolglos, in die Bodensee-Dampfschiffahrtsbranche einstieg.

Eiselein kam mit seinen Verlegern offenbar zurecht. Neben seinem festen Partner *Belle-Vue bei Constanz* konnte er weitere Editoren in der Bodenseemetropole für sich interessieren und den *Literarischen Verlag Donauöschingen*, Herder in Rottweil sowie Wiener, Augsburger, Leipziger, Freiburger und St. Galler Buchproduzenten bei der Stange halten.

7. Oh, ihr boshafter Geselle! (Sixtus Beckmesser)¹¹⁶

Selbst mit scharfer Klinge lässt sich fair fechten. Das zeigten 1777/78 der Streit um den Fragmentisten zwischen Lessing, dessen Werke Eiselein 1822/1823¹¹⁷ und dessen *Hamburgische Dramaturgie* er 1836 herausgegeben hatte,¹¹⁸ und Johann Melchior Goeze. Gleichfalls Schillers *Egmont*-Rezension („Das Drama ist überhaupt keine Tragödie“),¹¹⁹ die Kritik von August Wilhelm Schlegel 1815¹²⁰ an den Brüdern Grimm und deren „kleinlichen Sinnbildeln und Wortdeuteln“¹²¹ sowie der bissige Verriss der Grimm'schen Kinder- und Hausmärchen durch Clemens Brentano (1812).

Sachlich verlief anfangs auch das Duell zwischen Johann Marmor und Josua Eiselein, der 1847 seinem Kontrahenten neben anderen¹²² seine Schrift *Begründe-*



Hussenstein Konstanz. Foto: Verfasser.

ter Aufweis des Plazes bei der Stadt Konstanz, auf welchem Johannes Hus und Hieronymus von Prag in den Jahren 1415 und 1416 verbrannt wurden¹²³ „als öffentliches Zeichen der Hochachtung (...) weihte“.

Noch 1854 führte Eiselein in seiner *Abhandlung über die Frage: „Welcher der vorhandenen drei Codices über das Konstanzer Konzil den Vorzug verdiene“* die Diskussion verständig fort und schrieb ihm im Jahr darauf, man wisse „weder in Aulendorf noch in Konstanz“ Genaueres über die Autoren und auch

Laßberg sei „in der Sache ganz wirre“ gewesen.

Erst 1873¹²⁴ kam Johann Marmor auf diese Korrespondenz zurück und warf seinem „ruhmseligen“ Briefpartner vor, nur „unbewiesene Behauptungen“ geliefert und „leichtfertige Schlüsse“ gezogen zu haben. Die meisten Beweise sei er schuldig geblieben, in anderen Fällen „auf eigenthümliche Weise“ zu „Irrthümern verleitet worden“.

Mittlerweile (1860) war Marmor's *Geschichtliche Topographie der Stadt Konstanz und ihrer nächsten Umgebung*¹²⁵ erschienen. Der Verfasser rechnete Eiselein etliche Fehler vor und holte am 2. April 1861 in einem Beitrag für das *Archiv für das Studium der neueren Sprachen und Literaturen*¹²⁶ zum großen Schlag aus.

Brieflich schilderte er dem Herausgeber Dr. [Anton] Birlinger¹²⁷ die Kontroverse mit Eiselein Ende der vierziger Jahre, die sich um die Deutung und Verbreitung von Abschriften einzelner Kodizes der *Richental'schen Chronik* drehte. Er beschrieb den Professor als einen Mann, der „im Wahne stand, (...) alles unterm Himmel und auf der Erde wissen zu müssen“ und dessen steter Mantra in Fachdiskussionen „Das muss ich besser wissen“ gewesen sei.¹²⁸

Marmor ging noch weiter. Er bezichtigte ihn in einer wahren Suada des Betrugs und der Unterschlagung. Bis über die Ohren stecke er in Schulden, weshalb er „von hier [Konstanz] ausgewiesen“ worden sei. Schleunigst habe er sich nach Donaueschingen davongemacht, um der F.F. Hofbibliothek ein 50 Gulden teures und dem Verleger abgefuggertes Exemplar der Aulendorfer Kodex-Abschrift¹²⁹ für „30-40 fl.“ zu verkaufen und „Geld zu seinem Saufen“ zu bekommen. Der „listige und versoffene“ Mann habe alles gewusst, „nur nicht mit dem Gelde umzugehen“, dessen „bester Verwahrungsort“ das Wirtshaus gewesen sei.¹³⁰

Dass Glück an Alkoholvergiftung und Beethoven an alkoholischer Leberzirrhose starben, dass Jean Paul und Scheffel mehr als ihnen guttat getrunken haben sollen und Lessing wüste Saufgedichte verbrach (wie das *Trinklied* „Voll, voll, voll, / Freunde, macht euch voll!“), das Eiselein nicht in seine Lessing-Ausgabe aufnahm) hat ihrem Ansehen nicht geschadet – Ehrenmänner blieben sie trotzdem. Und indem Franz Kafka die „Säuferin“ Else Lasker-Schüler beleidigte, „die sich in der Nacht durch die Kaffeehäuser schleppt“, dann hat er dies, schlimm genug, in einem

Brief an Felice Bauer getan,¹³¹ aber nicht wie ein moralisch entrüsteter Johann Marmor: öffentlich und – posthum! Zu Lebzeiten hatte Eiselein selbst Laßbergs Mahnung aus dem *Liedersaal: Wein trinke in der Mass, / dass er dir viere lass: / Leib, Gut, Seel und Ehre* freilich unkommentiert in seine *Sentenzen-Sammlung*¹³² aufgenommen, aber nach Marmor nicht beherzigt. Außerdem hätte er „Wir sind alle nit heilig!“ (Seite 294 derselben Kollektion) ausrufen und sich auf *Göthes* Verse (Seite 571: „Für Sorgen sorgt das liebe Leben, / Und Sorgenbrecher sind die Reben“) berufen können, deren Quelle, das in Weinseligkeit schwelgende *Schenkenbuch*, er jedoch nicht nennt.

8. Schwanengesang an der oberen Donau

Ein Blick auf die Liste seiner Schriften zeigt die rege schriftstellerische Tätigkeit, die Eiselein dort aufnahm, wo nach Scheffel „sich die kaum entsprungene Donau durch ein Ried“ windet und „in krummem Flusslauf dem Städtlein Geysingen“¹³³ vorüberstrebt. Nach dem *Hudibras* kamen im Jahr 1847 heraus: die *Deutsche Sprâchlehre für Schûlen*; das barock-derbe Volksbuch *Bienenkorb des hailigen römischen immenschwarms, seiner hummelszellen oder himmelszellen, hurnaussnëster, bremengeschwûrm und wëspengedoes. Alles nach dem rechten himmelstau justiert durch Jesuwalt Pikhart* [d. i. der sprachgewaltige calvinistische Jesuitengegner Johann Fischart (*1546)]. *Wortgetreu nach dem Kanon deutscher Schrift neu heraußgegeben und erläutert von Josua Eiselein* (dessen Fehldeutungen und „Willkür“ der Marburger Theologieprofessor A. F. C. Vilmar 1865 heftig tadelte) sowie der *Begründete Aufweis*.

1851 erschien seine letzte historische Studie, die *Geschichte und Beschreibung der Stadt Konstanz und ihrer näheren Umgebung*.¹³⁴ Gleich zu Beginn des 251-seitigen reisehandbuchartigen Opus¹³⁵ rügte der Wahl- (oder Zwangs- ?) Geisinger „leichtfertige Berichterstatter (...) besonders die Mitarbeiter an Communwörterbüchern“.

Schön ausgewählte Ausflüge von Konstanz beiderseits der Grenzen gebe es. Auf jeden Fall lohne ein Besuch von Heiligenberg, dem prächtigen „Sommerschloß des Fürsten zu Fürstenberg“.¹³⁶ Kein Wort zu dem Schlossbesitzer, in dessen Diensten der Verfasser einst gestanden, oder zur Stammresidenz Donaueschingen, wo er eine Zeitlang gelebt und gedient hatte.

Im *Verzeichniß der Literaten und Künstler* wurde „Fikler, Alois, geb. um 1808, Prof. in Rastatt; geschichtl. Schriften“ notiert.¹³⁷ Ein bisschen mehr hätte der Leser hier gerne erfahren: Den Namen des gebürtigen Konstanzers falsch zu schreiben, sein Alter nicht zu kennen und über seine Autorenarbeit hinwegzusehen, zeugt von wenig Umsicht und Kollegialität.¹³⁸

Indes haben diese irrelevanten Ungenauigkeiten C.B.A. Fickler nicht davon abgehalten, im folgenden Jahr „die Samariterpflicht öffentlicher Anzeige des Werkchens“ zu erfüllen, es zu besprechen und dem Verfasser seinerseits Fehler und Versäumnisse nachzuweisen.¹³⁹

Wenn beispielsweise im Kapitels *Zeit des allgemeinen Conciliums in Konstanz* Richental und Dacher von 70.000 bis 80.000 Konzilsgästen sprächen, erlügen sie, meint Eiselein, einem der vielen „althergebrachten und verrosteten Irrthümer“. Die

Zahl könne nicht stimmen: „Es muss eine Nulle davon getilgt werden“. Fickler hielt dagegen: Tatsächlich hätten die beiden Chronisten Teilnehmer mit ihrem ganzen Gefolge zu Beginn der Veranstaltung gezählt und einen Großteil ihrer Entourage bald wieder in die Umgebung entlassen. Eine solche Berechnung sei von anderen Geschichtsschreibern bestätigt worden. Ferner bemängelte der Kritiker, Eiselein folge „unzuverlässigen Führern“, begründe vieles ungenügend und behelfe sich stellenweise mit Floskeln. Fickler belegte seine Vorhaltungen ausführlich und bat um Korrektur bei einer Neuauflage.

Inzwischen nahm der Privatgelehrte seine sprachkundlichen und literaturgeschichtlichen Studien wieder auf. Er schickte am 24. August 1853¹⁴⁰ dem *Literarischen Verein Stuttgart* einen Beitrag für die Sammlung und Ausgabe „in den Sängen der Grafen von Zimmern“, um den Abdruck „am Ende von Ruckgabers¹⁴¹ Geschichte der Grafen von Zimbern“ zu verbessern, die „ein literarischer Greuel (...) genannt werden“ dürfe. Sorgfältig habe er „Erläuterungen beigefügt, die mitunter ganz dunkle Dinge aufhellen.“¹⁴²

Eine solcher Aufklärungsversuch hatte den im Leihschein¹⁴³ fälschlich Promovierten 1838 in die F.F. Hofbibliothek Donaueschingen geführt, wo ihn besonders die zahlreichen Sprichwörter in der *Zimmerischen Chronik* (Handschrift 580; um 1566) interessierten, deren erster Band der Barack'schen Fassung 1869 als *XCI. Publication des Litterarischen Vereins in Stuttgart* erschien.

Ogleich Eiselein von dieser Gesellschaft nur „ein billiges Honorar für die Arbeit, die weder flüchtig noch mechanisch sein konnte“ verlangen wollte, blitzte er ab: Am 12. September wurde ihm mitgeteilt, eine Publikation sei „momentan bedauerlicherweise“ nicht möglich, und am 21. Februar 1854 wurde das angebotene Manuskript zurückgesandt. Zwei Monate später bat Eiselein den Verein, die *Aulendorfer Abschrift* der Richental'schen Chronik herauszubringen. Doch auch damit wollte man sich in Stuttgart nicht mehr befassen.

Waren es Rastlosigkeit, Ungeduld und Ehrgeiz, die ihn 1853 zu seinen *Sprachlichen Forschungen*¹⁴⁴ trieben? Erneut nicht in deutscher Kurrent-, sondern in lateinischer Schrift setzte er sich kurzerhand mit dem „meister- und musterhaften Deutschen Wörterbuch der beiden Brüder Grimm“ auseinander und beklagte gleichzeitig dessen Mangel, anfangs die Partikel â verschwiegen zu haben, die „noch jezo in der neuern alamannischen Sprache verwendet“¹⁴⁵ werde. Aufschlussreich ist, dass sich Eiselein in seiner Schrift an einigen Stellen¹⁴⁶ mit seiner heimatlichen Mundart befasste und sich nebenbei mit der Disglossie, dem Nebeneinander von Hochsprache und Mundart, auseinandersetzte.

Allerdings haben sich später (um 1895) weder Lucian Reich in seinen *Beiträgen zu einem Baarischen Idioticon*¹⁴⁷ noch die „Donaueschinger Grammatiker“, die Brüder Ludolph und Leo Wohleb, Mitte des letzten Jahrhunderts auf diese Vorarbeiten berufen.

Bei der Durchsicht der *Sprachlichen Forschungen* fallen die knappen Überlegungen des von seiner Frau getrennt lebenden Ex-Hofkaplans zu ê auf:¹⁴⁸ *êwa* gäbe es heute noch in der Form von *Ehe*, die „sehr enge Notio matrimonium oder foedus nuptiale“. Zu einer persönlichen oder zumindest persönlich gefärbten Interpretation konnte er sich wohl nicht entschließen.

Neu entdeckte der frühere Schulpräfekt seine pädagogische Ader. Er widmete dem *Abeceschützen* ein eigenes Kapitel und gab zu, dass das „Compositum (...) in seiner Bedeutung nicht der mindesten Dunkelheit unterworfen“ sei. Trotzdem gebe es „aus mangelnder Kenntnis seines Bildungsgangs¹⁴⁹ (einen) düsteren Schleier, den wir weg zu rücken suchen“. *Schütze* leite sich von *schützen*, genau genommen von „gewöhnlich mit etwas umgehen oder hantieren“ ab und nicht von *schießen*.¹⁵⁰ Der ABC-Schütze „traktiere“ das Alphabet, er „beschäftige sich“ mit ihm.

Ob über den wie Friedrich Hölderlin „mannigfaltigem Schicksalswechsel ausgesetzt Gewesenen“¹⁵¹ Joseph Josua Eiselein im nächsten Jahr auf den Veranstaltungen zum 600. Jubiläum des Konstanzer Konzils mehr bekannt wird, ist unwahrscheinlich. In der ab April 2014 gezeigten Schau *Das Konstanzer Konzil 1414–1418. Weltereignis des Mittelalters* wird zwar das wiedergefundene Stück Mantel von Jan Hus,¹⁵² aber kaum etwas von Eiselein zu sehen sein. Am 6. Oktober 1862 ist ihm auf dem Brühl westlich der Altstadt noch eine verborgene und allenfalls von Archäologen aufzudeckende Ehre zuteil geworden: Unter den 350 Zentner schweren „Hussenstein“ zum Gedenken an den Reformator und an Hieronymus von Prag wurde als „erster Gegenstand (...) ein Exemplar des *begründeten Aufweises des Platzes* (...) von Josua Eiselein, Professor“¹⁵³ eingelegt.

Wie lange die Faksimiles¹⁵⁴ der *Sprachlehre*, der *Sprichwörter*, der *Reimhaften Formeln* und der *Geschichte der Stadt Konstanz* sowie elf seiner digitalisiert ins Netz gestellten Schriften leben, ist ungewiss. Dennoch dokumentieren sie die Leistung eines vor 222 Jahren geborenen Mannes, der am Ende in seinem Geisinger Asyl bitter klagte: „So bin auch ich im Laufe der Zeit aus den Räumen der Welt eingeeengt worden in die vier Pfähle einer Klausur, die ich bald mit einer noch engeren [Folgendes von ihm gestrichen:] ~~Truhe vertauschen werde~~.¹⁵⁵

Von dort her könnte wie in Goethes Nachruf auf Winckelmann „der Anhauch seiner Kraft“ uns drängen, auch Joseph Josua Eiseleins „mit Eifer und Liebe“ geschaffenes Werk „fort- und immer fortzusetzen“¹⁵⁶ und zugleich Heinrich Heines Fluch aus der Pariser Matratzengruft („Nicht gedacht soll seiner werden“) wirkungslos verhallen zu lassen.

Anschrift des Verfassers:

Hugo Siefert
Am Skibuckel 2
78628 Rottweil
fh.siefert@t-online.de

Anmerkungen

- 1 SAMUEL BUTLERS [1612–1680] *HUDIBRAS – ein schalkhaftes Heldengedicht. Zum erstenmal vollständig im Versmaße des Originals frei verdeutschet und neu mit Commentar ausgestattet von JOSUA EISELEIN, Professor und weiland Oberbibliothekar der Universität Heidelberg*, Freiburg 1845, S. I. – Hudibras ist der englische Don Quijote.
- 2 Eiselein hatte gute Kenntnisse in Französisch und Englisch und war bestens mit Latein und Griechisch vertraut. Fraglich ist, ob er Letzteres, das „Hellenische“, sprach „wie Säue grunzen, so natürlich, / klar und zierlich“. Vielleicht floss ihm auch „vom Maule das Latein / wie auf Bäumen Elstern schrein“ (*Hudibras*, Erster Sang, S. 5). Denkbar ist, dass er die von Schiller ausgewählte Xenie *Der Sprachforscher* kannte: „Anatomieren magst du die Sprache, doch nur ihr Kadaver; / Geist und Leben entschlüpft flüchtig dem groben Skalpell“ (Goethes Werke, Hamburger Ausgabe, Band 1, S. 213).
- 3 „Ich habe den Schulmeister mit großer Treue gemacht und ließ Kinder mit grindigten Köpfen das Abc lesen“ (Brief an Heinrich Füßli: Rom, 22.09.1764). Der kunstverständige Winckelmann meint, die dünnste Linie komme der schönen Form am nächsten, und interpretiert so gleichsam die Ästhetik des Klassizismus. Das Albertus-Magnus-Gymnasium (AMG) Rottweil besitzt alle, das Fürstenberg-Gymnasium Donaueschingen die meisten Bände der Winckelmann-Ausgabe.
- 4 Das von DAGMAR DRÜLL herausgegebene *Heidelberger Gelehrtenlexikon 1803–1932*, Berlin Heidelberg New York Tokyo 1986, gibt auf Seite 57 knappe persönliche und einige Daten aus dem Heidelberger Universitätsarchiv preis.
- 5 Die Komponisten Robert von Hornstein, Konradin Kreutzer, Johann Wenzel Kalliwo-da, Johann Nepomuk Schelble; die Bildenden Künstler Johann Nepomuk Heinemann, Franz Xaver Reich, Lucian Reich d.Ä.; vom *Verein für Geschichte und Naturgeschichte der Baar (VfGNB)* C.B.A. Fickler, Ludwig Kirsner, Joseph von Laßberg, Friedrich Roth von Schreckenstein, Emil und Wilhelm August Rehmann; die Bibliothekare Joseph Viktor von Scheffel, Karl August Barack.
- 6 Vgl. Kapitel 6. Eiselein befindet sich damit in guter Gesellschaft: CHRISTINE DÖSSEL hält nämlich Peter Stein – einst Schüler des Fürstenberg-Gymnasiums – für einen „sturen, wütenden, besserwisserischen, brillanten Theatermenschen“ (*Süddeutsche Zeitung*, 29./30.09.2012). Und dem Prahlhans Hudibras hatte ja früh Samuel Butler und 1845 Joseph Eiselein (als Übersetzer) ein Denkmal gesetzt.
- 7 Eduard Johne; siehe Anmerkung 39.
- 8 Von KARL FRIEDRICH WILHELM WANDER, in: *Deutsches Sprichwörter-Lexikon*, Leipzig 1876–1880, S.1, und Franz Joseph Mone, Anmerkung 68.
- 9 Von Johann Marmor, Carl Borromäus Alois Fickler.
- 10 *Die Exilantendruckerei Belle-Vue bei Constanz 1840–1848* (Hgb. Heinz Bothien), Frauenfeld 1998, S. 222.
- 11 Ebenda, S. 226.
- 12 Vgl. Scheffels Schilderungen zu Anfang der *Juniperus*-Geschichte: „Hei, dass ich euch weisen könnte, was doch in meiner Jugend hereinglänzt: die grünen Wälder von Engen, einst des austrasischen Reiches wohlumwallter Grenzstadt.“
- 13 Jacob Grimm adressierte am 8. Februar 1833 seinen Brief (Sig. 2 Cod. Ms. Philos 182: J. Grimm, 8.2.1833, Staats- und Universitätsbibliothek Göttingen [SUB]) an Professor Eiselen. Auch das *Kindler Literatur Lexikon* (KLL) nennt J. EISELEN als Herausgeber des *Hudibras*, während HERMANN PONGS' *Kleines Lexikon der Weltliteratur* nur J. EISELIN kennt; zwei bekanntere EISELINS, BARTHOLOMÄUS, der „Lederschneider“, und MICHAEL (oder EISELE) lebten im 16./17. Jahrhundert.
- 14 Im Katalog *Nachlass der Brüder Grimm*,

- herausgegeben von Ralf Breslau (Wiesbaden 1997, S. 396) werden fünf Briefe von Josua Eiselein an Jacob Grimm (Sig. *Nachlass Grimm* 965, Staatsbibliothek Berlin) registriert: Vier aus Konstanz (21.04.1839; 06.04.1842; 27.07.1843; 24.05.1845) und einer an Wilhelm Grimm (*Geissingen an der oberen Donau*, 03.04.1853, „mit Wasser-spuren“).
- 15 Deutsches Literaturlexikon IV, S. 74. – Diese Angaben übernahm der Katalog der *Deutschen Nationalbibliothek (DNB) von WinIBW 3.4* und ergänzte: „Lebensdaten: 1805 (Geburtsjahr ca.) / Schriftsteller; Wirkungsdaten: 1834“.
- 16 Philipp Engelbrecht (1490–1528) nannte sich in klassisch-humanistischer Manier *Engentinus*. Vgl. JOSEPH NEFF 1897: Philipp Engelbrecht – Ein Beitrag zur Geschichte des Humanismus am Oberrhein, in: Beilage zum Programm des Progymnasiums Donaueschingen 1896/97, 1897/98, 1898/99, Druck von A. Willibald Donaueschingen.
- 17 Nach der *Exilantendruckerei Belle-Vue bei Konstanz* (S. 222) starb Eiselein „im Landes-spital zu Geislingen, einem öffentlichen Armenhaus“. Selbst eine topographische Karte auf der aktuellen regionalen Schautafel vor dem Immendinger Schloss verwechselt „Geislingen“ mit Geisingen.
- 18 Ernst Hitzig war einer der Nachfolger von Pfarrer Haag, dessen „Treiben (...) in Oeffnen“ ein anonymes X.Y.Z. in einem 1846 in Konstanz erschienenen Pamphlet darstellte.
- 19 ANDREAS HUND 1930: Das Gymnasium Donaueschingen 1778–1928, Donaueschingen, S. 11–12. – Im Jahre 1823 hatte die Schule 118, 1825 114 Schüler. Vgl. WOLFGANG HILPERT: Vom Schüler-Sein und von Elternsorgen vor 200 Jahren, in: *1778 bis 2003 – 225 Jahre Fürstenberg-Gymnasium Donaueschingen*, Donaueschingen 2003, S. 12–19.
- 20 Zitiert nach HUND 1930, S. 11.
- 21 *Zur Geschichte des Fürstenbergischen Wappens. Heraldische Monographie von F.K.. Als Manuskript gedruckt*, Stuttgart 1860. In der Schrift (S. 71) dankt der Autor „Domänenrat Wintermantel, Cabinetts-Expeditor Löffler in Donaueschingen und Professor Fickler in Mannheim“ und kommt auf Eiseleins Interpretation des Aulendorfer Codex der *Richental'schen Chronik* zu sprechen.
- 22 Als „F.-K.“ im III. Jahrgang (1880), S. 15–16.
- 23 *SchrVfGNB* V. Heft (1885), S. 155.
- 24 S. 71.
- 25 Belle-Vue, Konstanz; Preis 12 Kreuzer.
- 26 S. 13.
- 27 Repertorium VII. 1816 Nr. 3, in: Kasten 1 (K 1), Archiv *VfGNB* (ABV).
- 28 Ebenda; 1825 löste Rehmann, der bekanntlich auch Großherzoglich Badischer Oberhebarzt des Seekreises war, Eiselein als Sekretär ab.
- 29 Repertorium XXI, K 1 ABV.
- 30 Ebenda.
- 31 In *Isis oder Encyclopädische Zeitung von Oken* 1818, Heft VI, S. 1100 ff., teilte der Oberstburggraf Franz Graf von Kolowrat den „Vaterländischen Freunden der Wissenschaften“ mit, dass „in Prag (...) unter dem Oberstburggrafen Karl Egon Fürsten von Fürstenberg (...) eine patriotisch-ökonomische Gesellschaft gestiftet“ werde. In *Isis* 1818, Heft XI, S. 1794 ff., wurde der erste Band der *Denkschriften der vaterländischen Gesellschaft der Ärzte und Naturforscher Schwabens* (Tübingen 1805) rezensiert und hingewiesen auf den „rastlosen Eifer nun verstorbener Männer wie Metzler, Rot von Schreckenstein, Engelberg, den noch lebenden Rehmann, Leibarzt des Fürsten von Fürstenberg“. Gerühmt wird die Baar: „Hier der Ursprung der Donau; hier die höchsten Gipfel des Schwarzwaldes und dessen tiefste Täler; hier alle Gebirgsformationen des Erdballs in der Nähe beisammen; Granit, Gneis; in der Nähe die rauhe Alp; kaum weiter die Schweiz; hier eine Menge Bergwerke; hier der Rheinfluss. Hier mithin die größte Mannigfaltigkeit der Flora und der Fauna (...) Hier also ein Land, wo es viel zu regieren gibt, durch das Fürsten sich die Ewigkeit sichern können.“
- 32 Das sind die neun Vorstandsmitglieder.
- 33 K 2 ABV.
- 34 Ebenda.
- 35 *Die Sprichwörter und Sinnreden des deutschen Volkes in alter und neuer Zeit. Zum erstenmal aus den Quellen geschöpft, erläutert und mit Einleitung versehen*; Donaueschingen im literarischen Verlage

- 1838, S. 519. – Ein Exemplar besitzt das AMG Rottweil.
- 36 *Faust I*, Studierzimmer. „Göthes“ geflügeltes Wort findet sich bei Eiselein nicht; die Brüder Grimm zitieren es in ihrem Wörterbuch (DWB) Band 1, 1854, Sp. 1329.
- 37 Die amtliche Bestellung zum F. F. Hofbibliothekar erfolgte erst 1822 nach dem Bezug des zweiten Stocks im Haus Haldenstraße 5 (F. F. Hofbibliothek).
Vgl. EDUARD JOHNE: Die F. F. Hofbibliothek in Donaueschingen, in: *Badische Heimat* 1–3, 8. Jahrgang (1921), und GEORG GOERLIPP: Das Fürstlich Fürstenbergische Archiv und die Hofbibliothek in Donaueschingen, in: *Die Fürstenberger. 800 Jahre Herrschaft und Kultur in Mitteleuropa*, Schloß Weitra 1994, S. 114.
- 38 Prinz Max‘ „lieber Jonas“, nach LEO NOLL in der *Oberländer Chronik* o. J. (1960?): Johne habe oftmals „in den Jahresversammlungen des Geschichtsvereins (...) den alten Vorstand mit lapidaren Floskeln (...) vergattert“.
- 39 JOHNE 1921: S. 67.
- 40 *Bücher haben ihre Schicksale*. Wie Bibliotheken! Vgl. das Los der *F. F. Hofbibliothek* oder (im November 2012) der *Bibliothek des Gymnasiums zu Stralsund* (KLAUS GRAF: archiv.twoday.net; *Süddeutsche Zeitung*, 19. und 22.11.2012).
- 41 Winckelmann war eine Zeitlang dort angestellt.
- 42 1830 kritisierte der Bibliograph und brillante Bibliothekar FRIEDRICH ADOLF EBERT (*1791, wie Eiselein) im zweiten Band seines *Allgemeinen Biographischen Lexikons* (S. 1079) an der Winckelmann-Ausgabe „den „(schlecht) lithografirten Atlas“ und stellte fest, dass „es mit der angeblichen, einzigen Vollständigkeit‘ nicht weit her“ sei. „Die erste und zugleich die letzte vollständige Edition der Werke Winckelmanns“, schrieb 2006 ADOLF HEINRICH BORBEIN in den *Mitteilungen der Union der deutschen Akademien der Wissenschaften*, „besorgte 1825–1829 Joseph Eiselein. Sie galt bis heute als maßgebend und zitierfähig – trotz ihrer offenkundigen Mängel. Eiselein wollte nicht allein dokumentieren; er war bestrebt, Winckelmann zu verbessern, ihn dem damaligen Stand der Forschung anzunähern. So ist das Hauptwerk, die *Geschichte der Kunst des Alterthums* bei Eiselein eine nie begründete Kompilation der ersten und der zweiten postumen Auflage.“
- 43 Vgl. „Verhandlungen mit Hofbuchdrucker Willibald“ 1810, 1813, 1819, in: *Repertorium VIII*, ABV.
- 44 Je ein Exemplar besitzen die Bibliotheken des Fürstenberg-Gymnasiums Donaueschingen und des AMG Rottweil.
- 45 *Religiöse Zeitschrift zur Belehrung und Warnung*. Herausgegeben von ANDREAS RÄß und NIKOLAUS WEIS. Erster Band, erster Jahrgang, 1. Heft, Mainz 1821, S. 125–129.
- 46 Von HEINRICH DANIEL ZSCHOKKE, Zs. I und II 1820. Schwaller’sche Buchhandlung; Sitten und Solothurn. – Beiträger war u. a. der gebürtige Ewattinger katholische Geistliche GEORG VICTOR KELLER (1760–1827).
- 47 Motto (1818): *Rühmlich ist Wortreichtum sowie Reinheit; doch was du deutsch sagst, sei auch deutlich zugleich, richtig und würdig und schön* [ein treffendes Polysyndeton].
- 48 Seite 129.
- 49 Vgl. *Über die Buchmacherei – Zwei Briefe an Herrn Friedrich Nicolai*, 1798: Kant spricht von dem Hersteller von Büchern.
- 50 „Ein Wort ist ein Ausdruck des Menschen Gedanken“, S. 12.
- 51 *Die Handschriften der F. F. Hofbibliothek zu Donaueschingen, geordnet und beschrieben und von Dr. K. A. BARACK*, Tübingen 1865, Nr. 166, S. 160.
- 52 Brönnner habe „den graugelben Hausrock, in dem unsere Litteratur damals bequem und gemüthlich einherging, mit einem edleren Gewande zu vertauschen, das auch vor dem Auslande sich sehen lassen durfte“ (Moritz Veit); vgl. KAPP-GOLDFRIEDRICH 1913: *Geschichte des Deutschen Buchhandels*, 4. Bd. (Geschichte des deutschen Buchwesens) Leipzig, S. 4347.
- 53 Sig. *Briefsammlung Mi 353* Herzog August Bibliothek Wolfenbüttel (HAB).
- 54 MAXIMILIAN PRINZ ZU WIED-NEUWIED 1820/21: *Reise nach Brasilien in den Jahren 1815 bis 1817*, Frankfurt am Main.
- 55 JOHNE 1921, S. 67.
- 56 Vgl. GEORG GOERLIPP 1994, S. 113.
- 57 Zitiert nach HUND 1930, S. 12.
- 58 Gemäß *Can. 194 § 1 Nr. 2 CIC* – Geistlicher

- war niemand von vornherein. Seit dem Mittelalter galt, dass er erkoren und bestimmt, sozialisiert und geweiht werden musste.
- 59 1937 unterrichtete dort Albert Kieffer („Ober-Kieffer“), 1952 bis 1966 Leiter der Abteilung Gymnasien im Stuttgarter Kultministerium.
- 60 Die *Ehe-Ordnung für das Großherzogtum Baden* (Carlsruhe 1811, S. 5) ließ die „Weltlichkeit und Kirchlichkeit“ der Ehe nebeneinander gelten.
- 61 1760–1797. – Heinrich Burkard lobte Maria Antonia als Schauspielerin, die sogar Hauptrollen übernommen und als Sopranistin bei Opernaufführungen geglänzt habe: *Musikpflege in Donaueschingen*, in: *Badische Heimat* 1–3, 8. Jahrgang (1921), S. 87.
- 62 MANFRED SCHULER, in: *Archiv für Musikwissenschaft* 45. Jahrgang (1988), Heft 2. Vgl. Hochfürstlich-Fürstenbergischer Staats- und Adresskalender (1790), den Heinrich Burkard erwähnt.
- 63 Staatsarchiv Freiburg (StAF) B 821/2 Nr. 14812.
- 64 Hansjakob verarbeitete 1895 seinen Aufenthalt in dem Buch *Aus kranken Tagen*. Sein Krankenstuhl war 2012 in der Karlsruher Ausstellung *Baden! 900 Jahre* zu sehen.
- 65 Eine der beiden soll Nonne geworden sein.
- 66 Im ersten Band des V. Teils, Heidelberg 1906, S. 141–145, werden beschrieben: Leben und Werk von Professor (Fakultas: Klassische und moderne Sprachen; Geschichte, Mathematik) Friedrich Eiselein (1829–1900) und Landgerichtspräsident Karl Eiselein (1831–1899), der einst die Volks- und Mittelschule in Donaueschingen besucht hat. 1852 meldete das *Großherzoglich Badische Regierungsblatt* (Band 56, S. XLIX), Friedrich sei als Lehramtspraktikant in Villingen und Konstanz aufgenommen worden. Er hatte 1853 konvertiert, wurde 1860 „Lehrer mit Staatsdienereigenschaft“ (*Neue Jahrbücher* 1861, *Programm A. Lyceen*, 2. *Constanz*), 1863 Professor am Konstanzer Lyceum und 1889 zur Ruhe gesetzt. Karl Eiselein „aus Donaueschingen (...) bisher Referendär wird 1864 Amtsrichter in Kork“ und 1867, so die *Gazette Ortenau*, Assessor am Kreisgericht Offenburg, 1884 Landgerichtsdirektor in Waldshut und zuletzt 1897 Konstanzer Landgerichtspräsident.
- 67 *Allgemeine Literaturzeitung* (1828) I. Band.
- 68 Vgl. FRANZ JOSEPH MONE (1796–1871): *Die bildenden Künste an den Gestaden des Bodensees, an der oberen Donau, in der Baar und aus dem östlichen Schwarzwalde: ehemals und jetzt*; Karlsruhe 1890.
- 69 *Jahrbücher für Philologie und Pädagogik* III. Jahrgang 3. Heft (1828), S. 119.
- 70 Brief an Dr. Birlinger, Constanz, vom 2. April 1861, *Über die Richenthal'sche Chronik*, in: *Archiv für das Studium der neueren Sprachen und Literaturen* XXV. Jahrgang (1870), Band 46, S. 98.
- Dem Nicht-Historiker Marmor selbst sei „die streng-kritische Methode nicht eigen“ gewesen, hieß es 1881 in den *Badischen Biographien* (III. Teil, Karlsruhe, S. 81).
- 71 Universitäts- und Landesbibliothek Bonn (ULB), Sig. *Autographen-Slg.* F. G. Welcker (1784–1868) leitete ab 1819 als Oberbibliothekar die von ihm gegründete Bonner Universitätsbibliothek. 1848 war Joseph Victor von Scheffel zweiter Sekretär seines jüngeren Bruders Carl Theodor, des badischen Bundestagsgesandten, bedeutenden Staatsrechtlers, der gemeinsam mit Carl von Rotteck 1847 das *Staats-Lexikon* vorgelegt hatte.
- 72 Ulm 1476/77.
- 73 Heidelberg 1831.
- 74 K 4, 46 und 50 ABV. – Vgl. seinen 1803 gesondert erschienenen Lexikonartikel *Historisch-topographische Beschreibung vom Fürstenthum Fürstenberg in Schwaben*.
- 75 Vgl. KLAUS GRAF: *Oberschwäbische Adelsbibliotheken*, in: *Adel im Wandel* 2, Ostfildern 2006, S. 759.
- 76 Beamter in der Schulaufsicht.
- 77 18. Januar 1830: Universitätsbibliothek Heidelberg (UBHD): Sig. *Heid.Hs.1298*.
- 78 Universitätsbibliothek Tübingen (UBTÜ), Sig. *Md 755 124*.
- 79 *Der Bodensee*, Stuttgart und Tübingen 1827. Der Reiseführer *Schwarzwald* (Heidelberg 31868, S. 120) zählt Josua Eiselein, C.B.A Fickler, Lucian Reich (*Mainau*), Johann Marmor und Gustav Schwab zu den bekannteren „Bodensee-Autoren“.
- 80 Vgl. JOHANN CHRISTOPH ADELUNG 1811: *Grammatisch-kritisches Wörterbuch der Hochdeutschen Mundart* (Band 3, Kapitel

- M, S. 11–12): „nur im verächtlichen Verstande“, gebraucht.
- 81 Am 9. August 1841 besprach WOLFGANG MENZEL im *Literaturblatt* Nr. 40, der Beilage des *Morgenblatts* (S. 321–325) seine *Sprichwörter und Sinnreden*: „Das Werk wird jedem, der es liest, eine Fülle neuer Aufschlüsse und mannichfache Belehrung und Genuß gewähren.“
- 82 Dagegen stellt Peter Lenks *Bodenseereiter* an der Uferpromenade von Überlingen – sehr zu dessen Unwillen – Martin Walser dar. Dem Freiherrn Joseph von Laßberg hat der Bildhauer neben der Droste und anderen am Meersburger Hafen ein Denkmal gesetzt.
- 83 Die Gesellschaft auf Schloss Eppishausen.
- 84 Gedichte, Leipzig (um 1880), S. 337.
- 85 *Hottentottiana von Robert Schumann, enthaltend die Heidelberger vom 21. May 1829 bis 1. April 1830*, 4. Heft, in: Tagebücher Band I 1827 bis 1838, herausgegeben von Georg Eismann, Leipzig 1971, S. 209.
- 86 DAGMAR DRÜLL 1986.
- 87 Quellen und Forschungen zur Geschichte Schwabens und der Ost-Schweiz, Mannheim 1859, S. XXXIII.
- 88 [8] Bl., „etymologisch und historisch erörtert“, Constanz 1853. Vgl. die Katalogkarte der Hessischen Landesbibliothek (HLB) Wiesbaden.
- 89 Im *Intelligenz-Blatt* Nr. 40 (1828) informierte der Drucker und Verleger Johann Velten (Carlsruhe) die Leserschaft über die Lieferung der Nummern 36–42.
- 90 Unter Sig. *UB Hd F 174* im alten Zettelkatalog erfasst.
Vgl. Handbuch der historischen Buchbestände in Deutschland. Digitalisiert von GÜNTER KÜKENSHÖNER. Hrsg. von Bernhard Fabian. Hildesheim 2003
- 91 Auktionshaus Klein 2012.
- 92 Band 31 (1833), S. 11.
- 93 Bähr (1798–1872) war wie Eiselein Althphilologe.
- 94 Jacob Grimm: Brief vom 8. Februar 1833 an „Professor Eiselen“, Sig. 2 *Cod. Ms. Philos 182: J. Grimm, 8.2.1833*, Staats- und Universitätsbibliothek Göttingen (SUB). Die Heidelberger Handschrift Sig. *cod. Pal. Germ. 341*, die Grimm untersucht haben wollte, liegt digitalisiert vor: *fol. 167v – 181v*.
- 95 Mäzene des elsässischen Dichters (12. Jahrhundert) mit dem Beinamen Gleißner (das heißt *Heuchler, Fuchs*) waren möglicherweise die Zähringer.
- 96 DAGMAR DRÜLL 1986.
- 98 Brief vom 05.01.1859 (Sig. *Badische Landesbibliothek K 3106.10.1*) mit dem Lob für Fürst Karl Egon III., der „aufs bereitwilligste seine Kleinodien auch Anderen zur Schau und Einsicht mittheilt“.
- 98 *Brief des Phi. Chandos AD. 1603, diesen 22. August, an Francis Bacon*, in: *Gesammelte Werke in Einzelausgaben, Prosa II*, hgg. von HERBERT STEINER, Frankfurt am Main 1976, S. 7–20. Erstdruck 1902 in der Zeitung *Der Tag*.
- 99 Siehe Anmerkung 35.
Im Jahr zuvor (1837) war WILHELM KÖRTESSammlung *Sprichwörter und sprichwörtlichen Redensarten der Deutschen* in Leipzig herausgekommen. Der Verfasser schien Eiselein (Einleitung, Seite XXXI) „schon ziemlich alt zu sein, da er Seite 427 eines Juden erwähnt, der ihm bereits vor 40 Jahren Mittheilungen gemacht habe“.
- 100 S. 96: *Die Brig und die Breg Bringen die Donau zuweg*.
„Brig und Breg sind zwei Waldbäche, die sich unter Donauöschingen vereinigen und sodann den Namen Donau führen“.
- 101 Eiselein sei unzuverlässig in Angabe und Schreibung der Quellen; 90 Prozent seien unzutreffend und unbrauchbar (KARL FRIEDRICH WILHELM WANDER, in: *Deutsches Sprichwörter-Lexikon*, Leipzig 1876–1880, S. 1.
- 102 Laßbergs Enkel Theodor von Liebenau wird mit *Das gasthaus- und wirtschaftswesen der Schweiz in aelterer zeit* einmal zitiert; das *Fürstenbergische Urkundenbuch (FUB)* dient öfters als Quelle.
- 103 In seinem Exemplar der *Deutschen Grammatik von Jacob Grimm* (Band 1) notierte Laßberg den Todestag von Fürstin Elisabeth zu Fürstenberg; 21.07.1822.
- 104 *Deutsche Grammatik* 4, Göttingen 1837, etwa S. 82, 40, 284, 294 und passim.
- 105 Vgl. den Streit zwischen einer bayerischen und einer Tiroler Textilfirma um den Griaßdi-Aufdruck ihrer T-Shirts. Die Österreicher zogen vorerst den Kürzeren; deswegen zieht die Grußformel Griaß enk ihr Produkt.

- Auch mit dem ethischen Dativ (*Trink mir nicht so viel / Mach mir bloß keinen Kummer*) setzt sich Eiselein nicht auseinander.
- 106 Vgl. die *Kollektiva* auf *-schaft* (*Gesell-, Gewerk-, Gemein-*) und die Wörter mit *Ge-* (*-flügel, -birge, -brüder und -schwister*).
- 107 Die Zeit des Dreißigjährigen Krieges hielt Eiselein in seiner *Geschichte und Beschreibung der Stadt Konstanz* (Konstanz 1851, S. 180, Anmerkung 1) für die „verdorbenste Zeit unserer Sprache“.
- 108 Zitiert von HEINZ RÖLLEKE 2001: *Briefwechsel der Brüder Jacob und Wilhelm Grimm. Kritische Ausgabe in Einzelbänden* 1/1, Stuttgart, S. 325 (?).
- 109 Eiselein hat sich in der *Grammatik* nicht für Grimms Kleinschreibung entscheiden wollen.
- 110 *Geschichte der deutschen Sprache*, Vorrede, Leipzig 1848, S. XIII.
- 111 Handschriftlicher Nachlass: Vorlesungen und Abhandlungen, 3. Abdruck, Leipzig 1896, S. 103 und 106.
- 112 Im selben Jahr arbeitete Levin Schücking als Laßbergs Bibliothekar auf der Meersburg.
- 113 „Rambling“ [weitschweifig] und „irrelevant“ sei auch Eiseleins Einleitung zu seiner *Hudibras*-Ausgabe gewesen, so LAWRENCE A. PRICE 1919: *English-German Literary Influences*, Berkeley, S. 183.
- 114 S. VII.
- 115 S. 61.
- 116 In: *Die Meistersinger von Nürnberg* II.6
- 117 Donauöschingen, im Verlage deutscher Classiker und Wien bei Franz Härter; im Besitz des Fürstenberg-Gymnasiums Donaueschingen.
Die *Donauöschinger Bibliothek des Vereins für Geschichte und Naturgeschichte der Baar* besitzt dagegen nur den 2. Band der sechsbändigen Ausgabe der Cotta'schen Volksbibliothek, Stuttgart o.J. (1889?): Sig. SG 52–2.
- 118 In Augsburg, ohne Vorrede, Kommentar und Anmerkungen.
- 119 20. September 1788, in der *Jenaer Allgemeinen Literaturzeitung*.
- 120 *Heidelbergische Jahrbücher für Litteratur* No 46 (1815).
- 121 Hefte 1–6, erster Band, Cassel 1813.
- 122 Bierbrauer, Spekulant und Gemeinderat Augustin Schmid (* 1803) war Mitglied im liberalen Konstanzer Klub *Bürgermuseum* und wie Johann Marmor an der 1848er Revolutionsbewegung in Konstanz beteiligt.
- 123 Eiselein wollte Hus' Weg zur Hinrichtungsstätte „ermitteln und aufweisen“, der „unterdeßen ihre gefeierten Namen zum Denkmal dienen mögen; denn jeder von beiden darf mit dem Dichter Horaz laut ausrufen: *Exégi monumentum ære perennius [Ich habe ein Denkmal errichtet, dauerhafter als Erz]*, S. 41.
- 124 J. MARMOR: Ulrich von Richental und seine Concilschronik, in: *Freiburger Diöcesan=Archiv* Band 7 (1873), S. 133–144.
- 125 Selbstverlag des Verfassers, Konstanz 1860: Seiten 31, 116, 137, 203, 232.
- 126 XXV. Jahrgang, 46. Band (1870), S. 98–100.
- 127 Der ehemalige Rottweiler Konviktor (1850–54), spätere Priester und Philologieprofessor gab ab 1873 die Zeitschrift *Alemannia* heraus, in deren erstem Band (1873) er wie Eiselein Sprüche aus der *Zimmerischen Chronik* (ZC) zitierte.
- 128 Vielleicht hat sich Eiselein an *Eristische Dialektik oder Die Kunst, Recht zu behalten* seines Zeitgenossen ARTHUR SCHOPENHAUER orientiert; vgl. die Zürcher Ausgabe 51989.
- 129 Eiselein meinte, der Codex sei vom Konstanzer Albrecht Krütli geschrieben und illustriert worden.
- 130 Am 11. August 2012 berichtete die *New York Times* unter Berufung auf italienische Medien, der Direktor der neapolitanischen *Biblioteca dei Girolamini* Massimo M. De Caro werde beschuldigt, hunderte wertvoller Bände der Bücherei gestohlen, zu Hause gestapelt oder fremden Auktionshäusern angeboten zu haben; seit einem Vierteljahr sitze er deswegen in Untersuchungshaft.
- 131 11./13.02.1913, in: Briefe 1913–1914, Frankfurt am Main, S. 88.
- 132 Auf den segensreichen Alkoholgenuss hat neben Georg Christoph Lichtenberg, für den der Wein „auch zu hundert guten Taten verleitet“, (Auswahl der Aphorismen von Friedrich Sengle, Stuttgart 1963, S. 144) auch Goethe im Gespräch mit Eckermann hingewiesen: Im Wein lägen „produktivma-

- chende Kräfte sehr bedeutender Art“. Allein was dem einen nütze, schade dem anderen (Am 11. März 1828, in: Gespräche Band 6, S. 284).
- 133 Siehe Anmerkung 12.
- 134 Dem Buch stellte sechs Jahre später Johann Marmor einen *Führer durch das alte und neue Konstanz für Heimische und Fremde* entgegen, so dass gleichzeitig zwei Konstanzer Monographien miteinander konkurrierten. Lucian Reich sollte die Publikation begutachten.
- 135 Der von ARNDT SPIETH 2011 herausgebrachte *Stadtführer Konstanz* wurde in Band 55 (2012) der *SchrVfGNB* besprochen. Rezensent Sf hat dort fälschlich geschrieben, Eiselein habe „ab 1836 in Konstanz unterrichtet“.
- 136 S. 272.
- 137 S. 263.
- 138 Carl Borromäus Aloys Fickler unterrichtete 1832–1848 in Donaueschingen, also nach Eiseleins Dienstzeit.
- 139 *Heidelberger Jahrbücher der Literatur* 45 (1852), S. 423–429.
- 140 Handschrift Sig. *Hs Md 922 15*; Universitätsbibliothek Tübingen. Eiselein schrieb in lateinischer Schrift.
- 141 *Geschichte der Grafen von Zimmern*, Herder: Rottweil 1840. HEINRICH RUCKGABER war „Professor am obern Gymnasium zu Rottweil und Mitglied des Königlich Württembergischen Vereins für Vaterlandskunde“. Die Wiedergabe der Gedichte (S. 257 ff.) kann Eiselein nicht gemeint haben.
- 142 Eiselein meinte Gedichte der Grafen Gottfried Werner und seines Bruders Wilhelm Werner, des Chronisten. Diese Lyrik ist nicht besonders gelungen; ihr Abdruck schien dennoch berechtigt.
- 143 Als weitere Benutzer sind aufgeführt: Laßberg (1817–1824), [C.B.A.] Fickler (1846), Ludwig Uhland (1852–54) und Franz Joseph Mone (1854).
- 144 Die *Sprachlichen Forschungen von Eiselein aus dem Spital zu Geisingen* 1853 (Sig. *Cod.Don. A III.58* „Papierhandschrift. 1853. 88 Bl. 8° Ungeordnet, teilweise gefaltet; einzelne Blätter mit alphabetisch zu ordnenden Begriffen, die in Art eines Idiotikons die Wörter erklären“, Württembergische Landesbibliothek Stuttgart [WLB]) lagen, wie F. F. Archivrat Franz Ludwig Baumann am 7. November 1892 auf der Titelseite notierte, „ohne Begleitschreiben oder Angabe, wie dieses Mscr. dorthin gekommen ist, bei der Correspondenz des Fürsten Karl Egon II. fasc. Professor Eiselein“.
- 145 Als Suffix (zum Beispiel bei Tschudi oder in [Laßbergs] *Liedersaal*): S. 2. „Noch heute ruft in Alamannien der Wanderer am Fluße dem Fergen [Fährmann] an’s jenseitige Ufer zu: *holâ* (S. 3).
- 146 Etwa mit dem alamannischen Substantiv „Aber“: „Das Aber bñgnet witem“ oder (verbal): „Ës abert im Thale und iset ûf dem Birg“ (S. 4–5).
- 147 Handschrift in K 25 ABV. Franz Joseph Mone arbeitete in seinen letzten Lebensjahren an einem *Brubrainischen Idiotikon* (früher: *Cod. Germ.* 329, Universitäts- und Landesbibliothek Straßburg), und vom oben erwähnten A.F.C. Vilmar stammt ein *Idiotikon von Kurhessen* (1868).
- 148 S. 7–8.
- 149 Also sprachgeschichtlich.
- 150 So der *Brettschütze*, der *Flurschütze* oder der *Budenschütze*. Im *Grimm’schen Wörterbuch* (1854, Band 1, Sp. 18) heißt es, der "Abc-Schütze" habe nichts mit Schießen zu tun habe: "Schütz kommt von heranwachsendem Knaben." Der kurfürstlich sächsische Hofrat und wie Eiselein als Oberbibliothekar arbeitende JOHANN CHRISTOPH ADELUNG vermutete 1774: „Vielleicht hat man sie aus Scherz gemacht, und dabey vornehmlich auf die Griffel und andere Werkzeuge der Abschüler gesehen, welche man mit Waffen verglichen“ (*Grammatisch-kritisches Wörterbuch der Hochdeutschen Mundart*, S. 15–16)
- 151 In den *Badischen Biographien* Artikel *Friedrich Eiselein*; siehe Anmerkung 58.
- 152 Überraschend deshalb, weil nach ULRICH VON RICHENTAL (S. 56–57) Hus‘ „Eschen (Asche), das gebain und was do dennoch unverbrant was“ in den Rin (Rhein) „gefürt“ worden sei.
- 153 Weitere Deponate waren Marmor’s Konzilsmonographie (1858) und seine *Topographie* (1860); Nr. 7: „Ein Heftchen, betitelt:

- „Ein Scherflein zum Denkmal von Johannes Hus, beigetragen von Joseph Fickler in New-York 1862“. Vgl. JOHANN MARMOR 21864: *Das Konzil zu Konstanz*, S. 23.
- 154 Seit 2009; bei *BiblioBazaar, Let Me Print* und *Lightning Source*.
- 155 *Sprachliche Forschungen*, S. 8.
- 156 Aufsatz *Winckelmann* (Kapitel *Hingang*), in: *Schriften zur Kunst*, Hamburger Ausgabe, Band 12, S. 129. In anderen Goethe-Editionen heißt der Aufsatz *Winckelmann und sein Jahrhundert*. 1923 verfasste der Kunsthistoriker KARL JUSTI *Winckelmann und seine Zeitgenossen* in drei Bänden – mehr als eine gehaltvolle Darstellung der Kunsttheorien und ästhetischen Doktrinen des 18. Jahrhunderts. „Es ist vielmehr“, schrieb KARL GERSTENBERG in der *Deutschen Vierteljahresschrift für Literaturwissenschaft und Geistesgeschichte* (2. Jahrgang, 3. Heft [1924], Seite 647), „die klassische Fassung der Geschichte von Werden und Entstehung der Kunstwissenschaft.“ So tief hatte der Editor (und kunstgeschichtliche Laie) Eiselein hundert Jahre zuvor freilich nicht geschürft.

Guido Schreiber – ein Chronist der Kulturlandschaft Baar

Von Hermann Sumser

Im Rahmen der Heimattage präsentierte die Stadt Bräunlingen im Frühjahr 2012 in ihrem Kelnhof-Museum eine Ausstellung mit Werken von Guido Schreiber. Schon im Jahr 1994 wurden in Donaueschingen in der Donauhalle Bilder von Guido Schreiber ausgestellt. Auch in Villingen und Bad Dürkheim, einmal abgesehen von anderen, weiter entfernten Orten der Baar, liefen damals Ausstellungen über das Werk von Guido Schreiber. Schaut man etwas weiter zurück in die Vergangenheit und blättert in jenem legendären Sonderband der Kulturzeitschrift *Badische Heimat* mit dem Titel *Die Baar* aus dem Jahre 1938, so begegnet man im letzten Kapitel einer Reihe von Federzeichnungen von diesem Guido Schreiber. Im Aufsatz *Stadt- und Dorfschaften der Baar* von EMIL BAADER illustrieren die Zeichnungen die Schilderung einer Reihe von Spaziergängen durch die vielen unterschiedlich strukturierten Bereiche der Baar. Wer ist nun dieser Guido Schreiber und was hat er mit unserer Baarlandschaft zu tun?

Die Antwort auf diese Frage führt uns – man staune – ins Ruhrgebiet nach Bochum. Dort lebt ein Enkel von ihm an jenem Ort, wo schon Guido Schreiber bei seiner Tochter einst seinen Ruhestand verbrachte. Der Enkel Hans-Jörg Pott hat mit



Donaueschingen, Karlsplatz, Aquarell, 1948. Alle Bilder und Reproduktionen: Hans-Jörg Pott.



Aufen im Frühling, Aquarell, 1948.



Neudingen, Aquarell, 1947.

großer Akribie mittlerweile das Gesamtwerk seines Großvaters aufs Genaueste und technisch auf der Höhe der Zeit digital erfasst in einer Biographie, einem detaillierten Werkverzeichnis, einer Bibliographie mit fast allen Veröffentlichungen und Kommentaren zu dessen Werk, samt einer Auflistung der Werksexpositionen. Das alles war sicherlich nur möglich, weil Guido Schreiber schon selbst sein Gesamtwerk peinlich genau in allen Einzelheiten erfasst hatte. Sämtliche Werke, die Guido Schreiber seiner Familie hinterlassen hatte und heute sich noch zum großen Teil in der Verfügung des Erben Hans-Jörg Pott befinden, sind digital erfasst und somit allgemein zugänglich.¹ Werfen wir also zunächst einen Blick auf die Biographie und das Gesamtwerk von Guido Schreiber sowie den Zusammenhang seiner Werke zu unserer Baarlandschaft, wobei wir den Beschreibungen seines Enkels folgen.

Guido Schreiber wird im Jahre 1886 in Bad Dürkheim als Sohn eines Postbeamten auf demselben Stockwerk wie das von seinem Vater verwaltete Postamt geboren. Seine Kindheit wird geprägt vom damals noch trotz Saline Salinenbetrieb und Salinenverwaltung eher bäuerlichen Ort. Daran erinnert sich Guido Schreiber zeit seines Lebens, wie er selbst betont. Nach Volksschule in Bad Dürkheim, Realschule in Villingen und Oberrealschule in Freiburg tritt er in die Fußstapfen seines Vaters und nimmt im Jahre 1904 den Dienst bei der Post auf, zunächst als Postgehilfe. Er wird den Postdienst nicht mehr verlassen bis zu seiner Pensionierung im Jahre 1951. „Durch ca. 40–50 berufsbedingte Versetzungen lernt er ganz Baden kennen und lieben.“² Im Jahre 1917 wird er schließlich durch eine letzte Versetzung in Villingen sesshaft. Etwa im Jahre 1915 beginnt der Postbeamte als Autodidakt zu



Aasen, Aquarell, 1938.

zeichnen und zu malen. Nachdem er vorher schon seine Natureindrücke fotografisch festgehalten hat, entschließt er sich unter dem Einfluss seines Mentors und Illustrators Richard Duschek³ für das Freihandzeichnen, in dem er seine Stärke voll zur Geltung bringen kann. „Seit ungefähr 1915 findet kein Spaziergang mehr ohne Skizzenblock statt.“⁴ Er erweitert seine Techniken unter dem Einfluss von Kontakten zu anderen badischen Künstlern wie dem Bodensee-Maler Hans Dieter, dem Maler Hans Thoma und Schriftstellern wie Max Wingenroth und Hermann Eris Busse von anfänglichen Bleistift- und Federzeichnungen nunmehr auch zu Kohlezeichnungen, Aquarellen bis schließlich zu Ölgemälden, entschließt sich aber letztlich wegen einer Allergie für den Verzicht auf die Ölmalerei.⁵

Auf Grund einer äußerst fleißigen, beständigen und effektiven künstlerischen Tätigkeit neben seinem Brotberuf als Postbeamter entsteht über Jahrzehnte hinweg bis zu seinem Tod im Jahre 1979 im gesegneten Alter von 93 Jahren, ohne relevante Unterbrechungen selbst unter der gewaltsamen Nazi-Herrschaft und der folgenden Kriegszeit von 1939–45, ein Gesamtwerk von mehreren tausend Einzel Exemplaren; zu großen Teilen wiedergegeben in zahllosen Illustrationen, präsentiert in einer Vielzahl von Ausstellungen.⁶

Seit Anfang 1919 lässt sich bald eine rege Teilnahme an Ausstellungen feststellen. Zunächst mit anderen Künstlern im Freiburger Kunstverein, später in Lahr, Karlsruhe und schließlich in Bruchsal in einer Einzelausstellung. Zusammen mit Baarerer Künstlerkollegen wie Karl Merz, Hans Schroedter, Karl Bartels, Richard Ackermann und dem Bildhauer Robert Neukum ist er bald auch auf der Baar in



Blick auf Fürstenberg und Dorf, Aquarell, 1938.



Donaueschingen, Blick zu St. Johann und Schützenbrücke mit Schloss und Hotel Lamm, Aquarell, 1937.

Ausstellungen präsent: in Bad Dürkheim (1923), später in Villingen und Rottweil. Das Fürstenhaus in Donaueschingen, damals noch in einer bewussten Tradition als Mäzen lokaler Künstler aktiv, wird auf ihn aufmerksam und erwirbt zwei Ölgemälde. Er schließt sich 1925 der Vereinigung *Künstler des oberen Neckarringes* an, später dem Künstlerkreis um den Buchhändler Josef Liebermann, dem auch die ortsansässigen Künstler Max Roth, Paul Hirt und Richard Ackermann angehören. „In den 30er Jahren ist Schreiber an allen wichtigen Ausstellungen der Baaremer Künstler beteiligt...“.⁷ Im Zusammenhang mit Ausstellungen in Buchhandlungen z. B. bei Otto Mory in Donaueschingen und Josef Liebermann in Villingen ent-



Gutmadingen, Aquarell, 1938.



Baarlandschaft mit Fürstenberg, Aquarell, 1938.

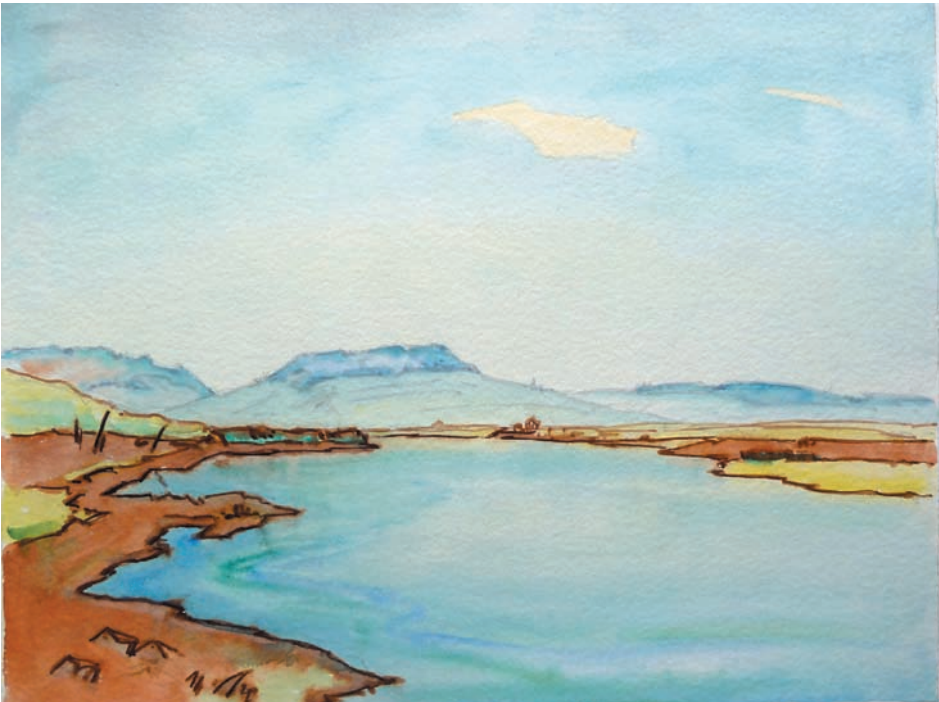


Donau bei Neudingen mit Blick auf den Fürstenberg, Aquarell, 1937.

wickeln sich rege Kontakte zu lokalen Schriftstellern wie zu dem Bad Dürrheimer Karl Wacker, dem Villinger Karl Höfler, nach dem zweiten Weltkrieg zu Gustav Heinzmann, Max Rieple und Kurt Senn. Entsprechend entwickelt sich seine Illustratoren-Tätigkeit. „In den Jahren 1921, 1926 und 1938 liefert er Illustrationen für Artikel in der ‚Badischen Heimat‘“.⁸ Zahlreiche Wanderbücher und Stadtführer schmücken seine Illustrationen. Im *Südkurier* veröffentlicht er seit 1950 regelmäßig seine Ortsansichten. „Seine Federzeichnungen in Max Rieples ‚Land um die junge Donau‘ (1951) und ‚Reiches Land am Hochrhein‘ (1954) ergänzen Prosa und Lyrik des Schriftstellers zu einer romantischen Liebeserklärung an die Heimat beider Künstler.“⁹ Nach seiner Pensionierung 1951 und der Verlagerung seines Wohnortes zu seiner Tochter und ihrer Familie nach Bochum ergänzt er seine Ortsansichten und Landschaftsbilder durch Reisen nach Süddeutschland, in die Schweiz, den Hegau und das Bodenseegebiet. Nicht zu vergessen ist dabei, dass er an seinem Ruhesitz in Bochum auch die Industriearchitektur des Reviers in zahlreichen Kohlezeichnungen festhält, nachdem er schon in seiner Baarer Heimat Anfang der 1920er Jahre die spärlichen industriellen Ansätze auf der Baar in Zeichnungen und Aquarellen fixiert hatte.



Neudingen, Aquarell, 1948.



Donau zwischen Pföhlen und Neudingen mit Blick auf den Fürstenberg, Aquarell, 1945.

In seinem hohen Alter wird sein Gesamtwerk noch einmal in Bad Dürkheim in einer Werkschau im Jahre 1969 im Rahmen der Ausstellung *Baaremer Kunst und Volkskunst* und danach mehrfach in Villingen ausgestellt. Posthum wird sein Werk in mehreren Gedenkausstellungen präsentiert, so in Villingen 1982, 1983 und 1986, in Niedereschach-Kappel 1993, in Donaueschingen, Villingen und Rottweil im Jahre 1994, in Bad Dürkheim 1996, danach jährlich, zum Teil gleichzeitig an mehreren Orten im Schwarzwald, im Hegau, im Neckargebiet, im Bodenseegebiet, im Allgäu bis hin zu der erwähnten Ausstellung in Bräunlingen im Jahre 2012. Auf insgesamt fünf Seiten hat Hans-Jörg Pott eine umfangreiche Bibliographie zu Schreibers Werk zusammengetragen und auf weiteren fünf Seiten hat er seine Illustrationen aufgeführt. Wir können also von einer beinahe lückenlosen Wiedergabe und Kommentierung von Schreibers Werk in jenen Regionen ausgehen, wobei der Schwerpunkt der Präsentation natürlich in Villingen, Bad Dürkheim und der zentralen Baar liegt.

Um einen Eindruck von der Fülle seiner gegenwärtig noch verfügbaren, d. h. noch nicht verkauften Einzelwerke aus dieser zentralen Baarregion zu vermitteln, seien hier stellvertretend die Anzahl der Bilder genannt (wobei immer der Ort selbst, aber auch seine landschaftliche Umgebung erfasst ist): Hüfingen bereits angekauft, Behla 3, Fürstenberg und Umgebung 40, Hausen vor Wald 4, Sumpfohren 3, Bräunlingen 8, Döggingen 6, Hubertshofen 1, Aasen 18, Allmendshofen 38, Aufen 22, Wolterdingen 7, Donaueschingen 85, Grüningen 13, Heidenhofen 11, Pfohren 25,



Neudingen mit Blick auf die Kirche, Aquarell, 1938.

Neudingen 91, Gutmadingen 4, Geisingen 2, Unterbaldingen 2, Oberbaldingen 1, Biesingen 3. In der sehr unterschiedlichen Stückzahl werden besondere landschaftliche Vorlieben von Guido Schreiber deutlich. Manche besonders einprägsamen Szenarien sind auch in verschiedenen Versionen vertreten. Insgesamt betrachtet wird erkennbar, dass das umfangreiche die Zentralbaar betreffende Werk geradezu einen dokumentarischen Überblick über diese Kulturlandschaft vermitteln könnte, wenn es in seiner Gesamtheit verfügbar bliebe, wobei ich hier einen ganz wesentlichen Aspekt anspreche, der uns noch im weiteren beschäftigen wird. Wenn ich mir dieses Gesamtwerk Schreibers allein zur zentralen Baarlandschaft vor Augen führe, so stellt sich mir zunächst die Frage, wie es möglich war, dass ein einzelner Künstler neben seinem eigentlichen Beruf es schaffen konnte, ein solches Œuvre zu produzieren.

Zunächst einmal ist es die geregelte Arbeitszeit eines Postbeamten, die dem „molenden Postle“, wie er im Villingen Volksmund bezeichnet wurde, angefangen von seiner Tätigkeit als Postgehilfe bis hin zu seinem Beamtenstatus als Postinspektor, viel Zeit ermöglicht hat. Ohne Sorge um den täglichen Lebensunterhalt blieb er in der Auswahl seiner Bildthemen weitgehend unabhängig. Die Familie war finanziell abgesichert durch sein Beamtengehalt. Dennoch musste diese umfangrei-



Donaubücke bei Pfohren, Aquarell, 1934.

che Nebenbeschäftigung als darstellender Künstler von der Familie toleriert werden. Schließlich war er auch bekannt für seine Freihand-Studien vor Ort, so dass er seine künstlerische Tätigkeit nicht zu Hause im Atelier vollbrachte, sondern in der Gegend mit seinem Zeichengerät unterwegs war. Trotz allem ist die pure Zahl seiner Bildwerke so beeindruckend, dass ich mich frage, ob er nicht wie zu Anfang seiner Nebentätigkeit in der Fotografie tätig war, nunmehr die Fotografie zu Hilfe nahm; sei es um den Bildgegenstand schnell und maßstäblich korrekt zu erfassen und danach im Atelier zumindest als Erinnerungsstütze zu verwenden, wenn nicht gar als Bildgrundlage zu benutzen. Dies ist in der zeitgenössischen Kunstproduktion durchaus legitim, statt einer puristischen Zeichnungsmethode den Vorzug zu geben. Ich will darüber nicht weiter spekulieren und nähere mich jetzt seinen Werken im Detail.

Wenn man seine Bilder genauer betrachtet, so ist angesichts der Vielzahl seiner Ansichten von Dörfern, Dorfszenen, umgebenden Landschaften und zum Teil der Vielzahl von Fassungen zum gleichen Bildgegenstand jedenfalls anzunehmen, dass er nicht allzu wählerisch war in der Entscheidung für eine bestimmte Ansicht, sondern sich mehr oder weniger spontan für ein bestimmtes Motiv entschieden hat. Ich interpretiere das so, dass die künstlerische Aussage nicht so sehr im Vordergrund stand, sondern zumindest gleichwertig die Dokumentation eines bestimmten Dorfes, einer bestimmten Dorfszene. Dass er für die Dokumentation zu seinem Zeichenstift gegriffen hat und nicht zur Fotografie, die den Bildgegenstand realistisch festhält, hat bestimmt damit zu tun, dass er mit der zeichnerischen Darstellung seine ganz persönliche Sichtweise wiedergeben kann in der dynamischen Strichführung, im Weglassen von Einzelheiten und der Reduktion auf Wesentliches. Es ist bei der Betrachtung des Gesamtwerks auffällig, dass er von jenen Dörfern eine Vielzahl von Bildern produziert hat, die in einem reizvollen landschaftlichen Zusammenhang stehen, wie zum Beispiel Neudingen an der Donau oder Fürstenberg zu Füßen des prägnanten Solitärberges in der Fernsicht vom Donauried her oder Allmendshofen an der Breg, Aufen an der Brigach und vor allem Donaueschingen an der Brigach und der Donau mit seiner ganz besonderen Topografie und bedeutenden architektonischen Baudenkmalen. Ferner ist festzustellen, dass er von der künstlerischen Sichtweise her der zeitgenössischen Kunst der damaligen Avantgarde sich in der Reduktion auf wenige Linien und einer großzügigen farblichen Zusammenfassung in gewisser Weise annähert. Insbesondere die Landschaftsbilder im Donauried mit der Fernsicht auf den Fürstenberg oder den Wartenberg, in denen die Dörfer nur am Rande und im Hintergrund auftreten, zeugen von einer kühneren künstlerischen Auffassung. Sein Enkel und Biograph Hans-Jörg Pott kommentiert sein Werk:

Der Künstler braucht die Herausforderung vor dem Objekt, um zu einer Verlebendigung des Gegenstandes zu kommen. Dabei gelingt es ihm, Hausformationen in ein zerbrechliches Zusammenspiel zu bringen und Dorfidentitäten mit nervösem Strich herauszuarbeiten. Gerade in den frühen 30er Jahren erreicht Schreiber den höchsten Grad an Reduktion, wobei er den Werbegrafikstil der 50er Jahre vorwegnimmt. In ein fast geometrisches Liniengerüst der Landschaften spannt er in wenige Farbtöne gehaltene lavierte Flächen.¹⁰

Ein anderer erwähnenswerter Teil seines Gesamtwerkes ist die zeichnerische Darstellung von neuen Industriearchitekturen, die ihn zwar allgemein in seinem Ruhestand im Ruhrgebiet beschäftigten, aber auch schon in der Baar in verschiedenen Zeichnungen von Bahnhöfen, industriellen Anlagen bis hin zu den Telegrafmasten und Starkstromleitungen, den noch bescheidenen industriellen Ansätzen in der Baarlandschaft. Bei diesen Bildgegenständen findet Schreiber zum Teil zu einem ebenso großzügigen Zeichenstil mit energischen Schraffierungen, die an Zeichnungen von van Gogh erinnern, aber auch an spätere Werke im Rahmen der *Neuen Sachlichkeit* in den dreißiger Jahren. Die Titulierung Schreibers als „van Gogh der Baar“, wie auch von Hans-Jörg Pott erwähnt, ist allerdings zu hoch gegriffen.

Der wichtigste Aspekt seines Gesamtwerkes, scheint mir, liegt aber in der Dokumentation eines Zustandes der Dörfer, im weiteren Sinn der Kulturlandschaft Baar. Bevor in den vergangenen fünf Jahrzehnten mit der Industrialisierung der Landwirtschaft und der allgemeinen Motorisierung der Gesellschaft das Bild unserer Landschaft sich grundlegend verändert hat. In der Dokumentation dieses gemessen an den späteren Veränderungen noch fast jungfräulichen Zustandes unserer Baaremer Kulturlandschaft liegt der besondere Wert des Gesamtwerkes von Guido Schreiber.



Grünigen, Ober- und Unterdorf, Aquarell, 1938.

Als Kinder haben wir Älteren noch diese Kulturlandschaft erlebt. Heute, wo das Gesicht der Baaremer Dörfer und Städte sich fast bis zur Unkenntlichkeit verändert hat, müssen wir diesen Begriff *Kulturlandschaft Baar* zunächst näher erläutern. Schon in jenem legendären Band über die Baar von 1938 haben sich verschiedene Autoren an der Beschreibung dieser *Kulturlandschaft Baar* versucht; zu einem Zeitpunkt, als sie noch fassbar war. Der Herausgeber HERMANN ERIS BUSSE beschreibt sie in seinem Eröffnungstitel poetisch, wie es der Art eines Dichters und Schriftstellers entspricht:

Die Baar ist eine der unvergesslichen deutschen Seelenlandschaften. Sie wirbt nicht für sich mit südlicher Sonne, süßer Idylle, romantischen Gebirgstönen, vergnüglichen Städten, weltberühmten Stätten, sie lässt bei sich ein, wer ihres Wesens ist und entlässt ihn nicht mehr ganz (...) Wälder, Felder, Wiesen und Gewässer, das sind die deutlichen Kundgebungen der Baaremer Landschaft (...) stimmen sie auf dem hochebenen Land mit den waldigen Buckeln und Forsten, die wie Augenbrauen einer gehügelten Stirn stehen, zu einer pastoralen Symphonie ein. Da ruhen die Dörfer an Hängen, verschwinden bis auf das derbe Satteldach des Kirchturms in Falten, dort sitzen sie stolz auf einer Kuppe (...) und dann wieder hängt gleich hinter einem Waldhang eine Siedlung wie hingehaucht in halber Höhe eines Berges (...) Da das Baarlicht oft sehr hell ist, blendend hell über dem hohen Land und von weit sichtbarem Himmel herniederstrahlt, kneift der Bauer gern die Augen schmal wie die Leute am Meer im Norden (...) Die Weite und die Helle, der kalte Wind, das ernste Gemüt und der tiefe Humor, der immer wirksam ist, dies alles formt doch sicherlich die Gesichter, es faltet sie auf besondere Art.¹¹

Am Ende dieses Sonderbandes über die Baar, im abschließenden Aufsatz über *Stadt- und Dorflandschaften der Baar*, eröffnet der Autor EMIL BAADER, der in der Baar aufgewachsen ist, den es aber, um es salopp auszudrücken, nach Lahr verschlagen hat, seine Ausführungen, die von zahlreichen Zeichnungen Guido Schreibers illustriert sind, mit einem Bekenntnis zur Baar, und zitiert hierzu eine weitere Charakterisierung der Baar von ERIS BUSSE aus dessen Roman *Der Tauträger*: „...zum Land der Silberdisteln und der blauen Enziane, der großen Himmel, der weiten Horizonte, dem Land der tausend Äcker“.¹² Begnügen wir uns vorerst mit diesen lyrischen Beschreibungen, die speziell bei ERIS BUSSE manchmal schon die Nähe zu verhängnisvollen Ideologien der damaligen Zeit erspüren lassen, und steigen wieder herab in die Niederungen einer eher zeitgemäßen Beschreibung.

Die Dörfer dieser Zeit hat Guido Schreiber noch erlebt und zeichnerisch festgehalten. Insofern sind alle diese Zeichnungen und Aquarelle unabhängig von ihrem künstlerischen Wert Dokumente dieser inzwischen untergegangenen Kulturlandschaft. Leider hat sich der künstlerische Blick des *molenden Postle* auf malerische Ansichten konzentriert und weniger auf die tägliche Arbeit und das Leben dieser bäuerlichen Baaremer Bevölkerung. Relativ unbehelligt hat Schreiber die wenigen Jahre des *tausendjährigen Reiches* in seinem gesicherten Beamtenstatus erlebt, zumal er wirtschaftlich nicht abhängig war von seiner künstlerischen Tätigkeit, sich auch nicht künstlerisch in Richtung der verfolgten *Moderne* profiliert hat und sich von künstlerischen Vereinigungen eher entfernt gehalten hat. Zu seiner

künstlerischen Tätigkeit befragt, äußerte sich Guido Schreiber eher zurückhaltend und allgemein: „*Ich habe gezeichnet und gezeichnet und zuletzt ist es halt so geworden*“.¹³

Mancher Leser fragt sich vielleicht auch, weshalb ich von einer untergegangenen Baaremer Kulturlandschaft schreibe? Weil sie in den letzten Jahrzehnten sich so gründlich gewandelt hat, dass das heutige Bild der Baaremer Dörfer und auch ihrer Fluren sich zu einer bundesrepublikanisch durchschnittlichen Wohn- und Arbeitswelt entwickelt hat, in der die Reste dieser bäuerlichen Kulturlandschaft, soweit sie noch existieren, massiv bedroht sind. Vollführen wir einen kleinen Zeitsprung von nur fünf Jahrzehnten, seit Guido Schreiber die Baar im Zusammenhang mit seiner Pensionierung Richtung Bochum verlassen hat, so erleben wir das Baaremer Dorf in völlig verändertem Inhalt und veränderter Form.

In den prosperierenden 1960er und 1970er Jahren beginnen diese Veränderungen auf den Baaremer Dörfern mit der Verlegung der öffentlichen Kanalisation und der Konditionierung der Durchgangsstraße für den Autoverkehr durch asphaltierte Bänder mit seitlichen Gehsteigen und Gullys für die unterirdische Entwässerung. Die ersten Landwirte verlassen mit ihren Vollerwerbsbetrieben das Dorf und siedeln in *Aussiedlerhöfen* inmitten der Feldfluren. Die Form dieser Aussiedlerhöfe ist in allen Regionen des Landes ähnlich mit großflächigen Hallen, schwach geneigten Dächern, Hochsilos für das Gärfutter. Der Wohnteil ist in den früheren Beispielen noch direkt verbunden mit dem Ökonomieteil, in den späteren Beispielen steht er separat als Ein- oder Zweifamilienhaus. Der Baaremer Aussiedlerhof hat sein lokales Kolorit verloren, weil die mechanisierte Betriebsweise sich in vielen Regionen gleicht. Die Fluren, die einst das bunte Gemisch verschiedener Feldfrüchte und Wiesen widerspiegeln, werden der *Flurbereinigung* unterzogen, die das Wirtschaften in größeren Einheiten ermöglicht.

Im alten Dorf, wo die verbliebenen Nebenerwerbslandwirte noch Landwirtschaft betreiben oder auch schon aufgegeben haben und im regionalen Gewerbe, Handel oder der Industrie arbeiten, werden die Vorhöfe asphaltiert oder mit Betonpflaster befestigt, die Fassaden der Hofgebäude durch neue Fenster aus der industriellen Produktion modernisiert, Rollladenkästen statt der handwerklichen Fensterläden montiert und witterungsstabile Haustüren in Aluminium aus dem regionalen Baumarkt installiert. Die Tonziegel werden durch Betonziegel in allen möglichen Farbgebungen ersetzt, die vergrauten Holzverschalungen durch haltbare Profilbleche aus der industriellen Produktion. Breit gestreute Subventionsprogramme unterstützen diese Veränderungen, ohne die traditionelle handwerkliche Bauweise zu berücksichtigen. So verändert sich das Bild der traditionellen Dörfer in den 1960er bis 1980er Jahren erst unmerklich im Einzelfall, bald generell.

In den letzten Jahrzehnten jedoch verändert sich das Bild der Baaremer Dörfer geradezu dramatisch. Die landwirtschaftliche Produktion, die einst die ganze Dorfgesellschaft beschäftigte, hat sich auf zwei oder drei Vollerwerbsbetriebe reduziert, die in großem Stil wirtschaften. Selbst manche Vollerwerbsbetriebe ernähren mittlerweile kaum noch die Familie und werden neben einer anderen Beschäftigung betrieben. Nebenerwerbsbetriebe lohnen kaum noch, wo die landwirtschaftlichen Produkte zu *Dumpingpreisen* gehandelt werden. Manch ein Aus-

siedlerhof versucht sein Heil als Energiewirt und verfeuert die landwirtschaftliche Ernte in der eigenen Biogasanlage. Die Baaremer Fluren verfärben sich gelb vom intensiven Rapsanbau für die Ölgewinnung. Maisfelder verdrängen die traditionellen Kornfelder, weil deren Aufwuchs mehr Masse und Ertrag bringt. Auf den großflächigen Dächern des Dorfes häufen sich die im Zuge der Energiewende intensiv geförderten Solaranlagen.

Die wenigen verbliebenen Bauern haben mit ihrem Vieh längst das Dorf verlassen. Heutzutage sind die traditionellen Baaremer Bauernhöfe im Dorf allenfalls noch Wohngebäude, die Ställe und Scheunen stehen leer, die einst eindrucksvolle Größenordnung der Baaremer Bauernhöfe erweist sich jetzt als großes Problem der baulichen Instandhaltung leerstehender Räumlichkeiten. Die Bewohner des Dorfes, die in den Bauernhäusern aufgewachsen sind, ziehen es vor, ein neues Eigenheim im ausgewiesenen Wohngebiet am Rande des Dorfes zu bauen und zu bewohnen, das in der Pflege der Reinlichkeit und der Haushaltsführung so viel praktischer und überschaubarer ist als das ererbte Bauernhaus. In vielen Fällen wird es nur noch als Belastung angesehen, die den Wert des Grundstücks eher mindert. Der ökonomische Vorteil eines innerörtlichen, erschlossenen Grundstücks wird genutzt, um dort ein Einfamilienhaus, eventuell mit Einliegerwohnung, zu errichten, wenn der Abbruch genehmigt oder gar bezuschusst wird.

Nachdem die gängige Politik jahrzehntelang die Ausweisung neuer Wohngebiete am Rand des Dorfes bezuschusst hat, ist hier mittlerweile ein Umdenken im Gange. Spezielle Förderprogramme unter dem Kürzel *ELR* oder *Melap* soll das angesparte oder ererbte Kapital nunmehr in die aussterbenden, aber voll erschlossenen innerörtlichen Bereiche lenken. In der Regel fördern sie aber eher die bauliche Umwälzung, weil die Antragsteller einem Neubau statt der Sanierung des



Donaueschingen, am Spannenberg (Bräunlinger Straße), Kohlezeichnung 1946.

Bauernhauses den Vorzug geben. Wo man sich zum Ausbau der leerstehenden Ställe und Scheunen neben dem alten Wohnteil entschließt, geschieht dies oft ohne Sensibilität für das traditionelle Gesicht dieser einst landwirtschaftlichen Bereiche. So entstehen vielfach Zwittergebilde, deren Gesamteindruck vom Verlust jeglicher Baukultur geprägt ist, abgesehen vom Verlust der handwerklich gefertigten, historischen Bauelemente wie Stalltüre, Scheunentor oder Schopftor.

Begleitet werden diese Veränderungen von einem Verlust der letzten Lebensmittelläden, Bankfilialen, postalischen Einrichtungen usw., weil die jüngeren Bewohner motorisiert sind und in den Gewerbegebieten der Zentralorte einkaufen. Die älteren Dorfbewohner haben das Nachsehen und werden abhängig von den motorisierten Bewohnern. Die einst eigenständigen Pfarreien der Dörfer werden zusammengefasst in *Seelsorgeeinheiten*, das dörfliche Pfarrhaus wird vermietet oder verkauft, im Wirtshaus im Dorf wechseln die Pächter, im günstigen Fall überlebt die Wirtschaft als Pizzeria, oftmals steht sie leer zum Verkauf.

Genug der Beschreibung der Baaremer Dörfer im beginnenden 21. Jahrhundert. Sozial und ökonomisch betrachtet sind die Mutationen der Baaremer Dörfer eher Ausdruck einer „gesunden“ Entwicklung, in der es gelingt, die Bevölkerung noch auf dem Dorf zu halten, weil es Arbeitsplätze in der Nähe oder auch weiter entfernt gibt im Unterschied zu südlichen Regionen Europas, wo ganze Dörfer verlassen sind, viele Dörfer aber erhalten werden durch den aufkeimenden Tourismus oder als Ferienwohnsitz der Zentraleuropäer, die neben dem südlichen Klima das besondere Ambiente der historischen Dörfer entdecken. Der Preis für die „gesunde“ Entwicklung unserer Dörfer als Ortsteile einer größeren Einheit ist die schleichende Zerstörung all jener Elemente, die einst das Gesicht und die Identität des Baaremer Dorfes prägten.



Donaueschingen »Vorstadt« (beim heutigen Landratsamt), Kohlezeichnung 1946.

Natürlich gibt es auch die wenigen Ausnahmen: Bauernhäuser mit Garten und Obstwiese hinter dem Haus, die saniert, mit Bädern ausgestattet und allen gängigen technischen Infrastrukturen, die ein zeitgemäßes Wohnen ermöglichen. In der Regel sind es aber die *Hergelaufenen* aus der Stadt, die auch in den letzten Resten der Baaremer Dörfer das Besondere, die Idylle entdecken und die Vorteile eines Lebens auf dem Lande. Auch bei ihnen ist der Arbeitsplatz in der Nähe die wirtschaftliche Voraussetzung, wenn sie nicht ein selbständiges, unabhängiges Berufsleben praktizieren können. Diese *Hergelaufenen* bezeugen aber, dass es auch anders geht, dass die traditionellen Bauernhäuser durchaus eine Zukunft haben könnten. Sie belegen, dass ein modernes Berufsleben durchaus vereinbar ist mit dem Wohnen am Kachelofen und dem Backen von selbstgefertigtem Brotteig nach altem Rezept im Kachelofen, der gleichzeitig die Stube wärmt, trotz der Zentralheizung im früheren Stall, die mit Pellets beheizt wird, für deren Lagerung ausreichend Platz vorhanden ist. Sie belegen damit gleichzeitig, dass die Einstellung zu den traditionellen Elementen der Baaremer Kulturlandschaft, einmal abgesehen vom jeweiligen Geldbeutel, in erster Linie in den Köpfen geprägt wird. Während die früheren Bewohner diese Höfe verlassen und in das städtisch geprägte Wohngebiet am Dorfrand flüchten, flüchten diese von den Städten und Vorstädten abgestoßenen Siedler auf's Land in das möglichst ursprünglich gebliebene Bauernhaus.

Kommen wir zurück auf Guido Schreiber. Natürlich ist er nicht der einzige Chronist dieser verloren gegangenen Baaremer Kulturlandschaft. In den 1920er und 1930er Jahren waren natürlich auch andere Künstler der Baar auf der Suche nach Motiven. Der aus Karlsruhe stammende, akademisch ausgebildete Kunstmaler Hans Schroedter etwa, der aus seiner Heimatstadt Karlsruhe bewusst auf's Land gezogen ist, um dort näher am „einfachen Volk“ und dessen Arbeitswelt zu malen, so wie einst die Künstler-Kommune in die kärgliche Moorlandschaft von Worspewede. Schroedter zeichnete und malte zunächst einzelne Dorfszenen und Landschaften an seinem ersten Ferien- später Wohnort in Wolterdingen, danach in Hausen vor Wald, wo er sein Haus bauen ließ. Aber Aufträge aus der Landbevölkerung blieben eher die Ausnahme und wenn, dann handelte es sich etwa um das Portrait eines Bauern und seiner Ehefrau. Er malte verschiedentlich auch die Heuernte oder den weißen Schimmel eines Bauern aus Wolterdingen. Ansonsten gab es kaum Aufträge zur Darstellung der Baaremer Dorfwelten, weshalb er sich mit Buchillustrationen und Landschaftsbildern finanziell über Wasser zu halten suchte. Dankenswerterweise hat die Stadt Hüfingen seinen Nachlass erworben und dem Hüfinger Museum zur Verfügung gestellt. Aber ein anderer Teil seines Werkes kursiert heute auf den einschlägigen Kunstauktionen zu Niedrigpreisen.¹⁴

Karl Merz, ebenfalls akademisch ausgebildet, aber ein Kind der Baar aus Unterbaldingen, malte in den 1920er und 1930er Jahren sehr charakteristische Bilder der Baarlandschaft entlang der Donau, der Brigach und der Breg und auch ausgewählte Dorfszenen, die in ihrer künstlerischen Qualität leider bis heute noch unterschätzt werden, weil die Kunstwelt vorzugsweise auf die jeweilige Avantgarde fixiert ist. Wie auch Schroedter sah er sich später gezwungen, konventioneller zu malen, um einige wenige Bilder verkaufen zu können. Das Werk eines weiteren Künstlers, des Martin Hertrampf, der die Baarlandschaft, insbesondere die Donauniederung mit

spitzem Bleistift und dezenter Kolorierung mit Buntstiften naturalistisch portraitierte, wurde vorzugsweise von Karl Siegfried Bader gesammelt und von ihm persönlich in seinem hohen Alter noch dem Hüfingen Stadtmuseum übereignet.¹⁵

Guido Schreiber ist also nicht der einzige, der in dieser Phase die Baaremer Landschaft künstlerisch dargestellt hat. Seine Besonderheit liegt aber darin, dass er in einer Vielzahl von Zeichnungen und Aquarellen die Dörfer der zentralen Baaremer Kulturlandschaft wie auch deren Städte Donaueschingen, Hüfingen, Bräunlingen, Löffingen und Geisingen dargestellt hat und sein Werk insofern für diesen zentralen Bereich der Baar von besonderem Wert ist, der aber nur erfasst werden kann, wenn die einzelnen Werke nicht in alle Winde zerstreut werden. Hüfingen und Bräunlingen haben bereits die ihre Stadt und eingemeindeten Dörfer betreffenden Werke erworben. Donaueschingen steht nach meinen Informationen noch in Verhandlungen. Es wäre gut, wenn Donaueschingen das Prinzip, nur moderne Kunst zu erwerben, überdächte und auch den Darstellungen der Vergangenheit in Gestalt einer angemessenen Zahl von beispielhaften Bildern einen würdigen Platz einräumen würde. In den Amtsstuben des Rathauses sieht man bisweilen auch schöne frühe Bilder von Karl Merz. Alle diese Künstler vermitteln uns Aspekte der einstigen Baaremer Kulturlandschaft, die in der zentralen Baarregion bislang nur selten angemessen präsentiert wird.

Werden diese Bilder wie bisher hauptsächlich nur einzeln an private Interessenten veräußert, geht der Ensemblecharakter verloren. Werden zumindest jene Bilder, die ein bestimmtes Dorf oder eine bestimmte Stadt als Thema haben, jeweils als Konvolut von der betreffenden Gemeinde erworben, wie bisher in Bräunlingen und Hüfingen geschehen, so besteht zumindest die Möglichkeit, Ausstellungen zu bestimmten Regionen oder auch zusammenfassend zur Zentralbaar zu veranstalten. Denkbar ist auch der Ankauf eines Ensembles durch einen Mäzen, sofern der Verkäufer zu finanziellen Zugeständnissen bereit ist. Jedenfalls ist nun eine organisierte Vorgehensweise geboten, um die „Zerstreuung in alle Winde“ zu vermeiden.

Anschrift des Verfassers:

Hermann Sumser
Waldstraße 9
78183 Hüfingen-Hausen vor Wald

Anmerkungen

- 1 HANS-JÖRG POTT: Guido Schreiber (1886–1979). Biographie, Unveröffentlichtes Manuskript.
- 2 ebenda
- 3 ebenda
- 4 ebenda
- 5 ebenda
- 6 ebenda
- 7 ebenda
- 8 ebenda

- 9 ebenda
- 10 ebenda
- 11 HERMANN ERIS BUSSE 1938: Die Baar – In: Badische Heimat – Die Baar, S. 5–48.
- 12 EMIL BAADER 1938: Stadt- und Dorfschaften der Baar – In: Badische Heimat – Die Baar, S. 405–426.
- 13 HANS-JÖRG POTT: Guido Schreiber (1886–1979). Biographie, Unveröffentlichtes Manuskript.
- 14 Nachlass von Hans Schroedter im Stadtmuseum Hüfingen. Buch zu Hans Schroedter von ARTUR KAISER, Wolterdingen, erschienen zur Ausstellungseröffnung am 19. Oktober 2012
- 15 GABRIELE BRUGGER 1996: Martin Hertrampf – das Werk eines Einzelgängers – In: Schriften des Vereins für Geschichte und Naturgeschichte der Baar Bd. 39, S. 17–35

Alexander Moser –

Chemiker, Künstlerfotograf und Konstrukteur eines Lichtklaviers
für Alexander Skrjabins *Prométhée, le poème du feu*

Von Friedemann Kawohl

Vor etwas über hundert Jahren hat der in Moskau lebende Chemiker Alexander Moser ein Modell für eine kleine elektrische Anlage aus zwölf farbigen Glühbirnen und zwölf Schaltern angefertigt, von der ein Modell im Moskauer Skrjabin-Museum erhalten ist. Möglicherweise wurde dieser Apparat zur Ausführung der Lichtstimme von Alexander Skrjabins *Prométhée, le poème du feu* bei einer privaten Voraufführung in Skrjabins Wohnung im Winter 1910/1911 benutzt. Dazu erklang eine Klavierversion, die vom Komponisten selbst gespielt wurde. Es war die einzige Lichtversion, die der Komponist selbst miterlebte, denn er nahm an der ersten öffentlichen Aufführung mit Lichteffekten am 14. April 1915 in New York nicht teil und starb kurz danach am 27. April 1915.

Die Biographen Skrjabins erwähnen Moser als Fotografen wichtiger Künstlerporträts, als Freund des Komponisten und als Konstrukteur des Lichtklaviers, ohne aber Details aus dem Leben des in Moskau geborenen Sohnes von aus dem Schwarzwald stammenden Eltern zu nennen. Erstmals werden im folgenden wesentliche Daten aus dem Leben des Alexander Moser zusammengetragen, die Bedeutung Mosers für den Komponisten Alexander Skrjabin und die Skrjabin-Forschung erläutert, sowie der familien- und unternehmensgeschichtliche Hintergrund der aus Unterkirnach stammenden Vorfahren Alexander Mosers erhellt.

1. Das Leben des Alexander Moser

Es gab bisher noch keinen biographischen Versuch zu Alexander Moser. Seine Eltern stammten aus Unterkirnach im Schwarzwald, er selbst aber verbrachte seine Kindheit und Jugend in Moskau, wo er 1879 vermutlich auch geboren wurde.¹ Wie aus den von Alexanders Vater Edmund verfassten „Reise-Erinnerungen von 1867–1920“² hervorgeht, war der Vater häufig geschäftlich unterwegs „in ganz Russland und im Norden und Süden von West-Sibirien“, aber auch die ganze Familie reiste gerne „zur Erholung, Kur und zum Vergnügen [...] in Russland (Polen, Finnland, Ukraine, Kaukasus, Krim, Estland, Livland, Kurland) in Österreich, Ungarn, Steiermark, Salzkammergut und Tyrol, in Deutschland, Schweiz, Frankreich und Ober-Italien“. Als junger Erwachsener lebte Alexander einige Zeit in Deutschland, dann wieder in Moskau, und später in der Schweiz und in Amerika. Trotz zweier in den USA lebender Enkelinnen ist die Familienüberlieferung sehr lückenhaft.

Nach Schulbesuch und Chemiestudium wurden Moser und sein Kollege Wladimir Tschelinzeff im Jahr 1902 vom „Labor für organische und analytische Chemie der Universität“ in Moskau als außerordentliche Mitglieder der Deutschen

Chemischen Gesellschaft in Berlin vorgeschlagen.³ Vorschlagende Professoren waren der in Moskau lehrende und forschende Chemiker Nikolai Dmitrijewitsch Zelinski (1861–1953) sowie Paul Jacobson (1859–1923), der zwischen 1898 und 1911 für die Redaktion der *Berichte der Deutschen Chemischen Gesellschaft* verantwortlich war. Im gleichen Jahr hat Moser zum ersten Mal als Zweitautor (zusammen mit Zelinski) bei einer chemischen Veröffentlichung mitgewirkt.⁴ Im Jahr 1905 erscheint Moser erneut als wissenschaftlicher Autor mit dem Aufsatz: *Das Generatorgas- und das Kohlenelement*, den er zusammen mit dem späteren Nobelpreisträger Fritz Haber in der *Zeitschrift für Elektrochemie* veröffentlichte.⁵ Der 1868 geborene Haber hatte seit 1894 eine Stelle als wissenschaftlicher Assistent am Institut für physikalische Chemie der Technischen Hochschule in Karlsruhe. Haber hatte sich dort 1896 habilitiert und war seit 1898 als außerplanmäßiger, seit 1906 als ordentlicher Professor tätig. Die gemeinsame Veröffentlichung im Jahr 1905 lässt vermuten, dass Moser schon einige Zeit vorher, vielleicht im Jahr 1904 nach Karlsruhe gekommen war. In der 1906 erschienenen Mitgliederliste der *Zeitschrift für Elektrochemie* ist Moser mit der Karlsruher Adresse Kochstraße 3 aufgeführt.⁶

In den Jahren zwischen 1906 und 1910 war Moser offenbar mehrfach sowohl in Moskau, als auch in Westeuropa. In jenen Jahren lässt sich seine Autorschaft an verschiedenen Fotografien nachweisen. So hat er die Abbildungen altrussischer Gesangshandschriften für die 1908 erschienene musikwissenschaftliche Dissertation⁷ von Oskar Riesemann fotografiert. In dem im Juni 1908 unterzeichneten



Alexander Moser mit seinen Eltern Edmund Moser und Berta Moser, geb. Blessing.

Vorwort dankt Riesemann den „Herren W.M. Metallow und Alexander Moser in Moskau“ für die Hilfe bei diesen Fotografien. Riesemann, geboren 1880 in Reval, dem heutigen Tallin, als Sohn eines gleichnamigen Juristen und Musikliebhabers,⁸ hatte nach dem Abitur in Reval und Smolensk von 1898 bis 1899 ein Jahr in München Musik und Kunstgeschichte studiert und war 1899 nach Moskau gegangen um dort von 1899 bis 1900 Philologie und von 1900 bis 1904 Jura zu studieren. Während des Moskauer Jurastudiums hatte er zwei Sommersemester in Deutschland Musikwissenschaften studiert, 1901 in Berlin und 1903 in Leipzig, und nach dem juristischen Examen sowie dem russischen Wehrdienst war er 1906 wieder nach Leipzig gekommen um die Dissertation bei Hugo Riemann abzuschließen.⁹ Riesemann und Moser haben sich möglicherweise schon in ihren ersten Moskauer Studienjahren zwischen 1899 und

1902 kennengelernt bevor sie dann, vermutlich im Jahr 1907, an den Fotografien der Gesangshandschriften zusammenarbeiteten.

Zwischen 1909 und 1912 machte Moser eine Reihe von Fotos von Alexander Skrjabin, die die Vorstellung der Nachwelt von der physischen Erscheinung des Komponisten wesentlich geprägt haben. Unten wird darauf noch näher einzugehen sein. Belegt ist ein Besuch bei Skrjabin in Brüssel im Jahr 1909. Vermutlich lebte Moser in jenem Jahr noch in Karlsruhe und reiste von dort aus zu Skrjabin nach Brüssel. Zwei weitere wissenschaftliche Arbeiten erschienen 1910. Zusammen mit N. Isgarischeff, der ebenso in Haensler dieser Zeit in Karlsruhe mit Fritz Haber arbeitete, veröffentlichte Moser einen zweiten Aufsatz in der *Zeitschrift für Elektrochemie*.¹⁰ Im selben Jahr erschien eine Monographie zusammen mit Fritz Haber über *Die elektrolytischen Prozesse der organischen Chemie*. Im Vorwort dazu spezifiziert Haber seinen und Mosers Beiträge:

*(...) durch anderweitige Arbeiten in Anspruch genommen, kam ich nicht über die Abfassung einzelner Abschnitte (...) hinaus. Glücklicherweise fand ich in meinem Freunde und früheren Schüler Alexander Moser einen Mitarbeiter, und im Fortgange der Bearbeitung gestaltete sich das Verhältnis so, daß Herr Moser die ganze, sehr beträchtliche Arbeit auf sich nahm und in selbständiger Weise durchführte.*¹¹

Moser dankt in seinem Vorwort dem Lehrer für die Überlassung des Stoffes und unterzeichnet im Januar 1910 in Todtmoos im Schwarzwald. Das Titelblatt der Monographie nennt beide Autoren: „Unter Mitwirkung von Dr. F. Haber, ord. Professor der physikalischen Chemie und Elektrochemie an der Techn. Hochschule in Karlsruhe, verfaßt von Alexander Moser, Dozent für technische Elektrochemie an der Kaiserl. Techn. Hochschule in Moskau“. Im Januar 1910 hatte Moser offenbar eine Stelle in Moskau zugesagt oder sogar schon angetreten. Unklar ist, warum Habers Dokortitel genannt wird und Mosers nicht. Es war kein Hinweis darauf zu finden, dass diese Arbeit als Dissertationsschrift in Karlsruhe eingereicht wurde. Möglicherweise hatte Moser schon in Moskau einen Dokortitel erworben, in der Familie und auch bei späteren Veröffentlichungen wird er als Dr. Alexander Moser titulierte. Im Jahr 1912 erscheint ein kurzer Beitrag Mosers zum Stichwort „Oxidation“ in einem *Handwörterbuch der Naturwissenschaften*¹² und im Jahr 1914 findet sich Moser als Autor eines Beitrags über *Bestimmung der thermische Dissoziation in einem Handbuch der Arbeitsmethoden in der anorganischen Chemie*.¹³ In beiden Publikationen wird der Autor als Dr. Moser und als Privatdozent aus Moskau bezeichnet.

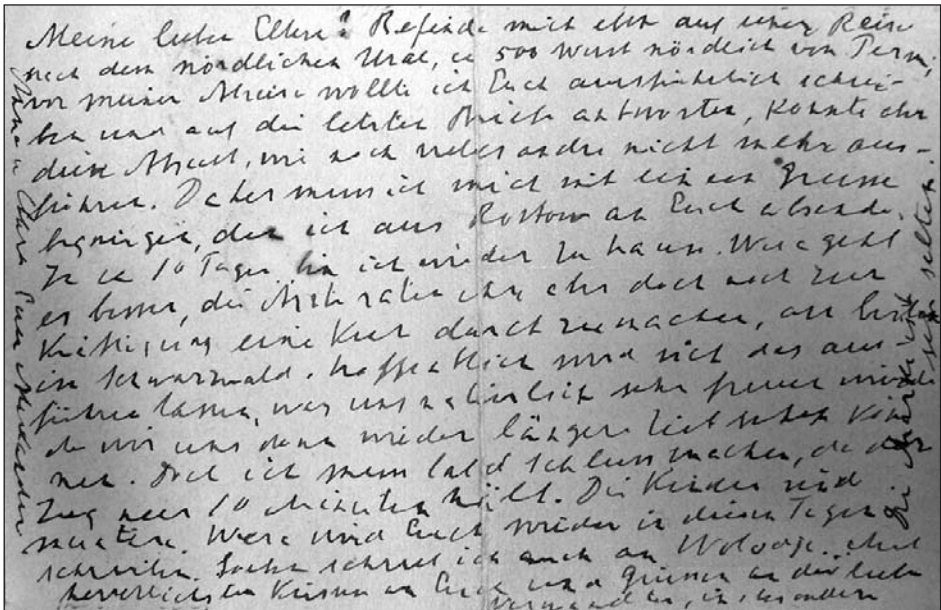
Nach einer kürzeren Ehe mit einer nicht näher bekannten Frau Gandolf, aus der zwei Söhne Alexander und Wolodja hervorgingen, heiratete Moser im Jahr 1919 die aus Riga gebürtige Chemielaborantin Vera Haensel in Moskau. Während seine Eltern infolge der Revolution ihren Moskauer Betrieb schließen und in den Schwarzwald zurückkehrten, blieben Alexander und seine Frau Vera weiterhin in der jungen Sowjetunion, wo auch die beiden Kinder Elisabeth, genannt Lilly, geb. am 14. (1.) Mai 1921, und Georg, genannt Jura, geb. am 27. (14.) Juli 1923, geboren wurden. Laut der Familienüberlieferung eines jüngeren Bruders von Vera Haensel, des 1908 geborenen Georg Haensel, erkrankte Vera zu Beginn des Jahres 1924 in

Moskau an Lungen-Tbc. Das Ehepaar reiste zunächst zusammen mit der Tochter nach dem nahe Riga gelegenen Priedaine, einen Teilort des Kurortes Jurmala, um Vera dort in ein Sanatorium zu begleiten. Die dreijährige Tochter Elisabeth, genannt Lilly, geb. am 14. (1.) Mai 1921, blieb dann in der Obhut von Alfred und Catharina Haensel, den in Riga lebenden Eltern Veras, während der Sohn Georg, genannt Jura, geb. am 27. (14.) Juli 1923 bei Marie Momma, geb. Haensel, einer in Moskau lebenden Schwester seiner Mutter blieb. Die Familienüberlieferung fährt fort:

Professor Alexander kehrte dann nach einer anschließenden Deutschlandreise nach Moskau zurück. Anlässlich einer späteren Auslandsreise im Jahr 1926 brachte er auch seinen Sohn Jura aus Moskau zu den Großeltern nach Riga. Wegen der fortschreitenden Krankheit meiner Schwester Vera übernahmen meine Eltern die Erziehung von Lilly und Jura, die mit uns aufgewachsen sind. Vera kam 1926 in ein Sanatorium in St. Blasien im Schwarzwald, wo sie am 23. Dezember 1928 gestorben ist.¹⁴



Moser hat in der frühen Sowjetunion zumindest zeitweise in seinem erlernten Beruf weitergearbeitet, wie aus dem Patentantrag hervorgeht, den er 1926 für ein Verfahren zur Gewinnung von Ferrosilizium und Aluminumoxyd mit zwei russischen Kollegen im Berliner Reichspatentamt gestellt hat.¹⁵ Erstmals erscheint hier in einem offiziellen Doku-



Postkarte Alexander Mosers vom 3. Januar 1924 aus Rostow an seine Eltern Edmund und Berta Moser in Villingen.

ment Mosers Name russifiziert mit dem eingeschobenen Vatersnamen: „Alexander Edmundowitsch Moser“. Aus dem Jahr 1924 hat sich eine Postkarte erhalten, die Moser an seine damals in Villingen lebenden Eltern schrieb: Moser schreibt, er befinde sich auf einer „Reise in den nördlichen Ural, ca. 500 Werst nördlich von Perm“. Seinen Zielort nennt er nicht. Es war möglicherweise die Gegend um Beresniki und Solikamsk. Diese beiden Städte liegen zwar nicht 500 Werst (ca. 533 km) sondern nur ca. 350 km nördöstlich von Perm. In Beresniki und Solikamsk aber wurde seit Jahrhunderten Salz gefördert und 1925 erneut große Kalisalz- und Magnesiumvorkommen entdeckt. Da es in dem 1926 beantragten Patent um ein Verfahren zur Gewinnung u. a. von Ferrosilizium ging, das wiederum zur Gewinnung von Magnesium aus Magnesiumoxyd genutzt wird, erscheint es denkbar, dass Moser 1924 einer Gruppe von Technikern angehörte, die mit der Erschließung der Magnesiumvorkommen um Beresniki und Solikamsk beschäftigt war. Die Postkarte gab Moser vermutlich einem Reisenden oder einem Posttransport in einem entgegenkommenden Zug mit, denn er schreibt, er müsse „bald schluß machen, da der Zug nur 10 Minuten hält“. Geschrieben hat er die Karte in Rostow, einem etwa 225 km nordöstlich von Moskau gelegenen Bahnhof an der Transsibirischen Eisenbahn.

Über die weiteren Jahre im Leben Mosers geben eine Reihe von an seine Kinder gerichteten Postkarten Auskunft. Regelmäßig schrieb er an seine in Riga gebliebenen Kinder sowie an die Eltern seiner verstorbenen Frau. Die an die Kinder adressierten Karten waren zunächst (in den Jahren 1928 und 1929) auf Russisch, danach (erhalten sind Karten aus den Jahren 1930, 1934, 1935 und 1937) auf Deutsch. Die Karten an die Eltern der verstorbenen Frau aus den Jahren 1933, 1935, 1936, 1937 und 1939 sind alle auf Russisch. Spätestens 1939 holte Alexander Moser seine Kinder dauerhaft zu sich nach dem bei Zürich gelegenen Zumikon, denn auf einer Postkarte vom 31.7.1939 an die Rigaer Verwandten finden sich sowohl die Handschrift Alexander Mosers als auch die seiner beiden Kinder. Die Postkarten an die Kinder enthalten in der Regel belanglose Urlauberprosa. Trotzdem kann man aus ihnen einige Vermutungen über private und berufliche Verhältnisse ableiten. So berichtet Moser am 19.6.1934 aus Zumikon über das Aufwachsen einiger Kücken, die sich zu Hähnchen entwickeln und über das trockene Wetter, das ein Giessen des Gartens erforderlich mache, was vermuten lässt, dass er sich bereits mehr oder weniger dauerhaft dort niedergelassen hat. Am 11.1.1935 beklagt er sich bei der Tochter Lilly, dass deren Bruder Jura lange nichts von sich hören hat lassen und fragt, ob ihm die Bücher, „die er von uns erhalten hat“ gefallen hätten. Das „uns“ in diesem Zusammenhang lässt vermuten, dass Moser zu dieser Zeit schon mit seiner dritten Frau zusammenlebte. Deren Name Anja wird zum ersten Mal in einer Postkarte vom 21. August 1933 erwähnt, in der den Großeltern in Riga berichtet wird, dass die Kinder an diesem Tag über Villingen, Stuttgart, Berlin die Heimreise nach Riga angetreten haben. Zeitweise lebten auch Mosers Söhne Alexander und Wolodja in Zumikon.

Die meisten Reisen Mosers waren wohl beruflich veranlasst. Eine Karte vom 14.4.1930 aus Paramaribo, der Hauptstadt Niederländisch Guayanas lässt vermuten, dass sein Besuch mit der damals südlich von Paramaribo erschlossenen Bauxit-



Alexander und Anja Moser, 1952, im Garten ihres Hauses in Lima, Peru.

Lagerstätte zu tun hat. Bauxit ist ein wesentlicher Grundstoff der Aluminiumherstellung und es ist möglich, dass Moser mit dieser Industrie zu tun hatte, da er sich ja schon in der Sowjetunion im Rahmen der Patentanmeldung mit Aluminiumtechnologien befasst hatte. Eine weitere berufliche Spur führt nach Leuna, einem Zentrum der deutschen Chemieindustrie. Am Ende einer Postkarte aus Ägypten am 10.1.1937 fragt er Lilly, ob sie seinen Brief aus Leuna erhalten habe. Möglicherweise hatte Moser auch dorthin geschäftliche Kontakte. Später ist Moser mit seiner dritten Frau Anja sowie seinen Söhnen Walodja, Alexander und Georg, sowie seiner Tochter Lilly, nach Lima in Peru ausgewandert. Die beiden Söhne aus erster Ehe haben keine Nachkommen. Lilly ist nach 1952 verstorben.

Georg, genannt Jura lebte dort bis zum Jahr 1999. Dessen Töchter haben von ihrem Vater wenig über ihren Großvater Alexander Moser erfahren.

2. Alexander Moser als Konstrukteur eines Lichtklaviers für die „Tastiera-per-luce“-Stimme in Alexander Skrjabin's *Prométhée* und als Porträtfotograf des Komponisten

Der am 6. Jan. 1872 (25. Dez. 1871) in Moskau geborene und ebendort am 27. (14.) April 1915 gestorbene Alexander Skrjabin¹⁷ gilt als einer der wichtigsten Pianisten und Komponisten des späten 19. und frühen 20. Jahrhunderts. Seine Klavierwerke werden häufig gespielt und auch die Orchesterwerke haben einen festen Platz in den Spielplänen großer Orchester. Die Partitur seines op. 60 mit dem Titel *Prométhée. Le Poème du feu*, seinem letzten Orchesterwerk, ist durchgängig mit einer Farban-



Das im Moskauer Skrjabin-Museum erhaltene Modell des von Alexander Moser geplanten Lichtklaviers für die Tastiera-per-luce-Stimme in Skrjabin's *Prométhée. Le Poème du feu* op. 60.

weisung versehen, die in der Partitur in einem eigenen System notiert ist, dass der Komponist als „Tastiera per luce“ bezeichnet. Bei der Moskauer Uraufführung am 15. März 1911 wurde diese Lichtstimme nicht realisiert. Zum ersten Mal erklang das Werk mit der „Tastiera-per-luce“-Stimme bei einer Aufführung am 20. März 1915 in der Carnegie Hall in New York gespielt.¹⁸ Die vorgesehenen Farben wurden damals auf eine Leinwand über dem Orchester projiziert.

Alexander Moser gehörte zum engeren Bekanntenkreis des Komponisten. Die beiden hatten sich spätestens im Sommer 1909 kennengelernt, als Moser

nach Brüssel reiste und dort Fotos von Skrjabin anfertigte. FAUBION BOWERS, dessen 1969 erscheinende Skrjabin-Biographie bis heute die ausführlichste ist, schreibt in der Bildlegende zur Reproduktion dieses Fotos:

*Scriabin in Brussels, taken in 1909 in the drawing room of his garden house where he and Tatyana lived after a series of successful concert appearances. The photographer was Alexander Moser, Scriabin's „electrical engineering“ fan and professor, and inventor of the *tastiera per luce* for „Prometheus“.*¹⁹

Auch A. V. KAŠPEROV, der Herausgeber von Skrjamins Briefen, geht aufgrund der im Skrjabin-Museum archivierten Fotos davon aus, dass Moser im Sommer 1909 bei den Skrjamins in Brüssel zu Besuch war. In einem Brief vom 18. September 1909 schreibt Skrjabin aus Brüssel an den Komponisten und Musik-journalisten Aleksandr Petrovič Koptjaev,²⁰ der damals bei der großen Petersburger Tageszeitung *Birževye vedomosti* (Börsennachrichten) arbeitete, die offenbar Fotografien von Skrjabin veröffentlichen wollte:

*Sehr geehrter Aleksandr Petrovič, die Redaktion Ihrer verehrten Zeitung brachte mich mit ihrer Bitte in große Verlegenheit. Den ganzen Sommer habe ich mein Arbeitszimmer nicht verlassen, mich nicht nur weder der Jagd noch dem Fischfang gewidmet, sondern auch selten die gewohnten Spaziergänge unternommen und mich überhaupt keiner typisch sommerlichen Vergnügung hingeeben. Ein Bekannter von mir knipste einige Fotos in meinem Garten, das ist alles, was ich der Redaktion anbieten kann, sofern die Aufnahmen geclückt sein sollten und mein Bekannter sie mir aus Moskau schickt (...)*²¹

Der Name Mosers wird im Brief nicht genannt aber, aber KAŠPEROV schreibt im Kommentar: „A.E. Moser fertigte während seiner Besuche bei Skrjabin eine Reihe wunderbarer Fotografien des Komponisten an (im Sommer 1909 in Brüssel und 1910–1914 in Russland), die im GMS [Staatliches Skrjabin-Museum] archiviert sind“.²²

Der regelmäßige Umgang der beiden endete vermutlich erst mit Skrjamins plötzlichem Tod im Jahr 1915. Die meisten Biographen Skrjamins erwähnen Moser als Konstrukteur des ersten Lichtklaviers, mit dem die „Tastiera-per-luce“-Stimme gespielt wurde. Ob und wie das von Moser für Skrjabin gebaute Lichtklavier funktioniert hat, ist allerdings nicht mehr zu rekonstruieren. Der nicht funktionsfähige Apparat, der sich im Moskauer Skrjabin-Museum befindet, wurde bereits 1925 erwähnt von VASILIJ JAKOVLEVIČ, der wohl als erster ausführlich die einzelnen Räume des 1922 eingerichteten Museums in Skrjamins ehemaliger Wohnung beschrieb. Über das vierte Zimmer heißt es dort:

Man lenkt seine Aufmerksamkeit (an der Wand mit den Fenstern) auf das Modell eines Apparates für Lichteffekte für die Aufführung des „Poem des Feuers“ („Prometheus“), das ein Freund Skrjamins, der Ingenieur A. E. Moser konstruiert hat, um damit die „Lichtklaviatur“ zu verwirklichen, das



Alexander Skrjabin fotografiert von Alexander Moser im Sommer 1909 in Brüssel.



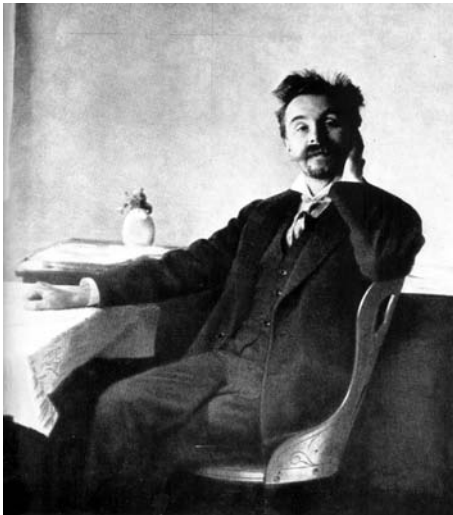
Alisa Koonen.

in der Partitur des „Prometheus“ vorgesehen ist. Dieses Modell wurde hergestellt in der Zeit, in der Skrjabin sein „Poem“ schuf.²³

JAKOVLEVIČ bezeichnet den Apparat als „Modell“. Möglicherweise hat Moser nur dieses Modell angefertigt und wollte es später noch mit entsprechender Technik ausstatten. Das „Modell“ selbst aber hat vermutlich nie funktioniert.

Aus einem Bericht der Schauspielerin Alisa Koonen (1889–1974) wissen wir, dass Skrjabin Lichteffekte einsetzte, als er im Winter 1911/1912 in seiner Wohnung Teile aus dem *Poème du feu* auf dem Klavier vorführte. Skrjabin hatte Koonen gebeten, die Musik tänzerisch mit ihm zu erarbeiten. Sie kleidete sich in Chiton und Sandalen und „probierte einfache Bewegungen, welche durch ihre plastische Zeichnung die Stimmung jener Etüden und musikalischen Auszüge wiedergeben könnte“, die Skrjabin spielte. „Häufig“, so erinnert sich Koonen weiter, „schaltete er mal dieses, mal jenes Licht hinter dem Flügel ein, und das Zimmer wurde in blaues, gelbes, rotes und violette Licht getaucht.“²⁴ Ob Moser und eventuell auch Riesemann bei dieser Aufführung zugegen waren, und ob dabei eine Apparatur Mosers benutzt wurde, ist nicht klar zu belegen.²⁵ Koonens Schilderung legt aber nahe, dass Skrjabin selbst, und nicht Moser, die Lichter aus- und eingeschaltet hat.

Das wohl berühmteste der von Moser fotografierten Porträts zeigt den Komponisten sitzend, die rechte Hand auf einem Tisch liegend und die linke in einer Denkerpose an den Kopf gestützt. Es war vermutlich dieses Porträt, dass VASILIJ JAKOVLEVIČ in seiner Schilderung der Museumsräume in Skrjabins ehemaliger Moskauer



Alexander Skrjabin fotografiert von Alexander Moser 1910 in dem Dorf Archangelsk.

Wohnung im Jahr 1925 erwähnt. Der dritte Raum, das Esszimmer, in dem aber auch ein Bett stand, wird dort so beschrieben:

Über dem Kopfbende des gemachten Bettes hängt ein Porträt von Alexander Nikolaiewitsch [Skrjabin], fotografiert in dem Dorf Archangelsk im Jahr 1910, in dem Moment, als er seinen *Prometheé* vollendete. Die Abzüge von diesem Porträt sind sehr verbreitet. Das Porträt hat A. E. Moser gemacht, einer der Freunde von A. [Alexander] N. [ikolaiewitsch].²⁶

JAKOVLEVIČ war wohl der erste Biograph Skrjabins, der Alexander Moser als einen „Freund“ („drug“) bzw. als „einen seiner Freunde“ („odnogo iz ego druzej“) nennt. In KASPEROV'S Briefedition findet sich Mosers Name noch an zwei Stellen.

In einem von Skrjabin und Sergej Aleksandrovič Kusevickij unterzeichneten Telegramm von 26. April/9. Mai 1910 geht es um die Wolgareise, die der Mäzen, Dirigent und Musikverleger Kusevickij mit Skrjabin im April und Mai 1910 unternahm. Das kurze aus Twer abgesandte und an Maria NEMENOVA-LUNZ²⁷ gerichtet Telegramm lautet: „Richten Sie Moser aus, es tut uns leid, wir bitten um Entschuldigung, aber es gibt auf dem Dampfer keinen Platz mehr. Viel Erfolg. Gruß, Kusevickij, Skrjabin“.²⁸ Offenbar hatte Moser Interesse bekundet, an dieser Konzertreise durch mehrere an der Wolga gelegenen Städte, möglicherweise auch als Fotograf, teilzunehmen. Kusevickij hatte auf eigene Kosten einen ganzen Dampfer gemietet und sein ganzes Orchester, dazu Skrjabin, den Geiger A.J. Mogilevskij, den Cellisten P.I. Erlich und den Tenor V.P. Damaev als Solisten sowie das für die Organisation der Konzerte verantwortliche Personal mitgenommen. Außerdem reisten von Kusevickij eingeladen, in die Konzerte nicht involvierte Personen mit, u. a. der deutsche Künstler Robert Störl. Da der Dampfer voll war, erhielten mehrere Interessenten, darunter auch A.E. Moser, eine Absage.²⁹ Ein drittes Mal erwähnt KASPEROVs Briefedition Alexander Moser als Adressaten einer undatierten kurzen Nachricht: „Lieber Aleksandr Ėdmundovič, wir bedauern unendlich, dass wir nicht zu Hause auf Sie warten konnten. Wir erwarten Sie in der Ermitage (Neginnaja), kommen Sie unbedingt, wenn Sie nicht können, rufen Sie dort an. Also, bis zum baldigen Wiedersehen! Ihr A. Skrjabin“³⁰ Das – neben dem oben abgebildeten Familienbild – einzige mir zugängliche Foto, auf dem Alexander Moser selbst zu sehen ist, zeigt ihn zusammen mit Skrjabin und dem Musiker und Musikforscher Leonid Sabaneev.³¹

Alexander Mosers Künstlerporträts gehören zu den bekanntesten Darstellungen des Komponisten und werden oft reproduziert. Da Moser sich noch in sowjetischer Zeit regelmäßig in Moskau aufhielt, ist davon auszugehen, dass er selbst die Fotografien dem bereits 1922 eingerichteten Skrjabin-Museum übereignet hat. In den letzten Lebensjahren des Komponisten ist Moser offensichtlich regelmäßig mit Skrjabin zusammengekommen. Unklar aber ist, wie die beiden sich kennen gelernt haben. Im Brief an Koptjaev vom Sommer 1909 bezeichnet Skrjabin Alexander Moser als seinen Bekannten. Allerdings war Skrjabin zwischen 1902 und 1910 nur selten und kürzere Zeit in Moskau zu Gast, dazwischen lebte er in der Schweiz und in Brüssel. Moser pendelte in diesen Jahren zwischen Karlsruhe und Moskau, wobei er wahrscheinlich auch gelegentlich in Unterkirnach bei seinen Verwandten zu Gast war. Es ist gut möglich, dass Oskar von Riesenmann die beiden bekannt gemacht hat bzw. Moser als Fotografen an Skrjabin



Leonid Sabaneev, Alexander Skrjabin, Alexander Moser (von links nach rechts), im Sommer 1913, in der Nähe von Alexander Silotis Landhaus, das Skrjabin gemietet hatte.

empfohlen hat, worauf dieser im Sommer 1909 von Karlsruhe nach Brüssel reiste um die ersten Fotos von Skrjabin zu machen. Für Oskar von Rieseemann hatte Moser 1907 oder 1908 die Fotos zu dessen musikwissenschaftlicher Dissertation gemacht (siehe dazu oben S. ?) und Rieseemann war in diesen Jahren Musikkritiker der Moskauer Deutschen Zeitung und als solcher mit der zeitgenössischen Moskauer Musikszene bestens vertraut. Rieseemann war einer der ersten Rezensenten von Skrjamins *Prométhée. Le Poème du feu*.³² Rieseemann verließ Russland im Jahr 1917, lebte dann überwiegend in München – im Jahr 1925 unterschreibt er ein Vorwort in Gaienhofen am Bodensee³³ – und übersetzte und veröffentlichte einige Jugendbriefe Skrjamins sowie eine weitverbreitete Sammlung mit Schriften des Komponisten unter dem Titel „Prometheische Phantasien“.³⁴

3. Alexander Mosers Verwandtschaft mit den Familien Moser und Blessing in Unterkirnach und Moskau

Alexander Moser war der Sohn des aus Unterkirnach nach Moskau eingewanderten Musikinstrumentenhändlers Edmund Moser und seiner Frau Berta Moser, geborene Blessing. Beide Familien, die Blessings und die Mosers, prägten seit der Mitte des 19. Jahrhunderts und prägen bis heute industrielle Betriebe des Schwarzwaldorts Unterkirnach. Schon Alexander Mosers Ururgroßvater Carl Blessing (1769–1819) und dessen Bruder Martin (1774–1847)³⁵ hatten sich seit 1791 mehrmals in Moskau aufgehalten (Carl vor 1791/92–1805³⁶ und Martin von 1791/92–1805 und 1809–1814) und sich dort u. a. mit Reparaturen von in Dresden und Wien hergestellten Musikuhren und Drehorgeln beschäftigt. Martin Blessing machte sich im Jahr 1814 auf dem Weg zurück in die Heimat, vermutlich war er ermuntert durch die Hoffnung aus sich stabilisierenden Verhältnisse in Westeuropa nach der endgültigen Niederlage Napoleons. Zurück in Unterkirnach konnte er mit den in Moskau erlernten Kenntnissen eine Produktion von Drehorgeln mit beweglichen oder tanzenden Figuren und kleineren Spieluhren aufbauen, bevor er zwischen 1829 und 1832 ein erstes großes Orchestrion anfertigte. Carl und vor allem Martin als Lehrmeister der Söhne seines Bruders gelten als Begründer der Tradition des Schwarzwälder Orchestrionbaues.

Der Orchestrionbauer Jacob Blessing (1799–1879), der älteste Sohn des Carl und ein Urgroßvater Alexander Mosers, war vermutlich nie selbst in Russland, verkaufte aber ein wesentlichen Teil seiner Instrumente dorthin, wie wir aus einem Nachtrag zu Adolf Poppes ausführlichen Bericht über den Schwarzwälder Uhrenhandel aus dem Jahr 1840 wissen:

*Die Gebrüder Blessing in Unterkirnach waren zur Zeit meines Aufenthaltes auf dem Schwarzwalde eben mit einem prachtvollen, nach Odessa bestellten Spielwerke im Werthe von 12 000 fl fertig geworden. Beinahe der ganze Absatz dieser kostbaren Ware geht nach England, Nordamerika und Russland; in Deutschland selbst finden sie wenig Eingang.*³⁷

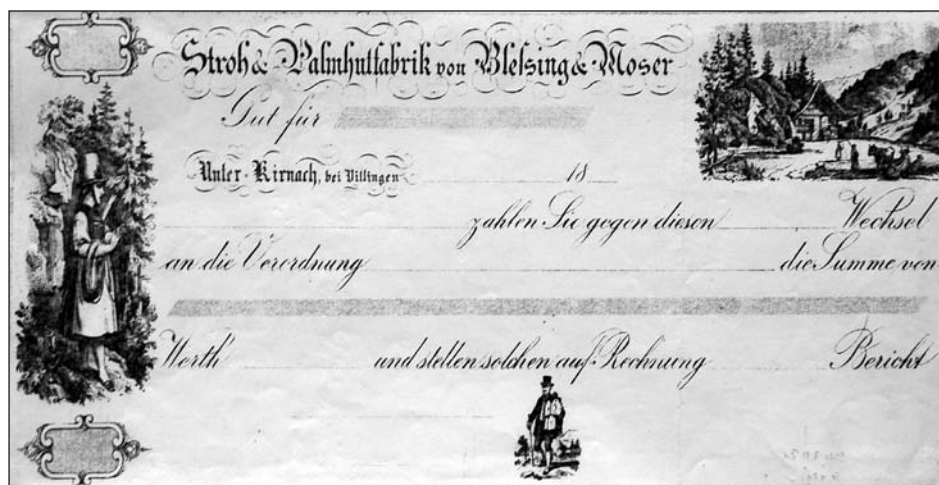
Auch für Hubert Blessing (1823–1866), den ältesten Sohn und Nachfolger im Geschäft des Jacob war der russische Absatzmarkt sehr wichtig – zumindest für die großen Orchestrions. Das belegt ein Bericht von Fridolin Schönstein, dessen ältere

Chemiker, Künstlerfotograf und Konstrukteur

Brüder zwischen 1852 und 1864 in der Werkstatt des Hubert Blessing, zunächst als Lehrlinge und später als Gesellen, gearbeitet hatten:

Die Nachfrage nach diesen frühen Orchestrions kam hauptsächlich aus den großen russischen Städten wie Petersburg und Odessa, manche Aufträge kamen auch aus Bombay in Indien. Man betrachtete diese Instrumente nicht nur als Gewerbeerzeugnisse, sondern auch als Kunstwerke.³⁸

Die beiden Großväter Alexander Mosers, Hubert Blessing und Wendelin Moser, waren gut befreundet, was etwa aus einem gutgelaunten Glückwunschgedicht des Wendelin an Hubert zum Hubertustag des Jahres 1857 abzulesen ist.³⁹ Nachdem Hubert die Fridoline Moser, die Schwester des Wendelin Moser, geheiratet hatte, waren sie auch verschwägert. Zudem waren sie Geschäftspartner in einer Unterkirchner Fabrik für „Strohgeflechte, Stroh- und Palmhüte in preiswürdiger Waare, Bürsten und Kartätschen [die im Verputzerhandwerk üblichen Reibebretter, F.K.] aus Palmblattabfällen, ein neuerer sehr brauchbarer Artikel“,⁴⁰ wie ein 1863 veröffentlichter Bericht des badischen Handelsministeriums vermerkt. 1856 war ein eigenes Fabrikgebäude errichtet worden und im Jahr 1863 waren mehr als 500 Frauen in Fabrik und Heimarbeit beschäftigt. Die Firma habe sich, so der Referent des Ministeriums, „durch Berufung auswärtiger Lehrerinnen verdient gemacht“ und „ihre Appretur durch belgische Arbeiter zu größerer Vollkommenheit gebracht“. Beide Großväter des Alexander Moser pflegten also in den 1850er und 1860er Jahren weitreichende internationale Handelsbeziehungen. Und beide waren einflussreiche und wohlhabende Bürger ihrer Gemeinde. Aus einer Steuerliste des Jahres 1848 ist abzulesen, dass der Uhrmacher Jakob Blessing (der Vater des Hubert) mit einem Vermögen 5475 Gulden den Platz 16 der größten Steuerzahler der Gemeinde belegt, der „Handelsmann“ Wendelin Moser folgt mit 4 800 Gulden auf Platz 20. Unter den zwanzig vermögendsten Bürgern finden sich sonst nur Landwirte und Müller sowie je ein Säger und ein Zimmermann.⁴¹



Wechselformular der Strohhutfabrik Blessing und Moser in Unterkirnach.

Die Großväter von Moser waren offenbar gesellige Menschen. Neben der Strohfabrik betrieb Wendelin Moser als Wirt das heute noch existierenden Lokal *Rössle Post*, in dem, wie aus Schönsteins Bericht hervorgeht, die Orchestrionhandwerker aus Blessings Fabrik oft ihre Feierabende verbrachten. Hubert Blessing war vielseitig musikalisch interessiert. Er hatte Unterricht bei einem Chordirigenten Dürr in Villingen⁴² und gründete 1839 den Musikverein in Unterkirnach, das als erster in der Region mit einer großen Blasmusik ausgestattet war. Nach der Heirat mit Fridoline Moser im Jahr 1849 kaufte Hubert Blessing von seinem Vater für 6 830 Gulden das Lokal *Zum Felsen*, das gebaut worden war in der Hoffnung, das die Schwarzwaldbahn durch das Kirnachtal führen würde.⁴³ Nachdem die konkreten Pläne die alternative Streckenführung durch das Brigachtal bevorzugten, schloss das Lokal bereits wieder im Jahr 1855. Wie sein Vater Jacob und sein Onkel Johann war auch er ein Anhänger der Badischen Revolution und musste sich 1848 eine Zeitlang vor Preußischen Truppen verstecken. Auch der vielseitige Händler Wendelin Moser unterstützte die revolutionären Truppen indem er, so Klaus Maiwald, „*nicht nur Blusen und Tornister, sondern auch Pulver, Blei und Zündhütchen*“⁴⁴ lieferte.

Nachdem der überwiegende Teil der großen Orchestrions für den russischen Markt produziert wurde, richtete Hubert Blessing im Jahr 1862 eine Niederlassung in Moskau ein, die von Alexander Gnerrier betreut wurde. Gnerrier hatte von August 1861 bis Februar 1862 in der Unterkirnacher Werkstatt bei Hubert Blessing gearbeitet und schon in den ersten zweieinhalb Jahren seiner Moskauer Tätigkeit elf Orchestrions in Russland verkauft, wie aus einem überlieferten Brief von Gnerrier an Hubert Blessing hervorgeht.⁴⁵ Diese Zusammenarbeit scheint aber nicht kontinuierlich fortgesetzt worden zu sein. Nach dem Tod von Hubert Blessing im Jahr 1866 beauftragte seine Witwe den 1836 im zwischen Unterkirnach und Vöhrenbach gelegenen Schlegelbachtal geborenen Ambrosius Weisser mit der Fortführung des Geschäfts. Weisser hatte bei Michael Weltle in Vöhrenbach Uhren- und Orchestrionbau gelernt und dort insgesamt 14 Jahre gearbeitet. Unter seiner Leitung blühte das Geschäft weiter und firmierte seitdem unter „Ambros Weisser vorm. Hubert Blessing“. Weisser heiratete Fridoline, die Witwe des Hubert Blessing, im Jahr 1871, und im Jahr 1873 eröffnete die Unterkirnacher Firma erneut eine Niederlassung in Moskau unter der Leitung des damals etwa 23jährigen Edmund Moser. Am 28. November 1875 heiratete Edmund Moser seine Kusine Bertha Blessing und als deren Sohn kam Alexander Moser im Jahr 1879 zur Welt.

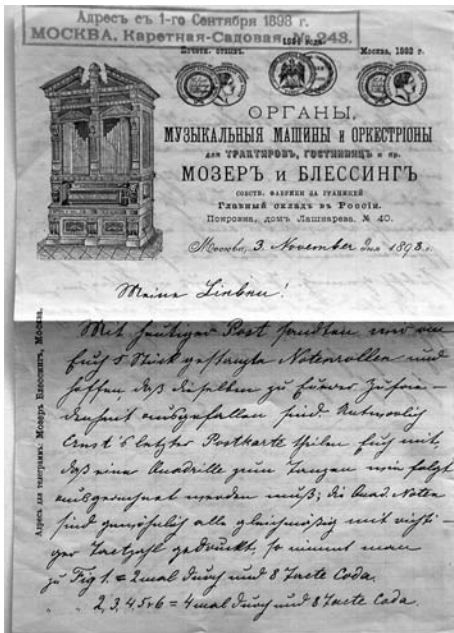
Edmund Moser war vermutlich vor allem für den Absatz der Unterkirnacher Produkte in Russland zuständig. Über eine Ausbildung als Uhrmacher und Musikwerkmacher ist nichts überliefert. Im Jahr 1884 kam Oskar Blessing nach Moskau, ein Vetter des Edmund und der ältere Bruder seine Frau Berta. Der 1856 geborene Oskar war beim Tod seines Vaters erst 10 Jahre alt, hatte aber dann, ebenso wie seine jüngeren Brüder Ernst und Rudolf, im inzwischen vom Stiefvater Ambrosius Weisser geführten Betrieb den Beruf des Musikwerkmachers erlernt.⁴⁶ Oskar sollte zunächst ein Orchestrion im Moskauer Hotel Eremitage aufstellen, blieb dann in Moskau, lernte dort seine späterer Frau Adele Oeser kennen, und wurde 1875 Teilhaber der Moskauer Firma, die damals etwa 12 Mitarbeiter hatte und seitdem als Moser & Blessing zeichnete.

der, durch Gewichte in Bewegung gebracht, mittelst Walzen die selbstspielende Musik hervorbringt. Der Vortrag der Musikstücke ist ein ganz präciser, wie man ihn nicht leicht von einem mechanischen Piano zu hören Gelegenheit findet. Der Klang dieses künstlichen [315] mechanischen Spielwerkes ist ein wunderbar schöner. Die Firma Moser & Blessing in Moskau hat mit ihrem mechanischen Pianino ein kunstgewerbliches Prachtstück geliefert, welches wegen seiner ausgezeichneten Spielart, durch die wirklich schöne äussere Ausstattung seines Gleichen kaum finden dürfte. [...] Im Auslande sind die Pianinos von Moser & Blessing vollständig unbekannt und Russlands Musikwelt kann auf diese russische Erfindung stolz sein; es ist wohl mit Sicherheit zu erwarten, dass Blessing's mechanische Pianinos nicht nur in Russland, sondern auch im Auslande Absatz finden werden.⁷²

Anlässlich der Industrieausstellung erhielten Moser und Blessing auch den Auftrag für ein mit einer Dampfmaschine betriebenes „Riesendampforchestron“:

Das Riesendampforchestron von Moser & Blessing ist jetzt in Moskau auf der Mjasnizkaja im Hause Filipow, vis-a-vis dem Telegraphenamte aufgestellt. Das grossartige Instrument unterscheidet sich wesentlich und vortheilhaft von den grössten Orchestrions, die man in den hiesigen bedeutenderen Tracteuren hören kann, durch seine complicirte, von Blessing erfundene neue Construction, ohne etwa, wie mancher annimmt, durch einen die Ohren betäubenden Lärm zu imponiren. Die Wirkung des Orchestrions ist im Gegentheil diejenige eines guten Doppelorchesters, indem es alle Nüancen der Instrumentation vortrefflich und durchaus im Sinne des Componisten wiedergiebt. Es hat gegen 300 Clavis (im gewöhnlichen Gebrauche befinden sich kaum 100), 82 der verschiedensten Register, 6 verschiedene Trommeln, Becken, Glocken, Triangel, Castagnetten, Schellenbaum etc. Acht Soloregister existiren für Crescendo und Tremolo, auch befindet sich im Innenraum ein Fortepiano (in der Musik zu "Tannhäuser" bei den Harfenstellen und ferner in Mendelssohn's "Capriccio" als Soloinstrument mit Begleitung des Orchesters verwandt) [...] Das jetzige Programm besteht aus Glinka "Leben für den Czaren", mit der Kaiserhymne von Lwow schliessend, Mendelssohn's Capriccio in h-moll, Wagner's Tannhäuserouvertüre und Boguslaw's Potpourri slavischer Melodien; die beiden Opernpièces, alle Pianos und Pianissimos, die Crescendi und Tremoli sind vom besten Effect. Im Finale von Glinka's Oper ist das Glockengeläute von guter Wirkung. Demnächst wird auch Wagner's grosser Kaisermarsch in das Programm aufgenommen werden. Es ist hierbei zu bemerken, dass jede Walze eines Musikstückes eine viermonatliche Arbeit beansprucht.⁷³

Die in Rußland bis ans Ende des 19. Jahrhunderts anhaltende Begeisterung für die großen Orchestrionen schildert ein 1890 in der Zeitschrift für Instrumentenbau erschienenen Bericht: „Wohl in keinem Lande hat das Orchestron eine solche Verbreitung gefunden wie in Russland, sollen doch allein in Odessa nahezu 1000 Instrumente stehen“ heißt es dort, und nachdem der Autor die guten Absatzchancen der deutschen Instrumentenbauer hervorhebt, weist er darauf hin, das auch „in Russland selbst [...] die Orchestron-Fabrikation schon seit Jahren flott betrieben“ wird.⁷⁴



Aus dem Brief der Moskauer Firma Moser und Blessing an die Unterkirnacher Firma Ambros Weisser vorm. Hubert Blessing geht hervor, dass in Moskau Orchestrionwalzen für die Unterkirnacher Firma produziert wurden „Mit heutiger Post sandten wir an Euch 5 Stück gestanzter Notenrollen...“

Am 2. Juni 1891 wurden Hubert Blessings Söhne Ernst und Rudolf als Teilhaber der dahin Ambros Weisser und Fridoline Moser gehörende Unterkirnacher Firma mit aufgenommen, was im Gesellschaftsregister des Großherzogl. Amtsgerichts zu Villingen vermerkt wurde.⁷⁵ Die Moskauer Firma bestand bis 1915 und musste dann wegen Russlands Kriegseintritts schließen. In den letzten Jahren wurden offenbar in großem Umfang Produktionsteile aus Unterkirnach bezogen,

die dann in Moskau montiert und verkauft wurden. Der Markt für selbstspielende Musikinstrumente wandelte sich fundamental in den 1910er und 1920er Jahren, vor allem wegen der schnellen Verbreitung von Grammophonen und Schallplatten. Der Niedergang der Unterkirnacher Firma *Ambros Weisser vormals Hubert Blessing* war aber auch eine Folge des russischen-deutschen Krieges und der anschließenden Revolution. Durch den Totalverlust ihrer Moskauer Firma konnten Moser und Blessing ihre Verbindlichkeiten nach Unterkirnach nicht begleichen und ruinierten so auch die Unterkirnacher Firma, wie aus einigen im Gemeindarchiv Unterkirnach erhaltenen Dokumente zu entnehmen ist. So heißt es in der Begründung für einen an das Kultusministerium gerichteten Stipendienantrag, den Bertha, die Witwe des 1917 verstorbenen Ernst Blessing für ihren Sohn einreichte:

Die Fa. Ambros Weisser vorm. Hubert Blessing, Orchestrionfabrik in Unterkirnach, der mein Mann als Teilhaber angehörte, hat in Russland das gesamte Vermögen, nahe an 80000 Mark, in Forderungen bei seinem Bruder Oskar Blessing in Moskau stehen. Dieser selbst lebte bis zum Kriegsausbruch in den besten Verhältnissen, musste dann aber sein ganzes Besitztum im Stiche lassen und befindet sich jetzt völlig mittellos bei uns.⁷⁶

In einem Rechnungs-Auszug der Fa. Ambros Weisser, vormals Hubert Blessing Unterkirnach an Moser und Blessing in Moskau vom 29. April 1919 ist ein Forderungsvortrag von 68.000 Mark vermerkt, plus 3 Mark „Schützenverein“. Offenbar hatte die Unterkirnacher Firma den Jahresbeitrag für den Schützenverein für die Moskauer Verwandten ausgelegt. In der zum 15. September 1920 durch Berta und Sophie, die beiden Witwen von Ernst und Rudolf Blessing erstellten Auflösungsbilanz der Fa. Ambros Weisser, vormals Hubert Blessing steht den Aktiva von insgesamt

90.000 Mark eine uneinbringliche Schuld von 72.000 an die Moskauer Fa. Moser und Blessing gegenüber. Am 29. April 1921 schreibt Oskar Blessing aus St. Georgen an seine Schwägerin Berta Blessing, er habe eine Entschädigung der Reichsregierung für die in Moskau erlittenen Verluste erhalten und bietet an, seine Schuld an die Fa. Ambros Weisser vorm. Hubert Blessing teilweise zu tilgen durch 15.000 in Reichsschatzanweisungen plus 12.000 durch Überlassung des Erbteils seiner Mutter.⁷⁷ Wie Oskar Blessing hatten auch Edmund Moser und seine Frau Bertha in Moskau in komfortablen finanziellen Verhältnissen gelebt. Sie hatten Kontakt in die alte Heimat gehalten und im Jahr 1903 die Kirchenorgel in Unterkirnach gestiftet.⁷⁸ Bei Ausbruch der Revolution lebten die beiden in Petersburg, von wo sie wie viele andere über die nahe finnische Grenze flohen. Erst einige Jahre später kamen sie nach Deutschland zurück, wo sie die deutsche Staatsangehörigkeit wiedererlangen mussten. Ihre letzten Jahre verbrachten sie in Villingen. Berta starb 1933 und Edmund Moser am 24. November 1935 in Unterkirnach.



Oskar Blessing nutzte 1921 nach seiner Rückkehr nach Deutschland noch die Moskauer Briefbögen der erloschenen Firma **Moser und Blessing**.

Anschrift des Verfassers:

Dr. Friedemann Kawohl · Germanstraße 16
78048 VS-Villingen · fkawohl@t-online.de

Bildnachweise

Edgar Moser-Fendel (72)
Nachlass Kurt Blessing, Gemeindarchiv
Unterkirnach (74, 81, 85, 86)
Philipp Mangold (76)
Brigitte Pissarek (76)
Faubion Bowers, Scriabin (77,78,79)
wikimedia (78)

Anmerkungen

In Klammern stehende Datumsangaben beziehen sich auf den Julianischen Kalender, der in Russland erst nach der Revolution von 1917 durch den Gregorianischen Kalender abgelöst wurde. Russische Eigennamen folgen der deutschen Transkription, wenn sie aus älteren Quellen zitiert werden. Besonderer Dank geht an Christine Fischer, Thomas Kabisch, Wolfram Kawohl und Andreas Wehrmeyer, den Mitwirkenden bei dem Symposium: *Synästhesie in Musik, Poesie und Neurowis-*

senschaft Ein Symposium zum 100-jährigen Jubiläum der Uraufführung von Alexander Skrjabin's 'Poème du feu' und des Baus eines Farbklaviers durch Alexander Moser am 25. März 2011 im Franziskanermuseum VS-Villingen. Für wertvolle Hinweise, die Überlassung von Dokumenten, Fotografien und Übersetzungshilfen danke ich außerdem Brigitte Pissarek, Kathy Zimmermann-Moser, Edgar Moser-Fendel, Tomislav N. Baynov und der Gemeinde Unterkirnach.

- 1 Laut telefonischer Auskunft der Archive in Unterkirnach und Villingen im Jahr 2009 findet sich kein Eintrag zur Geburt eines Alexander Moser im Jahr 1879.
- 2 MOSER, EDMUND o. J. (1920?): Reise-Erinnerungen von 1867 bis 1920. Handschrift im Familienarchiv Brigitte Pissarek.
- 3 Berichte der *Deutschen Chemischen Gesellschaft* 1902, Bd. 35, Teil 3, S. 2542.
- 4 ZELINSKY [gelegentlich auch transliteriert als Zelinski] & N., MOSER, A. 1902/03: Ueber Ringschliessung mittels magnesiumorganischer Verbindungen. Eine Totalsynthese des Methylcyclopentans. In: Berichte der deutschen chemischen Gesellschaft, Bd. 35, S. 2684–2686.

- 5 HABER, FRITZ & MOSER, A. 1905: Das Generatorgas- und das Kohlenelement, in: *Zeitschrift für Elektrochemie*, Bd. 11 S. 593–609.
- 6 *Zeitschrift für Elektrochemie und angewandte physikalische Chemie*, 1906, Bd. 12, S. 96 und 172.
- 7 RIESEMANN, OSKAR VON: (1908): Die Notationen des alt-russischen Kirchengesanges, Moskau 1908. Oskar von Riesemann, so erfährt man im Vorwort, stammte aus Reval, die Arbeit wurde am 24. Juli 1907 durch die Professoren Hugo Riemann und Max Heinze in Leipzig angenommen und in Moskau in der Synodal Bücherei 1908 gedruckt. Auf Seite X dankt Riesemann u. a. denen, die ihm bei den „diese kleine Studie begleitenden fotografischen Aufnahmen nach altrussischen Gesangshandschriften behülflich gewesen sind, besonders den Herren Professor W. M. Metallow und Alexander Moser in Moskau.“ Zur Leben und Werk des russischen Musikforschers Wassili Michailowitsch Metallow, auch Metallov (1862–1927) siehe Art. „Metallov“ in FINSCHER, LUDWIG (Hrsg.) *Die Musik in Geschichte und Gegenwart*, 2., neubearb. Ausg. Kassel 2004.
- 8 Zur Biographie des Oscar von Riesemann senior siehe GREIFFENHAGEN, W. 1889: Art. Oscar von Riesemann. In: *Allgemeine deutsche Biographie*, Bd.: 28, Leipzig, S. 577–581.
- 9 Die biographische Angaben zu Oskar Riesemann jr. bis zum Jahr 1908 stammen aus dem biographischen Abriss im Anhang der Dissertation.
- 10 MOSER, A. & ISGARISCHEFF, N. in *Zeitschrift für Elektrochemie* 16 (1910) 613–620. Nikolai Alexandrowitsch Isgarischeff (auch Isgarischev) wird als ein in Karlsruhe arbeitender Assistent Fritz Habers genannt in: STOLTZENBERG, DIETRICH 2005: Fritz Haber: Chemist, Nobel Laureate, German, Jew, Philadelphia (USA), S. 320.
- 11 MOSER, A. & HABER, F. Die elektrolytischen Prozesse der organischen Chemie. Unter Mitwirkung von F. Haber verfaßt von Alexander Moser. (Reihentitel: Monographien über angewandte Elektrochemie, Bd. XXXVI. XVI), Halle a. S., Wilhelm Knapp, 1910. S. VI.
- 12 MOSER, A. 1914, Art. Oxidation. – In: Teichmann, Ernst (Hrsg.) *Handwörterbuch der Naturwissenschaften*, Bd. 7, Jena, Gustav Fischer, S. 392. Das Inhaltsverzeichnis des Bandes nennt auf S. VI „Dr. A. Moser, Privatdozent, Moskau“.
- 13 MOSER, A. 1914, Bestimmung der thermische Dissoziation. – STÄHLER, ARTHUR (Hrsg.) *Handbuch der Arbeitsmethoden in der anorganischen Chemie*, Bd. 3 , Teil 2, Leipzig, S. 1346–1383. Das Inhaltsverzeichnis auf S. III nennt „Dr. A. Moser, Moskau, Privatdozent“.
- 14 Familienarchiv Brigitte Pissarek
- 15 Mosers Patentanmeldung für ein Verfahren zur Gewinnung von Ferrosilizium und Aluminiumoxyd zusammen mit Alexander N. Kusnezoff, Leningrad, und Ewgenji Iwanowitsch Schukowsky, Moskau ist erwähnt in der *Zeitschrift Stahl und Eisen* Bd. 46 (1926) S. 451.
- 16 Die deutsche Übersetzung der Postkarte vom 21. August 1933 lautet: „Liebe Großmutter, die Stunde der Trennung ist leider gekommen. Die Kinderchen sind gerade nach Villingen abgereist, wie angenommen, auf dem Weg nach Stuttgart ins Hotel, morgen früh fahren sie nach Berlin und am Mittwoch Abend fahren sie weiter nach Riga, sodass sie bereits Donnerstag Abend, um 07:35 Uhr in Riga sind. Es stellte sich heraus, dass sie von Berlin abends abfahren müssen, über Tilsit, weil der Morgenzug über Eu? fährt. Es war für uns so schwer und traurig, uns von den Kindern zu trennen, an die wir uns bereits gewöhnt hatten. Nun wird es leer und traurig. Ich bin sehr glücklich darüber, dass die Kinderchen sich so gut mit Anja angefreundet haben, die sie sehr liebgewonnen und sich viel um sie gekümmert hat. Anja hat sich an sie mit ganzem Herzen gewöhnt. Wir hoffen, dass die Rückfahrt genauso glatt (ver)läuft wie die Fahrt hierher. Frl. Reich (?) hat sich wunderbar um sie gekümmert. Ich bitte Sie sehr, mir ein Telegramm zu schicken, sobald sie in Riga angekommen sind. Richten Sie bitte Tante Sachile (?) einen herzlichen Gruß aus.“ Philipp Mangold hat mir freundlicherweise die russische Handschrift entziffert und den Text übersetzt.
- 17 Biographische Daten zu Skrjabin aus Artikel „Skrjabin“. In FINSCHER, LUDWIG (Hrsg.) 2006: *Die Musik in Geschichte und Gegenwart*, 2., neubearb. Ausg. Personenteil Bd. 15, S. 883–892.
- 18 Ein Faksimile des Programmzettels für das Konzert in New York ist abgedruckt in __NDINSKI, _ I. 1979: Alexander Nikolajewitsch Skrjabin, Moskau, S. 125.
- 19 BOWERS, Faubion 1969 Scriabin. A biography, 2nd edition, Dover reprint 1996, Bd. 2, S. 84.
- 20 Der Komponist und Musikkritiker ALEKSANDR PETROVI_ KOPTJAEV (1868–1941) (abweichenden Transliterationen auch Koptjaew, Koptiaiew oder Koptyaev) veröffentlichte Orchesterwerke und u. a. eine Monographie über die Klavierwerke von Cesare Cui.

- 21 KAŠPEROV, ALEKSEJ VLADIMIROVIČ (Hrsg.) 1965: A. Skrjabin. Pis'ma [Briefe Skrjabins], Moskau, S. 534 f. „Много уважаемый Александр Петрович, Редакция Вашей уважаемой газеты поставила меня своей просьбой и в большое затруднение. Все лето я не выходил из своего кабинета и не только не занимался охотой или рыбной ловлей, но даже и обыкновенных прогулок совершал мало и вообще никаким специально летним удовольствиям не предавался. [534] Один мой знакомый сделал несколько фотографических снимков у меня в саду, это все, чем я мог располагать для редакции если бы эти снимки оказались удачными и мои знакомые прислал бы мне их из Москвы.“ (Deutsche Übersetzung: Christine Fischer)
- 22 Ebd. S. 535: „А. Э. Мозер, гостивший у Скрябиных, сделал ряд прекрасных фотографий композитора (летом 1909 г. в Брюсселе и в 1910-1914 г. в России), хранящихся в ГМС.“ (Deutsche Übersetzung: Christine Fischer)
- 23 JAKOVLEV, VASILIJ JAKOVLEVIČ 1925: A.N. Skrjabin, Moskau und Leningrad: Staatsverlag, S. 71. Яковлев Вас., А. Н. Скрябин (Государственноу Издательство Москва Ленинград 1925): „Обращает на себя внимание (на стене с окнами) модель для устройства световых эффектов при исполнении „Поэмы огня“ („Прометей“); ее сконструировал друг Скрябина инженер А. Э. Мозер, чтобы добиться осуществления „световой клавиатуры“, предусмотренной партитурой „Прометей“: Модель эта была сделана в период создания Скрябиным его „Поэмы“.“ (Deutsche Übersetzung F.K.)
- 24 KOONEN, ALISA GEORGIEVNA, Stranicy žizni [Seiten des Lebens], Moskau 1975, hier zitiert nach Eberlein Dorothee 1978: Russische Musikanschauung um 1900, Regensburg: Gustav Bosse, S. 91.
- 25 SCHIBLI, SIEGFRIED 1983, Skrjabin, München: Piper, S. 235 und 244 scheint sich auf die auf 244 zitierte Äußerung Riesemanns zu verlassen „Es stellt sich überraschender Weise heraus, daß das magische, mysteriöse Spiel der Farben und des in allen Tönen des Regenbogens ruhelos oszillierenden Lichtes die Wirkung dieser Musik in ungeahnter Weise vertieft und bereichert“. Da Riesemann ein sehr blumig formulierender Autor ist, kann aus diesem Zitat nicht unbedingt seine Augen- und Ohrenzeugenschaft abgeleitet werden.
- 26 JAKOVLEV, VASILIJ JAKOVLEVIČ 1925: A.N. Skrjabin, Moskau und Leningrad: Staatsverlag, S. 64 „Над изголовьем постели висит портрет А. Н., снятый с него в селе Архангельском в 1910 г., в тот момент, когда он окончил своего „Прометей“. Снимки с этого портрета получили большое распространение; портрет сделан А. Э. Мазером, одним из друзей А. Н.“ (Deutsche Übersetzung F.K.)
- 27 Marija Solomonovna NEMENOVA–LUNC (1879–1954) war Klavierstudentin bei Skrjabin am Moskauer Konservatorium (Abschluss 1902) und unterrichtete dort als Professorin von 1922 bis 1954. Das Literaturverzeichnis zu LOBANOVA, MARINA (7.3.2010) Art. Tatiana Schloezer-Skrjabina. In BORCHARD, BEATRIX (Hrsg.) Musikerinnen-Lexikon mugi.hfmt-hamburg.de/drucken/schl1883/ verzeichnet drei Aufsätze mit ihren Erinnerungen an Skrjabin als Lehrer und Pianist.
- 28 KAŠPEROV, ALEKSEJ VLADIMIROVIČ (Hrsg.) 1965: A. Skrjabin. Pis'ma [Briefe Skrjabins], Moskau, S. 548. Brief Nr. 619 an NemenoVA-Lunc vom 26. April/9. Mai 1910 (Deutsche bersetzung: Christine Fischer).
- 29 Ebd. Anmerkungen zum Brief Nr. 619.
- 30 Ebd. Brief Nr. 743, S. 645. (Deutsche Übersetzung: Christine Fischer).
- 31 Das Foto ist abgedruckt und beschrieben in BOWERS, FAUBION 1969: Scriabin. A biography, Second edition, Dover reprint 1996, Bd. 2, S. 193.
- 32 RIESEMANN, OSKAR VON 1911: Alexander Skrjabin's „Prometheus“. In: Signale für die musikalische Welt, 1911, S. 546 ff.
- 33 Siehe Vorwort zu RIESEMANN, O. VON 1926: Mussorgski, Mnchen: Drei Masken Verlag.
- 34 SKRJABIN, ALEXANDER 1924: Prometheische Phantasien, bersetzt und eingeleitet von Oskar von Riesemann, Stuttgart. RIESEMANN, OSKAR VON 1923: Alexander Skrjabin im Lichte seiner Jugendbriefe, in: Die Musik, 15, S. 841 ff.
- 35 Die Darstellung der Lebensumstände des Martin Blessing folgen hier KREUZER, ROMULUS 1880: Zeitgeschichte von Furtwangen und Umgebung, Villingen: Glacher, S. 172 f.
- 36 Abweichend von KREUZER aber ohne eine andere Quelle zu nennen, schreibt JITEMANN, HERBERT 2004: Orchestrien aus dem Schwarzwald, Bergkirchen: PPV, S. 152, das Carl Blessing sei erst nach seiner Heirat im Jahr 1793 nach Moskau gegangen.
- 37 POPPE, ADOLF 1840: Die Fabrication grerer mechanischer Musikwerke. In: Dingler's Polytechnisches Journal 75 (1840), Heft 6, S. 440 f.
- 38 Der Bericht von Fridolin Schönstein wurde

- veröffentlicht in Südkurier 4. Juli 1959, Nr. 50, hier zitiert nach DUFFNER, HERMANN 1968: Die Uhren- und Musikwerkmacher Blessing, Waldkirch: Waldkircher Verlagsgesellschaft, S. 52–56.
- 39 Nachlass Kurt Blessing.
- 40 DIETZ, RUDOLPH 1863: Die Gewerbe im Großherzogthum Baden. Ihre Statistik, ihre Pflege, ihre Erzeugnisse. Im Auftrage des großh. badischen Handelsministeriums, Karlsruhe, S. 513, fast gleichlautend, nur ergänzt um den Hinweis auf die Herkunft der verarbeiteten Geflechte aus Belgien, Italien und Sachsen, bei TRENKLE, J. B. 1874: Geschichte der Schwarzwälder Industrie, Karlsruhe, S. 251.
- 41 MAIWALD, KLAUS 1994: Unterkirnach, Bietigheim, S. 367.
- 42 Festschrift Musikverein Unterkirnach 1839–1964, hier zitiert nach DUFFNER, HERMANN 1968: Die Uhren- und Musikwerkmacher Blessing, Waldkirch: Waldkircher Verlagsgesellschaft, S. 50.
- 43 BLESSING, KURT 1990: Hubert Blessing, in: Das mechanische Musikinstrument 51, S. 31, hier zitiert nach JÜTEMANN, HERBERT 2004: Orchestrien aus dem Schwarzwald, Bergkirchen: PPV, S. 155.
- 44 MAIWALD, KLAUS 1994: Unterkirnach, Bietigheim, S. 82.
- 45 BLESSING, KURT 1983: Die Familie Blessing und das Orchestrien, Neustadt/Aisch: Degener und Co (Bibliothek familiengeschichtlicher Arbeiten Bd. 44) S. 18.
- 46 DUFFNER, HERMANN 1968: Die Uhren- und Musikwerkmacher Blessing, Waldkirch: Waldkircher Verlagsgesellschaft, S. 61.
- 47 Carl Blessing lebte von 6.1.1769–21.3.1820 lt. „Hauptstammtafel“ im Nachlass Kurt Blessing, Gemeindearchiv Unterkirnach.
- 48 Gertrud Blessing, geborene Zähringer, geboren in Langenbach (heute Ortsteil von Vöhrenbach), war 69 Jahre alt, als sie am Sonntag, den 12. November 1843, während ihre Tochter Theresia beim Sonntagsgottesdienst war, ermordet wurde. Erst kurz zuvor hatte sie 3.000 fl verzinstes Geld aus dem Verkauf eines Orchestriens Ihres verstorbenen Mannes erhalten. Der Mörder wurde nie gefasst. DUFFNER, HERMANN 1968: Die Uhren- und Musikwerkmacher Blessing, Waldkirch: Waldkircher Verlagsgesellschaft, S. 32.
- 49 30.10.1774–25.3.1847.
- 50 Über die Hochzeit des Martin Blessing mit Luitgarda Scherzinger aus Gütenbach berichtet DUFFNER, HERMANN 1968, S. 35.
- 51 Hochzeit am 2.8.1824, Faksimile des Auszugs aus dem Ehebuch der Pfarrei Unterkirnach 1811–1863 in DUFFNER, H. 1968, S. 47.
- 52 Die Tochter Theresia ist durch DUFFNER, HERMANN 1968, S. 32 belegt.
- 53 Dominik Moser starb am 10.4.1848 lt. Aufzeichnungen im Nachlass Kurt Blessing.
- 54 Taufbucheintrag vom 24.10.1823 in Faksimile in DUFFNER, H. 1968, S. 51, Nachruf aus „Der Schwarzwälder“ vom 7.6.1866 ebd. S. 59.
- 55 Der Ehevertrag zwischen Ambros Weisser und Fridoline, geb. Moser, wurde am 26. Juni 1871 geschlossen. So vermerkt die Abschrift des Eintrags ins Handelsregister, der erst 11.9.1889 vorgenommen wurde, Nachlass Kurt Blessing, Gemeindearchiv Unterkirnach.
- 56 Lebensdaten 31.3.1836–1.7.1910 bei BLESSING, KURT 1983, S. 16.
- 57 (Robert) Oskar 22.6.1856–22.3.1945, Faksimile Taufbuch Unterkirnach in DUFFNER, HERMANN 1968, S. 62.
- 58 Geboren am 10.11.1863 lt. Abschrift Taufregister Unterkirnach im Nachlaß Kurt Blessing, Gemeindearchiv Unterkirnach, Ernst war verheiratet mit Berta Reis und hatte die Söhne Hubert und Albert, lt. Auflösungsvertrag der Fa. Blessing Unterkirnach vom November 1920. Ernst starb am 11. November 1917 lt. Todesanzeige in Nachlass Kurt Blessing MG.18, Gemeindearchiv Unterkirnach.
- 59 Verheiratet mit Sofie Herrmann, Auflösungsvertrag der Fa. Blessing Unterkirnach vom November 1920, Nachlass Kurt Blessing, Gemeindearchiv Unterkirnach
- 60 Lebensdaten 3.6.1851–1933 aus „Hauptstammtafel“, Nachlass Kurt Blessing, Gemeindearchiv Unterkirnach.
- 61 Hochzeit am 22.11.1875, BLESSING, KURT 1983: S. 19.
- 62 Lebensdaten 12.9.1850–24.11.1935 BLESSING, KURT 1983: S. 19.
- 63 Geburtsdatum 4.1.1889 lt. DUFFNER, HERMANN 1968, S. 63.
- 64 Werner geb. 8.2.1917 lt. Stipendienantrag der Berta Blessing vom 16. Mai 1918, Nachlass Kurt Blessing, Gemeindearchiv Unterkirnach.
- 65 Informationen über Alexander Mosers Ehefrauen und Nachkommen verdanke ich der Familienüberlieferung von Brigitte Pissarek. Der Geburtsname der ersten Ehefrau war Gandolf, über den Vornamen ist nichts bekannt, die beiden Söhne Waldemar (Wolodja) und Alexander (Sascha) lebten zeitweise in Zumikon, später mit ihrem Vater Alexander, den Kindern aus zweiter Ehe und der

- dritten Ehefrau Anja in Lima. Waldemar blieb in Lima wohnen, lehrte mehr als 30 Jahre an der dortigen Universität und betätigte sich als Grafiker. Das Familienarchiv enthält mit W. Moser gezeichnete gedruckte Ansichten von Sehenswürdigkeiten aus Lima. Unter dem Namen Waldemar M. Moser erschien 1987 in Lima an der Universidad Nacional Federica Villarreal eine Monographie mit dem Titel *Arquitectura peruana. Arquitectura pre-colombina*. Der zweite Sohn Alexander ging zurück in die Schweiz und heiratete die Züricher Künstlerin Elsa Moser-Hettich, die laut einem biographischen Eintrag des Schweizerischen Instituts für Kunstwissenschaft von 1899 bis 1987 lebte. <http://www.sikart.ch/KuenstlerInnen.aspx?id=4003198>. Ein auf den 1. Oktober 1979 datiertes Foto zeigt Elsi und Sascha Moser-Hettich in Zuzikon. Auch Mosers dritte Gattin Anja stammt aus Moskau, denn in einem besorgten Brief aus 1958 bittet Sie Georg Haensel, Nachforschungen über ihre (Anjas) in Moskau lebenden Mutter anzustellen, von der sie lange nichts gehört hatte.
- 66 Hochzeit 17. (4.) Aug. 1919, lt. Aufzeichnungen von Georg Haensel, einem 1908 geborenen Bruder der Vera Haensel: „Am 17. (4.) August 1919 heiratete Vera Haensel, geb. 21. (9.) Feb. 1897, die als Chemielaborantin tätig war, den Chemieprofessor Dr. Alexander Moser, der aus Villingen im Schwarzwald stammte und damals Universitätsprofessor in Moskau war. Am 14. (1.) Mai 1921 brachte Vera Moser in Moskau eine Tochter Elisabeth (Lilly) zur Welt. Am 27. (14.) Juli 1923 bekam Vera Moser ein zweites Kind, einen Sohn Georg (Jura) Moser. Anfang 1924 erkrankte Vera Moser in Moskau an Lungen-Tbc. Sie durfte bin Begleitung ihres Mannes und ihrer Tochter Lilly in ein Sanatorium in der Nähe von Riga/Priedaine reisen. Lilly kam in die Obhut ihrer Großeltern (meiner Eltern) Alfred und Catharina Haensel. Der kleine Sohn Veras, Jura, blieb in Betreuung seiner Tante, Marie Momma, geb. Haensel, in Moskau zurück. Professor Alexander Moser kehrte dann nach einer anschließenden Deutschlandreise nach Moskau zurück. Anlässlich einer späteren Auslandsreise im Jahr 1926 brachte er auch seinen Sohn Jura aus Moskau zu den Großeltern nach Riga. Wegen der fortschreitenden Krankheit meiner Schwester Vera übernahmen meine Eltern die Erziehung von Lilly und Jura, die mit uns aufgewachsen sind. Vera kam 1926 in ein Sanatorium in St. Blasien im Schwarzwald, wo sie am 23. Dez. 1928 gestorben ist.“ Familienarchiv Brigitte Pissarek.
- 67 Paula 3.10.1902 lt. Stipendienantrag der Berta Blessing vom 16. Mai 1918, Nachlass Kurt Blessing.
- 68 Kurt ist geboren am 10.3.1905 lt. Stipendienantrag der Berta Blessing vom 16. Mai 1918, Nachlass Kurt Blessing.
- 69 Geboren am 14.9.1914 in Moskau lt. DUFFNER, HERMANN 1968, S. 63.
- 70 Ebd.
- 71 Geboren 13.2.1921 St. Georgen, ebd. S. 67.
- 72 CECH, C. O. 1885: Russlands Industrie auf der nationalen Ausstellung in Moskau 1882. Kritische Betrachtung über die wichtigsten Industriezweige Russlands. Generalbericht an das königl. Oesterreichische Handelsministerium, Moskau: Grossmann und Knöbel, S. 314–316.
- 73 Ebd.
- 74 *Zeitschrift für Instrumentenbau* 11 (1890/1891), S. 34.
- 75 Nachricht darüber findet sich in der *Zeitschrift für Instrumentenhandel* (1891) S. 393
- 76 „Gesuch der Frau Berta Blessing Wwe, geb. Reiss, um Zuwendung eines Stipendiums aus der Adalbert Mayerschen Stiftung für ihren Sohn Kurt, geb. 10.III.05“ vom 26.5.1918, Durchschrift im Nachlass Kurt Blessing.
- 77 Nachlass Kurt Blessing, M2.25.
- 78 BLESSING, KURT 1983: Die Familie Blessing und das Orchestrion, Neustadt/Aisch: Degener und Co (Bibliothek familiengeschichtlicher Arbeiten Bd. 44) S. 19, mit Hinweis auf ein Dokument des Pfarrarchivs vom 5.12.1903.

Schülerpostkarten aus Villingen

Von Ulf Wielandt

Schülerpostkarten sind Ansichtskarten, die mit Schülern und ihrer Schule zu tun haben. Sie wurden auch meist von ihnen gefertigt und aus verschiedenen Anlässen ab etwa 1897 bis im Allgemeinen zum Beginn des Zweiten Weltkrieges, in wenigen Fällen auch noch nach dem Zweiten Weltkrieg, in meist recht geringen Auflagen hergestellt. An Freunde und Verwandte aus Anlass der bestandenen Mittleren Reife oder des Abiturs verschickt, manchmal aber auch zum Tanzkränzchen oder Schuljubiläum, kündigten sie das Ende der Schulzeit und den Beginn eines neuen Lebensabschnitts an.

Es handelt sich bei diesen Einjährigen- bzw. Abiturientenkarten somit um eine Sonderform der seit 1870 existierenden und vom späteren Generalpostmeister Heinrich von Stephan 1869 entwickelten Ansichtskarte.

Dass auf diesen Karten auch Ansichten, die die Schüler von sich selbst, von ihrer Schule und von ihren Lehrern hatten, in recht verschiedenartiger Weise zum „Aus-Druck“ gebracht wurden, lässt sich nicht nur an den bisher bekannten Schülerkarten aus Villingen nachweisen. Dieser Brauch war über das ganze damalige deutsche Reichsgebiet verbreitet, im näheren Umkreis sind Hochburgen dieser Schülerkarten vor allem Konstanz¹ und Rottweil², jedoch gab es sie auch u. a. in Donaueschingen³ und Freiburg, Lörrach, Radolfzell, Sigmaringen, Singen und Waldshut.

Zu den im Folgenden vorgestellten Karten aus Villingen ist noch zu erwähnen, dass im 1909 neubauten Schulgebäude am Romäusring von 1909 bis 1927 das Realgymnasium mit Oberrealschule untergebracht war. Von 1927 bis 1938 hieß es Realgymnasium. Von 1938 bis 1945 wurde die Schule nach dem im Ersten Weltkrieg berühmten Jagdflieger Immelmann umbenannt in „Oberrealschule für Jungen“, die „Immelmannschule“. Von 1945 bis 1948 war es schlicht wieder die Oberrealschule, bevor sie 1948 den Namen „Gymnasium am Romäusring“ erhielt.⁴ Zusätzlich zu den aus dieser Schule stammenden Karten wurden, um die Schülerkarten aus Villingen zu komplettieren, auch die Einjährigenkarten des dreijährigen Vorseminars hinzugezogen. Dieses Vorseminar war im späteren Amt für öffentliche Ordnung untergebracht, das zeitweise auch der Aufbaurealschule als Schülerheim diente (vgl. Schulchronik S. 31).

In der 1984 anlässlich des 75-jährigen Jubiläums der „Höheren Schule am Romäusring in Villingen“ herausgegebenen Festschrift finden sich auf den Seiten 157/8 und 163/4 ohne weitere Erläuterungen Schülerpostkarten des Gymnasiums und der Real- bzw. Oberrealschule Villingen aus den Jahren 1910 bis 1948. Diese

dort abgebildeten 22 Karten zum bestandenen sogenannten Einjährigen bzw. zum Abitur konnten inzwischen dank der Bereitschaft des Villingener Sammlers MANFRED HILDEBRANDT, seine Schülerkarten für eine Veröffentlichung zur Verfügung zu stellen, sowie den Karten aus der eigenen Sammlung des Autors ganz wesentlich erweitert werden. So bieten jetzt stolze 60 Karten einen hervorragenden Überblick über das schulische Empfinden der Einjährigen bzw. der Abiturienten. Diese Zeugnisse sollen im Folgenden kurz vorgestellt und erläutert werden.⁴



Eine Einjährigenkarte aus dem Jahre 1906 mit der Darstellung eines Drahtseilaktes vor der Villingener Stadtkulisse ist das erste Zeugnis. Während links der Brigach die Schüler darauf warten, ihren Balanceakt zu vollbringen, erwarten rechts zwei Professoren mit der Urkunde

den erfolgreichen Schüler. Einer, der es Ostern 1906 nicht geschafft hat, rudert noch im Wasser. Dieses „Einjährige“, der heutigen „Mittleren Reife“ entsprechend, berechtigte zum einjährig-freiwilligen Dienst „bei den Fahnen“. Der Dienst dauerte im Allgemeinen bei den Fußtruppen zwei, bei der Kavallerie drei Jahre, die mittlere Reife aber schuf die Voraussetzung für den einjährig-freiwilligen Dienst, an dessen Ende der Soldat als Offiziersanwärter galt.⁵



Auf der Schülerkarte aus dem Jahre 1907 preist vom Dach des damaligen Schulgebäudes in der Schulgasse im ehemaligen Benediktinerkloster ein fahnen-schwingender Pennäler der Realschule, die Mütze zum Gruß erhoben, das bestandene Einjährige. Die unter dem Schüler gezeichnete Taschenuhr ist weniger als Geschenk für erfolgreich bestandenes Examen zu sehen, sondern zeigt durch die Abkürzungen für die Klassen Sexta (VI) bis Untersekunda (VII) an, dass die Uhr der Schulzeit abgelaufen ist.



Das bestandene Seminar-Abitur feiert auf einer Anhöhe über einer Flusslandschaft 1907 ein sitzender Wandersmann. Fröhlich seinen Hut schwenkend begrüßt er die aufgehende Sonne der Freiheit, pädagogisches Rüstzeug im Ranzen.

1908 siebt ein Lehrer seine Schüler durch das „Geistes-Sieb“. Eine Weltkugel mit der die Weisheit symbolisierenden Eule und Bücher sowie ein Feuer (aus verbrannten Heften?) umgeben die Szene.



Zwei Einjährigenkarten gibt es 1909. Während die Klasse des Realgymnasiums den späteren Namensgeber der Schule, Romeias, mit dem in Rottweil entwendeten Torflügel darstellt⁵, zeigt die Karte der Klasse der Oberrealschule das Schulgebäude am Romäusring.



„Ausgestritten, ausgerungen ist der lange schwere Streit – Ausgefüllt der Kreis der Zeit und Sekunda halb bezwungen“.

Der Halleysche Komet war das Großereignis des Jahres 1910. Unter ihm und den als Sterne dargestellten Lehrwerken wie Plötz (Geschichte), Bardey (Englisch), Homer (Griechisch) oder Ovid (Latein) entteilen nun die Einjährigen, denen jetzt nach ihrem Empfinden die Welt offen steht, dem Schulgebäude mit dem Spruch:



zwischen dem zurückliegenden Schüler- und dem kommenden Studentendasein stehend sieht er sich als eine Kreuzung zwischen Esel und Pferd, eben als Maulesel bzw. lateinisch *Mulus*⁶.

Die mit G. Henselmann signierte sehr schöne Jugendstilkarte vom Abitur 1910 sendet *Mulus*grüße mit dem von zwei jungen Damen im Rokokokostüm eingerahmten Text: „Aus der Schule drückender Pein lachend ins schöne Leben hinein“. Hier drückt sich deutlich das neue Lebensgefühl des endlich befreiten Abiturienten aus –

Unter dem Villingen Stadtwappen wirft ein antik gekleideter Schüler zum Einjährigen 1911 die nun nicht mehr benötigten Schulbücher in das Wasser d. h. in den Froschteich. Seejungfrauen oder jüngere Mitschüler winken ihm zu, denn als „Frösche“ werden die jüngeren Schüler bezeichnet, die weiterhin die Schulbank drücken müssen. Die Eule mit den Büchern steht symbolisch für Gelehrtheit.

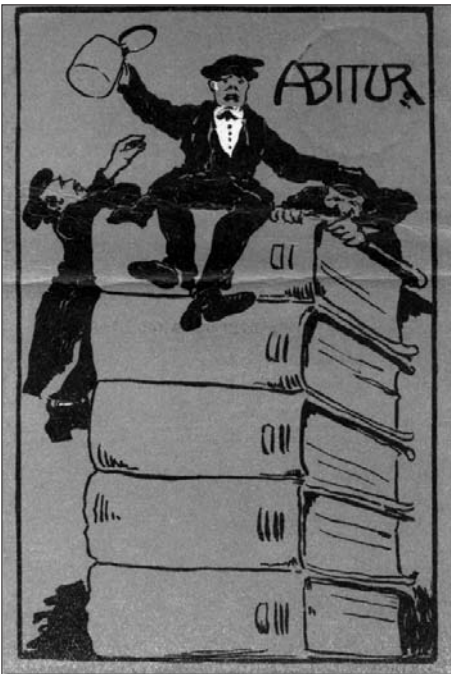




Ganz im klassischen Sinne verleiht die Göttin der Weisheit Athene unter den Augen des ihr eigenen Attributs, der Eule, dem ausziehenden Abiturienten 1911 das Stirnband als Siegeszeichen.

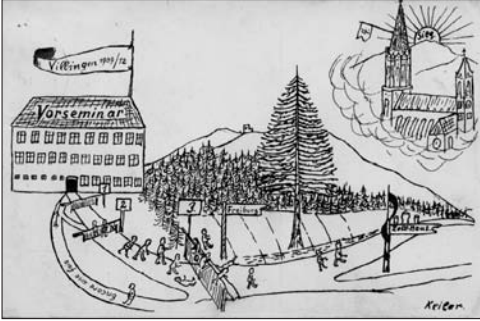


1912 unterschrieb Erich Mory seine Karte zum Einjährig-Freiwilligen. Der Text steht im Mittelteil zwischen dem Gymnasium und der Stadtkirche Donaueschingen links und dem heutigen Gymnasium am Romäusring und einer Stadtansicht Villingens rechts über dem Zug von Donaueschingen nach Villingen: „Die Berechtigung zu kriegen,/ Tat mir sehr am Herzen liegen./ Erst humanistisch, dann real,/ Gelingt's nur, – wie? – ist ganz egal./ Mitunter ward es mir recht leicht,/ Doch Gott sei Dank, jetzt ist's erreicht! Salve! Erich Mory“.



Nachdem die Klassen OIII (Obertertia) bis OI (Oberprima) – als Bücherberg symbolisiert – glücklich erklommen sind, grüßt humpenschwingend der Abiturient des Jahres 1912, während rechts und links zwei Schüler ihrerseits versuchen, diesen Berg zu erklimmen. „Mulusgrüße aus Villingen“ steht auf der Rückseite der Karte.

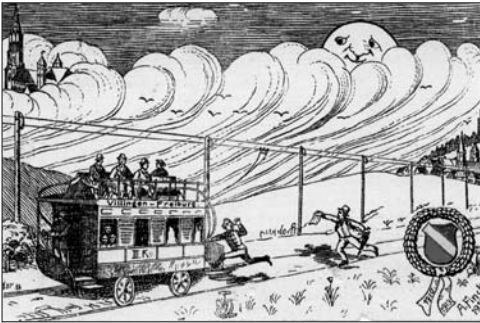
Schülerpostkarten



Die Karte des Vorseminars 1909/1912 stellt in einer einfachen Bleistiftzeichnung vor dem Schulgebäude einen Hindernislauf dar, dessen Ziel, Freiburg, im Münster symbolisiert wird.



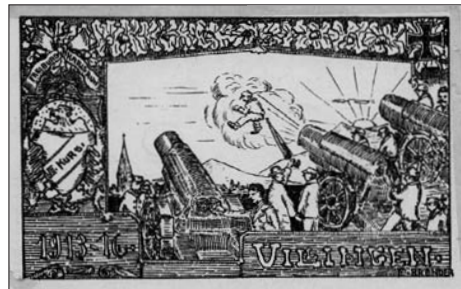
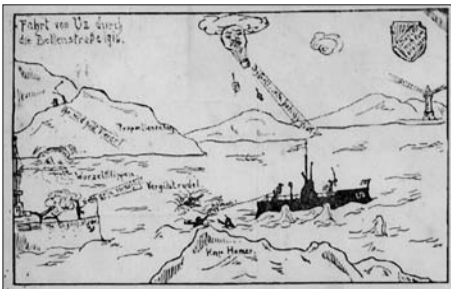
1913 verkündet ein krähender Hahn vor der über der Silhouette Villingens aufgehenden Sonne das bestandene Einjährige in den Morgen hinaus. Das Villingener Stadtwappen ergänzt diesen Bezug zur Vaterstadt. Auf der Abiturskarte desselben Jahres ist die Stadtsilhouette zu sehen. Das Vorseminar 1910/13 stellt sich als Eisenbahnwagen dar, in und auf dem die Schüler auf der Fahrt nach Freiburg sitzen. Frech dreht einer, der gerade noch aufspringen kann, seinem mit einer Urkunde heraneilenden Lehrer die Nase.



Als Hindernisläufer über Bücher sahen sich die Einjährigen 1914, darunter ebenso die Stadtansicht Villingens wie auch auf der Abiturskarte 1914. Hier deutet sich auch an, wohin die Reise bzw. der Ritt des Abiturienten gehen wird: an die Universität nach Freiburg.



1915. Seit fast einem Jahr ist Krieg. So ruft der Einjährige beim Anblick der ebenfalls winkenden Soldaten noch siegesgewiss aus: „So lebt denn wohl ihr alten grauen Räume – Ich folg dem Ruf des teuren Vaterlands“. Gewehr und Uniform liegen bereit. Die Karte des Vorseminars 1912/15 stellt ebenfalls den ins Feld ausrückenden Einjährigen dar, wie er in Uniform mit Gewehr die Studierstube verlässt.



Vermutlich aus Villingen ist die folgende Einjährigenkarte des Jahres 1916, die ebenso wie die des Jahres 1917 eine Variation des häufig auftauchenden Motivs der Fahrt des Odysseus durch die gefahrvolle Meerenge von Scylla und Charybdis aufnimmt, hier nun in der aktuellen durch den Ersten Weltkrieg geprägten Form: die U 2 auf großer Fahrt durch die „Bollenstraße“ im Meer des Lebens. Der Leuchtturm weist die zwei Möglichkeiten Abitur oder Stift, d. h. Lehrling unter dem Motto „Das Leben muss euch erziehen“.

Auf der Karte des Vorseminars 1913–16 (wie im Folgenden als III. Kurs bezeichnet) schießen Lehrer als Kanoniere Schüler in die Freiheit des Himmels über Villingen. Freiburg und Karlsruhe sind die angestrebten Ziele dieses Kriegsjahrgangs.

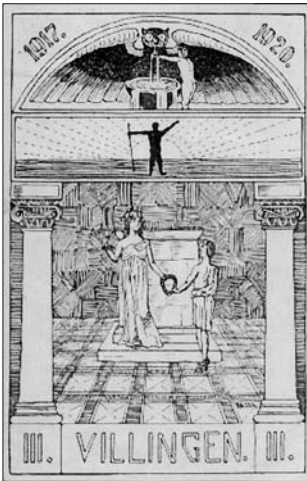


Die Karte von H. Edel aus dem Jahre 1917 greift das Motiv von 1916 mit der U 2 auf großer Fahrt wieder auf und verkündet markig: „Nach hartem Kampf durchbrach die U 2 die Sperrlinie der Schiffer“, wobei mit letzterem liebevoll die Lehrer gemeint sind. Im Wasser schwimmende Minen (Mathe, Chemie, Franz. u. a.) deuten die zu durchbrechenden Gefahren an. Die Vorseminarkarte 1914–17 wünscht dem Einjährigen als Flieger im Blumengebinde „Glückliche Fahrt“ über der Silhouette Villingens. Auch hier ist Freiburg als Ziel angedeutet.

Wie bereits 1908 verbrennt die Untersekunda 1918 ihre Schulbücher auf dem symbolischen Opferaltar. Zur Sitte des Bücherverbrennens äußert sich auch WERNER MEZGER in seinem Buch „Die Bräuche der Abiturienten“.⁷



In einfacher Zeichnung unter einem Eichenbaum (!) stehen 1919 zum Abitur Schillers dem sterbenden Attinghausen in den Mund gelegte Worte: „Das Alte stürzt, es ändert sich die Zeit, und neues Leben blüht aus den Ruinen: Seid einig – einig – einig!“ (Wilhelm Tell IV,2).



Ein Schüler namens Kaiser entwarf die Vorseminarkarte 1917–1920, auf der dem Schüler im Tempel (der Weisheit) von einer Priesterin oder Göttin der Siegerkranz überreicht wird.

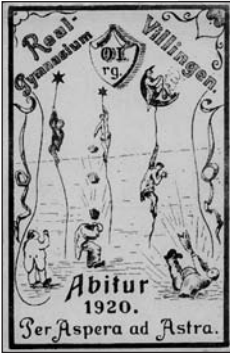


Den Drachentöter Georg stellt die Einjährigen Ersatz Karte 1919/1920 mit dem stilisierten Romäustor (?) und rauchenden Fabrikschornsteinen dar, darüber das badische und das Villingener Wappen.



In der Form eines Telegramms teilt der Schüler der Oberrealschule Oscar Zehnle 1920 das bestandene Abitur mit.

Schülerpostkarten



In demselben Jahr 1920 versinnbildlicht die Zeichnung mit an Seilen nach oben kletternden Schülern des Realgymnasiums deren vermutlich von Seneca stammenden Leitspruch: „Per aspera ad astra“, durch Härte zu den Sternen. Die Haltung der Lehrer dabei wird von den Schülern sehr unterschiedlich beurteilt: vom friedlich winkenden bis zu dem die Bemühungen der Schüler behindernden Lehrer. So zeigt auch hier – wie schon auf der Vorseminarkarte 1910/13 – ein Schüler, dem der Lehrer nur mehr einen Frackschoß entreißen kann, frech die Nase.



Auf der Vorseminarkarte 1918–21 reitet ein geflügelter nackter Jüngling auf einem Bock aus dem dunklen Schulsaal in die Freiheit. Die nun überflüssigen Bücher werden von dem Bock mit den Hinterhufen weggeschleudert.



Zum Abitur 1921 zeigen typische Attribute des wohl einer Verbindung angehörenden Schülers (schlagenden Verbindungen beizutreten war erst Studenten erlaubt) idealisiert den weiteren Weg zum Verbindungsstudenten: Leier, Rapier und der Stürmer, d. h. die Verbindungsmütze auf dem Kommersbuch.

Die Einjährigenkarte 1922 nimmt das Motiv der Abiturlinienkarte 1907 auf: die Sonne der Freiheit über der dunklen Silhouette Villingens begrüßend winkt der scheidende Schüler zum Abschied. Als Marathonläufer – hinter sich Villingen – sieht sich der Abiturient 1922: Freiburg, Heidelberg oder Meersburg sind die nun angestrebten Ziele.



aus Villingen



Sein wohlgeordnetes Schul-Gärtlein verlässt vor der aufgehenden Sonne der Einjährige 1923 als Wanderer mit seinem Ränzlein. Vor sich hat er nun den steinigen Weg des Lebens. Wie schon die Einjährigen 1909, so sah sich auch der Abiturient 1923 als Romaios aus Villingen. Zum Ritter hochstilisiert steht ihm nach bestandnem Abitur die Welt offen.



Als Riesendrache erschien dem Einjährigen 1925 der prüfende Lehrkörper, dem er nun mit dem Zeugnis mutig entgegentritt, während einige seiner Mitschüler in den Fluten ertrinken. Vielleicht standen auch die Irrfahrten des Odysseus hier mit Scylla und Charybdis Pate.

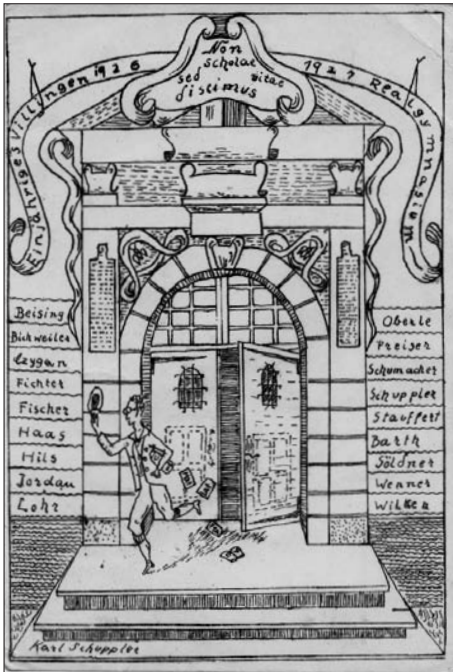


In kühnem Bogen schwingt der Abiturient 1925 als nackter Jüngling eine lodernde Fackel zwischen zwei Felsmassiven. „Aufwärts“ heißt es unter der mit WM signierten schwarz-weißen Karte.

Schülerpostkarten



Die 1926 entstandene Zeichnung zum Einjährigen stellt dreigeteilt den Einzug der etwas beeindruckt wirkenden Sextaner 1920 dar, links 1926 ihren durch Winken signalisierten fröhlichen Auszug aus derselben Anstalt. Der zwischen diesen beiden Ereignissen liegende größere Mittelteil dürfte die von den Schülern empfundenen 6 Jahre darstellen: ein Speißrutenlauf durch ein Spalier gebildet von Lehrern mit drohend gezückten Federhaltern. Dabei blieb wohl auch der eine oder andere Klassenkamerad auf der Strecke.



Karl Schuppler zeichnete die Einjährigkarte 1926/27. Unter dem dem jüngeren Seneca entlehnten Motto: „Fürs Leben, nicht für die Schule lernen wir“⁸ enteilt ein Schüler dem Schulportal, wobei er wohl absichtlich seine Bücher verliert. Die Namen seiner Mitschüler sind rechts und links notiert.



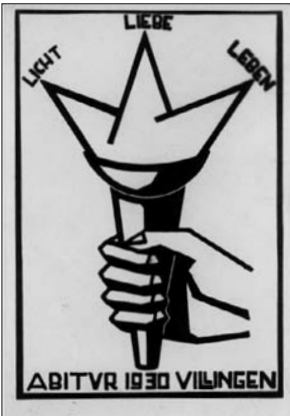
Das Abitur 1927 wird mit einer etwas mysteriösen Karte verkündet: es stellt wohl eine Art Gralsburg dar, gehütet vom damaligen Schulleiter Metzger als Gralshüter. Drei Schüler begrüßen das bestandene Abitur als Erreichen des Schatzes, während die Namen der Mitschüler in stilisierter Form das Bild einrahmen.



Von den Fesseln der Schulzeit, die von ihm als Gefängnis empfunden wurde, befreit wendet sich 1928 der Abiturient dem Licht der Zukunft entgegen.



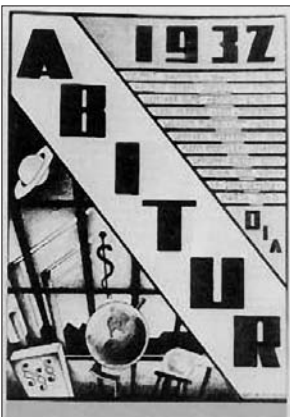
Ähnlich stolz reckt der Abiturient 1929 als antiker Held im Strahlenkranz der Sonne über Villingen seine Arme in die Höhe und der Zukunft entgegen.



Licht – Liebe – Leben sind die Leitworte des Abiturs 1930 in der Fackel symbolisiert.



Die Einjährigenkarte von 1931 nimmt das Thema der gefundenen Gralschale auf.



Die O I a des Abiturjahrgangs 1932 stellt neben den Namen der Mitschüler deren künftige Studienzweige wie z.B. Jura, Chemie, Medizin, Betriebswirtschaft etc. dar.

Schülerpostkarten



1933 erkennen sich die Abiturienten in einer Montage Villingener Stadtansichten, einiger Lehrer und Mitschüler unter dem Stadtwapen wieder.

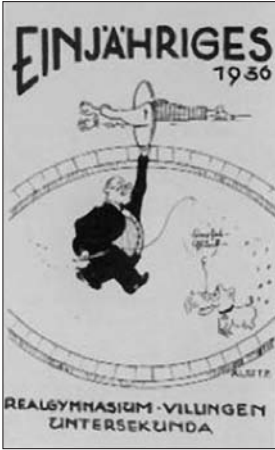


Zum Abitur 1934 gibt es neben der Schuljubiläumskarte noch zwei Karten zum Abitur: zum einen steht ein markiger Steuermann im Ölzeug am Ruder des (Lebens-) Schiffes. Der Text erläutert das Bild mit den Worten: „Mach deinen Weg, bleib stets dir treu, steuer dein Schiff an den Klippen vorbei“. Ebenfalls 1934 präsentieren die Abiturienten des Realgymnasiums in einem mit KM signierten Holz- oder Linolschnitt einen wackeren mittelalterlichen Krieger mit Helm, Schwert und pfeilbestücktem Schild und dem Text: „Bin bereit“.



1935 zeigt die Abiturlkarte des Realgymnasiums in einer Zweiteilung die nächtlichen Abiturvorbereitungen mit der Eule als dem Symbol der Weisheit einerseits und andererseits unter dem Hakenkreuz die künftige Zeit bei der Wehrmacht oder dem Arbeitsdienst, wofür Spaten und Schwert die Symbole sind. Eine weitere Abiturlkarte 1935 kündigt die neue Zeit mittels technischer Errungenschaften wie Eisenbahn, Flugzeuge, Fabriksschote oder Architektur an. Schwach dahinter wird – Bedrohung? – ein Totenschädel sichtbar.





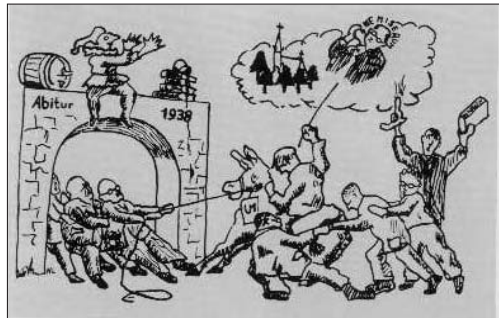
Die Einjährigekarte 1936, von A. Lutz gezeichnet, versinnbildlicht die Prüfung als Dressurakt im Zirkus, wobei der Schüler

durch den hochgehaltenen Ring des peitschenschwingenden Lehrers fliegt. „Der hat Glück“ bellt dazu ein kleiner Hund in der Arena. Die Abiturokarte desselben Jahres stellt eine Photomontage von (im äußeren Ring) Villingener Ansichten, Lehrern und verschiedenen Schulsituationen dar, in deren Mittelpunkt die Passbilder der Abiturentinnen und Abiturienten prangen.



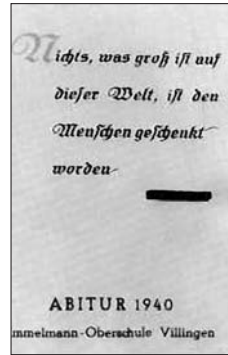
„Wir Jungen tragen die Fahne zum Sturme der Jugend vor“ war unter dem Portrait eines Soldaten mit Stahlhelm der Leitspruch der Abiturienten des Realgymnasiums 1937.

1938 ziehen kraftvoll mehrere Lehrer einen störrischen Esel mit Reiter durch das Tor des Abiturs. Mitschüler begleiten und unterstützen den Kraftakt. Der darüber stehende Ausspruch „Me miserum“ scheint der typische Klageruf eines Lehrers gewesen zu sein.



Schülerpostkarten

Die nun folgenden Karten der Immelmannschule zeigen wiederum deutlich politische Bezüge:



Zum Abitur 1939 wird das Motiv von 1935 wieder, nun abstrakter, aufgegriffen: Spaten und Schwert signalisieren den kommenden Lebensabschnitt. „Nichts, was groß ist auf dieser Welt, ist den Menschen geschenkt worden“ heißt der Leitspruch 1940 zum Abitur.

Und zum Kriegsabitur 1941 zeigt ein Holzschnitt hinter einer mit einem Besen Bücher wegkehrenden jungen Frau in Fünferreihen marschierende Soldaten.





Der Brauch der Schülerpostkarten wird 1948 noch einmal aufgenommen.

Interessanterweise heißt es auf der dortigen E.K. signierten Karte nochmals wie in den Anfängen 1910 „Mulusgrüße“, wobei ein Lehrer mit einem Sextaner an der Hand dem Abiturienten mit dem Abiturzeugnis unter dem Arm mit Fußtritt und Drohgebärde den Weg aus der Schule hinaus ins Leben weist.



Über dem Schulgebäude des Gymnasiums am Romäusring schwirren zum Abitur 1985 wie Pleitegeier die Lehrer, allen voran der damalige Schulleiter Dr. Herz (cum corde) mit dem Motto: „Non scolae, sed vitae...“ Während links die neuen Fünftklässler die Schule betreten, strömen rechts die Abiturienten freudig aus den Gemäuern: „Der Ernst des Lebens beginnt...“⁹

Fasst man in einem Überblick die vorhandenen Karten zum Einjährigen und Abitur zusammen, so fällt neben der dort mehr oder minder humorvoll ausgedrückten Erleichterung und Freude über das erreichte Ziel auch mitunter der Ernst auf, mit dem die nun vor dem ehemaligen Schüler liegende Zeit angegangen wird. Waren die älteren Karten noch häufig mit antiken Vorstellungen verknüpft, so verweisen doch bald die Karten auch auf den aktuellen Bezug zur Gegenwart und den künftigen Lebensabschnitt. Je nach den Vorstellungen des oder der Gestalter der Karte wird dieser Zeitbezug durchaus für uns heutige Betrachter aus der Kenntnis der Geschichte manchmal erschreckend spürbar, und insofern sind diese Karten auch interessante Zeitzeugnisse. Auf dem überwiegenden Teil der Karten ist es jedoch gelungen, nicht nur diese Aufbruchsituation nach einengender Schulzeit sichtbar zu machen, sondern auch den durchaus vorhandenen engen Bezug zur Schule und zur Vaterstadt.

Vielleicht gelingt es einmal, diese immer noch nicht ganz vollständige Darstellung zu komplettieren. Für entsprechende Hinweise wäre der Autor dankbar.

Anschrift des Verfassers:

Dr. Ulf Wielandt
Friedlandstr.46
78628 Rottweil
ulf_wielandt@web.de

Anmerkungen

- 1 Vgl. DIETER STÄDELE, Kitsch und Kunst im Kleinformat. Schülerpostkarten – ein vergessener Brauch. Konstanz 1986.
- 2 Vgl. ULF WIELANDT, Rottweiler Schülerpostkarten. In: Rottweiler Heimatblätter 43. Jg. (1982) Nr. 4.
Ders.: Die Einjährigenkarten der Realschule Rottweil 1905–1918. In: Rottweiler Heimatblätter 50. Jg. (1989) Nr. 4.
Ders.: Schülerpostkarten aus dem Bodenseeraum. Abitur – Abschied: Vom ‚hurra‘ bis zum ‚autsch‘. In: Hegau. Zeitschrift für Geschichte, Volkskunde und Naturgeschichte des Gebietes zwischen Rhein, Donau und Bodensee 46 (1989) erschienen Juni 1991 S.147–163.
Ders.: Schülerpostkarten aus dem Lehrerseminar. In: Rottweiler Heimatblätter 61. Jg. (2000) Nr. 6
- 3 Ders.: Schülerpostkarten aus Donaueschingen. In: 1778–2003, 225 Jahre Fürstenberg-Gymnasium, Donaueschingen S. 54–59.
- 4 75 Jahre Höhere Schule am Romäusring in Villingen 1909–1984. Eine Schulchronik. Villingen 1984
In der 2009 erschienen Festschrift „100 Jahre Höhere Schule am Romäusring 1909–2009“ werden von BERND SCHENKEL auf S. 225–228 ebenfalls einige Karten aus der Sammlung MANFRED HILDEBRANDTS vorgestellt.
- 5 STÄDELE, a. a. O. S. 21–26.
- 6 Vgl. Badisches Hausbuch. Bilder und Geschichten aus dem alten Baden. Freiburg 1980. S. 354 ff.
- 7 STÄDELE, a. a. O. S. 57–62.
- 8 WERNER MEZGER, Die Bräuche der Abiturienten. Vom Kartengruß zum Supergag. Konstanz 1993.
- 9 Wie BERND SCHENKEL in der Festschrift 2009 S. 228 ausführt, verbirgt sich hinter der mit „Terry“ signierten Karte der damalige Schüler und spätere Redakteur der „Neckarquelle“ Ralf Trautwein.

Segelflugzeugbau und Luftrüstung auf der Baar 1935–1945

Die Schwarzwald Flugzeugbau Donaueschingen GmbH

Von Joachim Sturm

Die Fertigung von Präzisionsinstrumenten oder Ausrüstungsteilen wie Munition für die militärische Luftfahrt durch die Schwarzwälder Industrie auf der Baar oder im angrenzenden Schwarzwald hat Wurzeln, die bis in die Jahre vor den Ersten Weltkrieg reichen.¹ Der bis heute weitgehend unbekannte Flugzeugbau jedoch fand seinen Anfang erst in den frühen Jahren der nationalsozialistischen Diktatur. Wenn im Folgenden die Geschichte der Schwarzwald-Flugzeugbau Donaueschingen (SFD) und Neudingen skizziert werden soll, so geschieht dies als Ergänzung zu bisher vorliegenden Veröffentlichungen, die sich vorwiegend mit der Geschichte der Schwarzwald Flugzeug GmbH Konstanz beschäftigen, die nach Gründung ab 1941 die Baarer Produktionsstätten bis zu deren Aufgabe Mitte 1943 weiterführte.²

Eigentümer, Gebäude, Entwicklung

Alles begann 1935 im Anbau des altbekannten Donaueschinger Musikhauses Kanitz an der Max-Egon-Straße. Am 1. Oktober meldete die von ihrem für den Segelflug eingenommenen Bruder, Hauptlehrer Josef Häuser³ vertretene, ebenfalls segelflugbegeisterte, in Wiesloch wohnhafte ledige Amelie Häuser⁴ beim Bezirksamt einen kleinen Handwerksbetrieb zur Fabrikation von Segelflugzeugen an.⁵ Der neu errichteten Firma im Hintergebäude des Musikgeschäfts gab der seit Jugendjahren ebenfalls flugbegeisterte⁶ Prinz Max zu Fürstenberg hierzu ein Darlehen von 5.000 RM. Als Sicherheit diente die bescheidene Betriebseinrichtung, die im Ganzen aus einer Hobel- und Abrichtmaschine, einer Spezial-Kreissäge und vier Schreiner-Hobelbänken bestand. Buchhaltung und Vertrieb des Unternehmens legte man in die Hände des kaufmännischen Leiters des Fürstlich Fürstenbergischen Sägewerks Hüfingen, Hans Brandl.

Zu Jahresanfang 1936 übernahm der ehemalige Marineflieger und Fürstlich Fürstenbergische Chauffeur Wilhelm Jehle als Hauptgesellschafter das Unternehmen, wobei Prinz Max zu Fürstenberg und Amelie Häuser (durch Stundung des Kaufpreises von 5.000 RM) nun als stille Gesellschafter fungierten. Als sich gegen Jahresende immer stärker die Zahlungsunfähigkeit der noch in Anlaufschwierigkeiten befindlichen Firma abzeichnete, kam es bei einer Unterredung am weihnachtlichen Tisch zum Entschluss der Kapitalerhöhung, um den drohenden Zusammenbruch abzuwenden. Allerdings konnte Amelie Häuser die geforderte weitere Beteiligung von 2.500 RM nun nicht mehr aufbringen und schied aus.⁷

Bereits kurze Zeit später übernahm Max Prinz zu Fürstenberg zunächst im Zuge der Neuverteilung des Firmenbesitzes 40 % der Geschäftsanteile. Eines der Motive für sein verstärktes finanzielles Engagement war dabei, das wegen seiner



Die Gründer: Josef Häuser (1902–1976).
Quelle: StaFR, D 180/Nr. 21916.



Prinz Max zu Fürstenberg (1896–1959).
Quelle: F. F. Archiv.

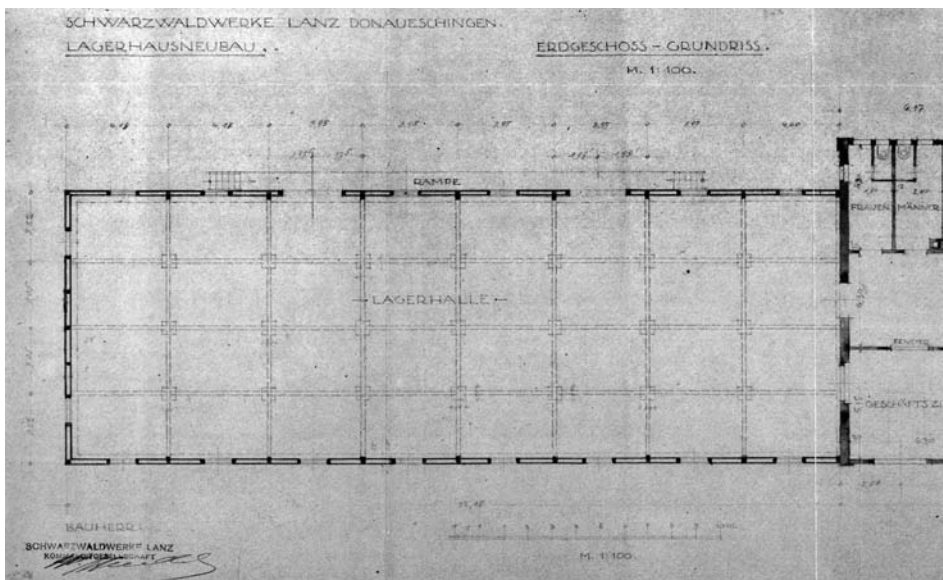
mechanischen Eigenschaften und Verbindungsfähigkeit vorhandene Fichtenholz aus den eigenen Wäldern zum Bau von Segelflugzeugen zu verwenden. Die Erkenntnis über den sich abzeichnenden Aufschwung der Luftfahrt und mögliche Gewinne bewog ihn schließlich dazu, die Firma am 12.04.1938 mit allen Rechten und Lizenzen ganz zu übernehmen und die Eigenkapitalbasis (230.000 RM) durch eine Einlage eines stillen Teilhabers, seines Vaters Max Egon Fürst zu Fürstenberg, in Höhe 70.000 RM zu Jahresbeginn 1939 noch einmal finanziell zu stärken.⁸ Der bisherige Mitbesitzer und Gründer Wilhelm Jehle erhielt Prokura und blieb einer der beiden technischen Leiter. Auch der von der Philipp Holzmann AG zur SFD gewechselte kaufmännische Leiter Hubert Stephani erhielt Prokura. Zweiter, gleichrangiger technischer Leiter und ebenfalls Prokurist wurde der von Anfang an bei der SFD beschäftigte Diplomingenieur Erich Plath⁹, der die Geschicke der Firma bis in die Nachkriegszeit begleiten sollte.

Bereits 1935 hatte man sich nach einem neuen Betriebsgelände umgesehen und dabei die Fühler nach der Bürstenfabrik Erwin Locherer, vormals Mez & Co, ausgestreckt, die neben eigenem Gelände und dem Fürstlich Fürstenbergischen Elektrizitätswerk an der Josefstraße [23] ein größeres Areal und mehrere, jedoch zumeist in marodem Zustand befindliche Gebäude besaß. Der erste große Vertrag zwischen dem F. F. E-Werk als künftigen (Gesamt-)Gebäudeeigentümer und Erwin Locherer kam am 29.05.1936 nach längeren, schwierigen Verhandlungen zustande, da dieser die Gebäude mit Ausnahme des an der Straße gelegenen „Forsthauses“ nach Verkauf noch ein Jahr anmieten wollte, bevor der Flugzeugbau als Mieterin im Sommer 1937 dort Einzug halten konnte. Hier begann Jehle mit der Produktion eines

der besten Einsitzer-Leistungs-Segelflugzeuge seiner Zeit, der von Dipl. Ing. Egon Scheibe unter der Beteiligung von Kurt Schmidt entwickelten Mü 13 „Merlin“. Das mit Stahlrohrumpf und freitragendem Trapezflügel aus Holz versehene Flugzeug ging mit geringfügigen Änderungen von Jehle in Serie und erhielt nun die Bezeichnung „13 D“.

Mit der Alleinübernahme 1938 durch Prinz Max zu Fürstenberg ging ein bedeutender Entwicklungsschritt einher. Aus dem „Handwerksbetrieb“ wurde nun unter der Führung des von Otto Bierl geleiteten Betriebsbüros ein richtiger Industriebetrieb. Die „Schwarzwald Flugzeugbau Donaueschingen“ begann noch im Spätjahr 1938 den Bau einer weiteren Montagehalle für Segelflugzeuge auf einer Grundfläche von 380 Quadratmetern und 4 Metern Gebäudehöhe am Ende der Fabrikanlage in Richtung Park.¹⁰ Zuvor hatte man zur Arrondierung und Verbesserung der Zugangs- wie Wirtschaftsflächen innerhalb des Ensembles einige kleinere Flächen von Locherer wie der benachbarten Autowerkstatt Carl Honer hinzugekauft. So ergab sich vor allem eine verbesserte Zufahrt sowohl von der Josefstraße wie der Prinz-Fritzi-Allee, nicht zuletzt weil man auch entsprechende Wege- und Überfahrtsrechte in dem unübersichtlichen Gebäudebestand besser klären konnte.¹¹

Ein Konstruktionsbüro mit sechs Personen wurde tätig. Der bisherige Werkmeister, der nur einen Flugzeugführerschein aber keine weiteren Qualifikationen besaß, wurde nun auch zum Einflieger geschult. Die einzige Schreibkraft erhielt eine Anleitung zur Durchführung von einfachen aerodynamischen Berechnungen. Schließlich musste aufgrund inzwischen geänderter reichsrechtlicher Bestimmungen für die „Mü 13“-Produktion auch eine neue Musterprüfung vorgenommen werden, da sich die bisher verwandten Pläne als veraltet erwiesen.



Die Gründungswerkstatt in der Max-Egon-Straße 25, Zustand 1920.

Quelle: Registratur Stadtbauamt Donaueschingen.

Der Bau des Segelflugzeugs „Göppingen 1 – Wolf“ wurde wegen Unwirtschaftlichkeit aufgegeben, der noch von Wilhelm Jehle abgeschlossene Lizenzvertrag aufgehoben. Zugleich schritt man zu einer weiteren Verbesserung der Liquidität, indem man bei der Bank für deutsche Industrie-Obligationen einen Kredit in Höhe von 150.000 RM aufnahm und dafür die Betriebsstätte als Pfand gab.¹²

Der frühe Mitbeteiligte und technische Prokurist Erich Plath hatte zudem bis dahin eine leitende Position im Stab des Korpsführers des Nationalsozialistischen Fliegerkorps (NSFK) inne. Dies nährte die Hoffnung, durch seine Vermittlung Aufträge des NSFK zum Segelflugzeugbau zu erhalten, da man dort über die Ausbildung für Segelflug ein Reservoir für künftige Piloten schaffen wollte.

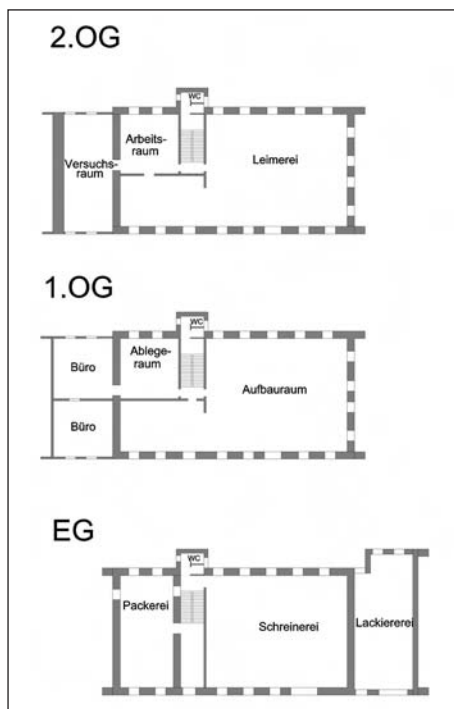
1939 hatte das Werk bereits einen so hohen Bedarf an Fachkräften, dass man eigene Flugzeugschlosser ausbilden musste.¹³ Alle Lehrlinge stammten dabei aus dem Raum Donaueschingen.¹⁴ Die Firma umfasste nun insgesamt 81 Personen (22 Metallbau, 31 Holzbau, 15 Fertigmacher und Lageristen, 13 Personen im Büro).¹⁵

Das Festhalten an der Segelflugzeugproduktion jedoch und der zunächst verpasste Anschluss an das bereits von anderen großen Firmen monopolistisch besetzte Luftrüstungsgeschäft führten 1939–1941 in eine Krise, die bis zur Übertragung des wesentlichen Vermögens am 1.10.1941 an die gerade gegründete Schwarzwald Flugzeugbau Konstanz einen Verlust von 143.000 RM¹⁶ bescherte. Nicht zuletzt deshalb kam ein kurzfristiger Kontakt mit dem großen Berliner Automobilhändler Eduard Winter¹⁷ zu Stande, der sich an einer Beteiligung interessiert zeigte. Schließlich jedoch blieb Max Prinz zu Fürstenberg tätiger Alleingesellschafter.

Auch kam es am 16.5.1941 zu einer Namensänderung im Handelsregister. Von nun an hieß das Donaueschinger Unternehmen „Schwarzwald Flugzeugbau Donaueschingen Max Prinz zu Fürstenberg“¹⁸ als eindeutige Herausstellung des Alleineigentümers.

Zu diesem Zeitpunkt war jedoch die Gründung der Schwarzwald Flugzeugbau Konstanz bereits im vollen Gange, welche mit der Schwarzwald Flugzeugbau Donaueschingen verschmelzen sollte.

Der Aufbau des Konstanzer Werks geschah dabei auf Wunsch der Abteilung LC II [Flugzeugentwicklung] des Reichsluftfahrtministeriums, das die Produktionsstätten auf der Baar als luftgefährdete



Produktionsaufteilung 1941–1943.

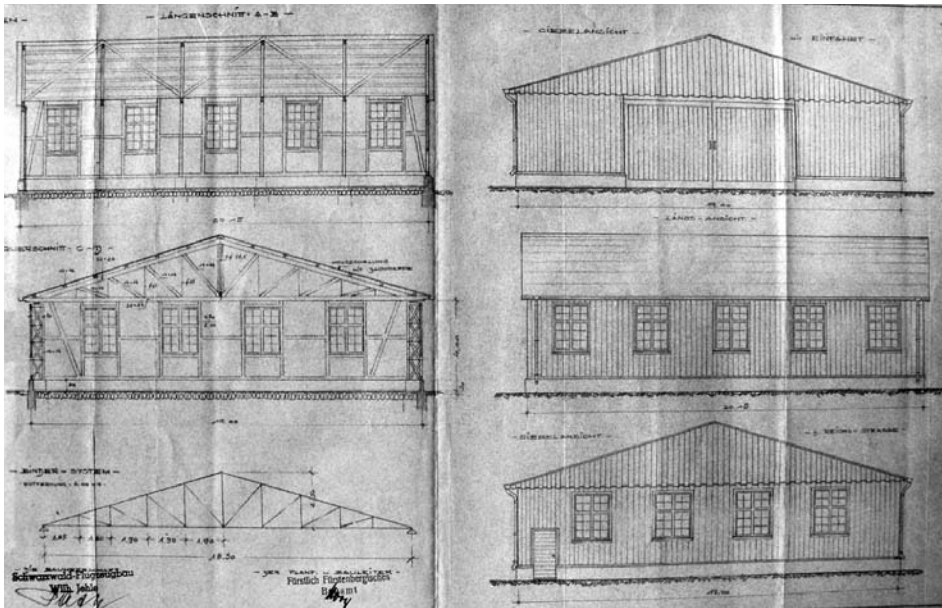
Zeichnung: Vermessungs- und Flurneunungsamt SBK.

Segelflzeugbau und Luftrüstung auf der Baar 1935–1945

Anlagen ansah, die es geschützter aufzustellen galt.¹⁹ Bedingt war dieser Verlagerungswunsch auch dadurch, dass das Reichsluftfahrtministerium (RLM) vor Kriegsbeginn bereits die NSFK als größten Kunden überrundet hatte, da es um die Ausbildung von Kriegspiloten besorgt war. Zugleich nahm die Produktion einen solchen Aufschwung, dass sich die Suche nach einem Standort für die neuen Rüstungsteile als notwendig erwies. Darüber hinaus war der Arbeitsmarkt auf der Baar ausgeschöpft und auch die bisher benutzten kleinen Testfluggelände wie Zu- und Abfahrtswege schienen für die neue Luftrüstungsproduktion nicht mehr geeignet.²⁰

Das an der Schweizer Grenze gelegene, weniger luftgefährdete Konstanz wurde neuer Hauptstandort und dies umso mehr, als die Stadt direkt am Flugplatz ein entsprechendes Gelände aus dem Besitz der Spitalstiftung zu äußerst günstigen Konditionen zur Verfügung stellte. Noch vor dem 15. November 1940 fanden erste Sondierungsgespräche bei Bürgermeister Mayer in Konstanz statt. Anlässlich einer Besprechung am 23. Januar 1941 dort erhielt Ingenieur Plath auch zwei geheime Flugplatzpläne, um die Neugründung vorantreiben zu können.²¹

Allerdings dauerte es noch über ein halbes Jahr, bis man Anfang August 1941 als Hauptfirma die Schwarzwald Flugzeugbau Konstanz GmbH²² gründen konnte, die schließlich in der Nähe des Klärwerks Konstanz am Ostrand des Flugplatzes gebaut und am 29.8.1941 ins Handelsregister eingetragen wurde.²³ Wegen der Dringlichkeit des Vorhabens hatte die beauftragte Philipp Holzmann AG bereits in der zweiten Julihälfte²⁴ 1941 mit der Errichtung begonnen, aber erst am 28. August fand die Unterzeichnung des Kaufvertrages für das Gelände statt, die Baugenehmigung für Werksanlagen und Nebengebäude erging gar erst im Oktober.²⁵



Plan der Montagehalle Josefstraße, 1941. Quelle: F. F. Archiv, Best. F. F. Bauamt 44/1.

Bei einem Stammkapital von 20.000 RM wurde die Schwarzwald Flugzeugbau Donaueschingen (Max Prinz zu Fürstenberg) mit 19.500 RM Hauptgesellschafter, während Erich Plath²⁶ vorübergehend eine Minderheitsbeteiligung 500 RM hielt. Zusammen mit der Kapitalerhöhung am 8.9.1941 um 460.000 RM der neuen Firma erfolgte am 8.9.1941 der Rückkauf der Beteiligung von Plath. Dadurch stand hinter beiden praktisch verschmolzenen Unternehmen nunmehr nur noch Prinz Max zu Fürstenberg als alleiniger Eigentümer und Unternehmer. Als Geschäftszweck gab die „Ein-Personen“-GmbH die „Herstellung und Instandsetzung von Luftfahrzeugen aller Art sowie von Luftfahrzeugteilen und Zubehör“ an.²⁷

Am 22.05.1942 schließlich wurde die Schwarzwald Flugzeugbau Donaueschingen offiziell in die bestehende Konstanzer GmbH überführt und verlor damit auch die letzte Eigenständigkeit. Kurz darauf, am 5.06.1942 wurde das Stammkapital von inzwischen 520.000 RM auf 1 Mio RM erhöht.²⁸

So wurde die Schwarzwald Flugzeugbau Donaueschingen ganz wie ihre Zweitefertigungsstätte Neudingen, zu einem Werksteil der Schwarzwald Flugzeugbau Konstanz GmbH.²⁹ Das großzügig geplante neue und im Hinblick auf zu erwartende Luftrüstungsaufträge überdimensionierte Konstanzer Werk, das im Endausbau mit Werkshallen und Verwaltungsgebäuden etwa 1.000 Mitarbeitern Platz bieten sollte, wurde nie in dieser Größe realisiert. Aufgrund der Baubeschränkungen nach Kriegsbeginn blieb das Werk ein Torso. Nur eine der drei geplanten Hallen sowie das Kesselhaus wurden in Massivbauweise errichtet. Dazu kamen sechs Baracken.³⁰ Die damit verbundene Aufgabe Donaueschingens als Standort erschien jedoch als nur vorübergehend und noch im Juli 1943 ging man von einer Wiederaufnahme der Tätigkeit einer wiederum selbständigen Schwarzwald Flugzeugbau Donaueschingen in Donaueschingen aus.³¹

Anstoß zur Gründung einer GmbH mit einem ursprünglichen Stammkapital von 480.000 RM, war unter anderem die erleichterte Kreditvergabe an Kapitalgesellschaften durch das Reich, die man bei den Überlegungen zur Neugestaltung der Firmenstruktur bemerkt hatte. Und Geld zur Expansion hatte man nötig. 1942 beantragte die Firma zum Auf- und Ausbau 2,1 Mio RM bei der Bank der Deutschen Luftfahrt und zusätzlich einen Betriebsmittelkredit in Höhe von 500.000 RM. Die Finanzspritze kam zur rechten Zeit, um an der expandierenden Luftrüstung zu partizipieren. Bis Kriegsende gar konnte man etwa die Hälfte beider Kredite zurückzahlen.³²

Noch im September 1941 vor der Verlagerung und dem Aufbau der Konstanzer Anlagen erstellte man auf dem Donaueschinger Areal einen Erweiterungsbau (Montagehalle).³³ Im gleichen Jahr musste auch noch, wohl auf Anweisung des örtlich zuständigen Abwehrbeauftragten, ein Kontroll- und Pförtnerhäuschen am Eingang des Areals Richtung Josefstraße angelehnt an die Schmiede, eines der ehemaligen Bürstenfabrikgebäude, errichtet werden.³⁴ Als Luftschutzräume für die kriegswichtige Belegschaft wurden die Kellerräume der F. F. Kammer bestimmt, die zugleich als öffentlicher Luftschutzkeller dienten.

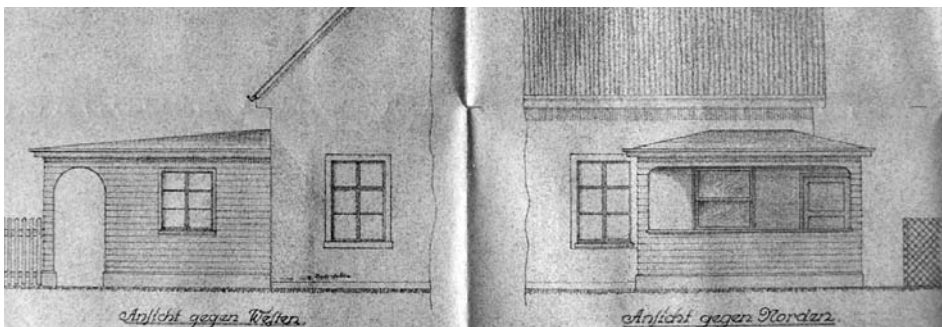
Ein guter Kunde blieb Dank der Verbindungen von Erich Plath zunächst auch das NSFK. Plath war es ein Anliegen, bei der sich abzeichnenden Produktionsänderung diese Verbindung aufrecht zu erhalten.³⁵

Die noch zuvor in den Ausbau des vor September 1939 in Betrieb genommenen Flughafens Weiherhof³⁶ [später Donaueschingen-Nord] als Testfluggelände getätigten Investitionen³⁷ erwiesen sich jetzt als falsche Entscheidung, wenngleich die Luftwaffe das Gelände vorübergehend nutzte und die Anlagen fertig stellte. Spätestens bei Inbetriebnahme der Konstanzer Fabrikation am dortigen Fluggelände wurde die Piste stillgelegt.³⁸ Dazu kam, dass die Luftwaffe keinerlei Information über den im Sommer 1939 auf Hüfinger und Allmendshofener Gemarkung gebauten Ausweichfeldflugplatz (Donaueschingen-Süd) übermittelte, der sich für Einflüge hervorragend geeignet hätte.³⁹

Die mit Gründung des Konstanzer Werks ursprünglich geplante Schließung der Donaueschinger Produktionsstätte musste verschoben werden. Verzögerungen im Planungs- und Genehmigungsverfahren und die Beschaffung von Baumaterialien wie Ausrüstung bei bereits spürbarer Mittelbewirtschaftung im Krieg bremsten die vorgesehene rasche Aufnahme der Fertigung in Konstanz. Zugleich begann auch ein Fachkräftemangel in Verwaltung und Technik, der ebenfalls unvorhergesehen, nicht rasch behoben werden konnte.

Aufträge mit hohem Platzbedarf und die Verzögerungen in der Fertigstellung des Konstanzer Geländes machten eine Ausweichlösung nötig. Es erwies sich wegen der Nähe zu Donaueschingen als Glücksfall, dass man Anfang April 1941 ein als Provisorium gedachtes, geeignetes Objekt in Neudingen erwerben konnte, in dem man noch im Spätsommer zunächst die eigentlich Konstanz zuge dachte Produktion aufnahm.

Diese wurde in der großen, ursprünglich von der Doggererz AG im Zuge ihrer Expansion nach Neudingen errichteten und dann aufgegebenen Reparaturhalle⁴⁰ in einer Größe von 85 m x 15 m untergebracht. Zugleich erwarb man bis auf eine Bürobaracke die von der Doggererz gegenüber dem Bahnhof im Gewinn Mühlacker errichteten Baracken (Speisebaracke, Wohnbaracke, Abortbaracke, Freikeller), das Haus Egle wie das zugehörige Gelände.⁴¹ Dazu kamen zur Unterbringung für nicht-deutsches Personal (Zwangsarbeiter, angeworbene ausländische Arbeiter wie Franzosen des Service du Travail Obligatoire (S.T.O.) eine Wohn- und Arbeitsbaracke am Michelsberg mitsamt der zugehörigen Elektrizitäts- und Wasserleitungsinfrastruktur.⁴²



Plan des Pförtnerhauses Josefstraße, 1941.

Quelle: F. F. Archiv, Best. F. F. Bauamt, Bürstenfabrik und SFD 1910–1944.

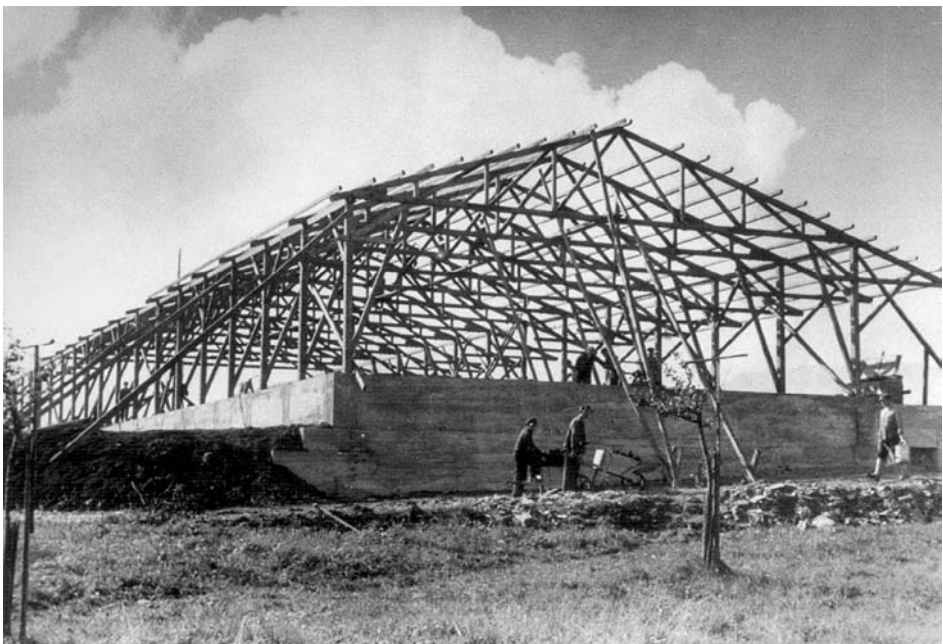
Die Schwarzwald Flugzeugbau Donaueschingen GmbH

Im August 1941 zog man in die nie ganz vollendete Halle aus Energiespargründen eine Holzfaserdecke ein und kurz darauf erhielt die Baulichkeit auch zwei große Tore. In unmittelbarer Nähe errichtete man auch eine weitere Lagerhalle in der Größe von 9 Meter x 20 Meter, um die im Laufe des Sommers gekommene Großlieferung von Flugzeugkiefern trocken lagern zu können.⁴³

Im Dezember 1941 schließlich wurden die beiden in Bahnhofsnähe stehenden, der Fürstenbergbrauerei gehörenden Kantinenbaracken abgerissen, in denen bis April die Arbeiter der Doggererz mit Essen versorgt worden waren⁴⁴ und die seither nur noch sporadisch genutzt wurden.

Bis die gesamte Herstellung, spätestens Februar 1943, von Konstanz übernommen wurde, blieb Neudingen der Fertigungsschwerpunkt. Die Halle wurde mit großen Holzverarbeitungsmaschinen bestückt: Hobelmaschine, Schleifmaschine, Knoppenmaschine, Schäftemaschine, große Bohrmaschinen, Kreissäge. Um die Rüstungsaufträge hoher Dringlichkeit erfüllen zu können, ging es dabei – mit Hilfe des Rüstungskommandos? – bei der Maschinenbeschaffung recht robust zu. So wurden beispielsweise bei der Glaserei und Schreinerei Zapf in Schwenningen ohne viel Federlesens drei Hobelbänke beschlagnahmt und nach Donaueschingen gebracht.⁴⁵ Schließlich diente ein Hallenteil der Zuschneiderei.

Schon im September 1942, als der Umzug nach Konstanz begann und sich ein Produktionswechsel und geringere Lagerhaltung in Neudingen abzeichnete, wurde der Holzlagerschuppen vom F. F. Sägewerk in Hüfingen gekauft und abtransportiert. Noch im Oktober 1942 bekam die große Halle allerdings einen Heizungsan-



Die von der Doggererz AG in Neudingen errichtete, spätere Montagehalle der SFD im Bau, Spätsommer 1940. Quelle: Archiv der Saarstahl AG, Völklingen.

bau, um im rauen Winter keine durch niedrigere Temperatur bedingten Verarbeitungsprobleme mit Leim und Holz zu bekommen.

Diesen Ab- und Umbauten vorausgegangen war ein Vortrag Plaths am 31. August 1942 vor Prinz Max, nach dem man übereingekommen war, dass Neudingen bis zur Produktionsaufnahme in Konstanz in „fabrikationsfähigem Zustand“ zu erhalten war. Wenn notwendig, solle auch die Montagehalle vom Donaueschinger Firmengelände nach Neudingen verlegt werden und keineswegs anderweitig zur Verfügung gestellt werden.⁴⁶

Im Februar 1943 ging die verbliebene Produktion nach und nach an das Konstanzer Werk über. Schließlich wurde der Mietvertrag der SFD mit der F. F. Vermögensverwaltung zu Ende März 1943 gekündigt, die Räumlichkeiten jedoch noch nicht freigemacht. Zu Anfang Juni 1943 zog dann die inzwischen von Hamburg nach Blumberg verlagerte Firma Kopperschmidt mit einem Teil ihres Werkes ein, mit der man bereits zu Jahresanfang erste Gespräche geführt hatte.⁴⁷ Die noch am 28.05.1943 dort lagernden Spinde, Bettstellen wie eine Hobelbank der SFD kamen schließlich in letzter Minute in die Werksräume Donaueschingen, für das Holz war ein Transport nach Konstanz vorgesehen.

Am 04.06.1943 wurde das Neudinger Werk schließlich von Fürstenberg an die vom Reichsluftfahrtministerium am 16.06.1939 in Berlin gegründete und seit 1944 als Treuhänderin des Deutschen Reiches fungierende Tochterfirma der 1940 gegründeten Bank der Deutschen Luftfahrt AG „Deutsche Luftfahrtanlagen GmbH“ verkauft.

In der Anfang September 1941 fortgesetzten Diskussion über die Produktionsgestaltung an den drei Standorten blieb Donaueschingen (mit Neudingen) zunächst als Hauptproduktionsstätte und Ort für Einzelanfertigungen vorgesehen, während man Konstanz als Reparaturwerft dachte. In Donaueschingen selbst kam es nun zu einer Fertigungsumstellung, die sich jedoch nur ansatzweise erhellen lässt.

Bis September 1942 liefen Flugzeugbau, Teilebau und Forschung in den Betriebsräumen Josefstraße, die zum 01.05.1943 gekündigt und aufgegeben wurden. Im Laufe des Mai wurden die auch seit Betriebsaufnahme Ende Dezember 1942 dort lagernden Materialien nach Konstanz verbracht.⁴⁸

Das auf dem gleichen Areal befindliche F. F. E-Werk erwarb einen Teil der Büroeinrichtung, wohingegen eines der alten Gebäude der vormaligen Bürstenfabrik nun zur neuen Wohnung des Fallschirmjäger-Generals Eugen Meindl wurde, den man aus seiner bisherigen Unterkunft im fürstlichen Marsstall umquartierte.⁴⁹ Eine Weitergabe der anderen Betriebsräume an das Flugwachtkommando (Fluko) oder an aus Norddeutschland zu verlagernden Rüstungsfirmen zerschlug sich.

Plath hatte bereits 1942/43 in den teilweise zu Labors umfunktionierten und teilweise leer geräumten Donaueschinger Werkshallen zusammen mit der Ludwigshafener Firma Raschig, der Frankfurter Firma Degussa und der TH Darmstadt an der Entwicklung von Phenolharzleimen für die Luftrüstung gearbeitet. Damit war die SFD aber auch in eines der seltenen Netzwerke aus Militär, Industrie und Hochschulen einbezogen, wie es für die „Forschungs- und Technikpolitik des Dritten Reiches insgesamt nicht paradigmatisch“ ist und als dessen herausragendstes Beispiel das „Vorhaben Peenemünde“ gelten kann.⁵⁰

Noch im Mai 1943 und vor Abschluss des Mietvertrags am 8. Juni mit der fürstlichen Kammer zog dort dann in den ehemaligen Werksräumen eine in „sich geschlossene und getrennte“ Abteilung der Villingener Firma Kienzle Apparatebau AG⁵¹, das sogenannte „Donauwerk“ ein, das im Rahmen der Sicherstellung des „Jägerprogramms“ Einheits-Kommandogeräte für Otto-Flugmotoren, Regelgeräte für alle Sondertriebwerke [das neue Düsentriebwerk] und Regelgeräte für Sonderzwecke zu produzieren hatte.

Die F. F. Kammer als Vermieter erhielt aus Sicherheitsüberlegungen auch den mit der privaten, reichsweit operierenden [Berliner?] Firma „Allschutz“ abgeschlossenen Vertrag aufrecht, die weiterhin die Bewachung übernahm.⁵²

In den Gebäuden wurden auf Kosten des Vermieters mehrere Umbauten vorgenommen, die zur Gewinnung von Büroräumen und Wohnungen für fliegergeschädigte Rüstungsarbeiter des Unternehmens dienten. Das Donauwerk errichtete schließlich auch noch eine Wellblechbaracke auf dem Gelände. Es verblieb auch nach Verlagerungsbeginn im Januar 1945 bis zum 20. März in den Räumen⁵³. Dann begann in aller Eile die aufgrund des amerikanischen Vormarschs in Mitteldeutschland nicht mehr durchführbare Verlagerung in eine Steinzeugfabrik in Steinach⁵⁴ in Thüringen.⁵⁵

In Neudingen hingegen war mit ersten Maschinen bereits in der zweiten Märzhälfte, dann vollständig Anfang Mai 1943 ein Teilbereich der in Blumberg ansässig gewordenen Hamburger Firma Kopperschmidt eingezogen⁵⁶, die ebenfalls wie in Blumberg Plexiglaskanzeln für Flugzeuge produzierte.⁵⁷ Für die SFD ergaben sich aus der Berührung mit der Firma anscheinend Geschäftskontakte und Aufträge, da im Konstanzer Werk die Herstellung von Kabinendächern aus Plexiglas nachzuweisen ist.⁵⁸

Vollständig von Kopperschmidt geräumt wurde die Halle in Neudingen erst „im Frühjahr“ 1945, wohl unmittelbar vor dem Einmarsch der Franzosen am 21. April.⁵⁹ Die kurze Zeit von der französischen Armee belegte Halle stand dann trotz Bemühungen um Wiederansiedlung von Betrieben bis Ende 1954 leer, dann zogen dort die Südbadischen Gummiwerke aus Villingen ein.⁶⁰

Die Baulichkeiten waren zuvor bereits 1952 an die Gesellschaft für Industriegrundstücke mbH, Berlin, übertragen worden, einer nun in Bundesbesitz befindlichen Nachfolgefirma der Luftfahrtanlagen GmbH⁶¹ im Verbund der ebenfalls bundeseigenen Industrierwaltungsgesellschaft (IVG), der Nachfolgerin der reichseigenen Montan Industrierwerke⁶² GmbH, Berlin.

Von den auf dem Höhepunkt 368 Beschäftigten⁶³ der SFD in den Jahren 1941/42 müssten etwa 100 im Werk Neudingen gearbeitet haben. Im Spätsommer 1942 erfolgte erstmals die Zuweisung von zwei Zwangsarbeitern, deren Zahl (zusammen mit Konstanz?) zuletzt auf 40 stieg. Von der Arbeits- und Lebensbedingungen ist so gut wie nichts bekannt, doch dürften diese für das ausländische, weniger für das Baaremer Personal, nicht weniger streng und gefährlich wie in den übrigen regionalen Rüstungsbetrieben gewesen sein.⁶⁴

1943 kam es zudem noch zur Errichtung eines Zweigwerks der Flugzeugbau Donaueschingen im Elsass, dessen Produktion und Standort allerdings bis heute nicht bestimmt werden konnten.

Am Kriegsende musste auch Konstanz andere Firmen mit aufnehmen. 1944 wurde die Firma Dornier nach der Bombardierung ihrer Anlagen in Friedrichshafen in die Hallen der Schwarzwald Flugzeugbau eingewiesen⁶⁵, während die kooperierenden Askania-Werke aus Berlin Anfang März 1945 eine Baracke für ihr „Ingenieurbüro Konstanz“ auf dem Gelände errichteten.⁶⁶

Beim Näherrücken der Front schuf man im Gasthaus Kreuz in Dettingen ein Ausweichlager, in das man rasch einbaufertige Teile und Maschinen überführte. Die 1944 noch verfügte Verlagerung mit Beschlagnahme der Firma Merian & Co GmbH in Höllstein im Wiesental für die Schwarzwald Flugzeugbau Konstanz mit 1.400 m² Produktionsfläche erwies sich als wenig erfolgreich. Zwar hatte man noch einige Maschinen zur Herstellung von Gefechtsköpfen dorthin gebracht⁶⁷, doch war aufgrund der militärischen Lage und der Unterbrechung der Transportwege an einen größeren Umzug und eine nennenswerte Produktion nicht mehr zu denken. Der noch im Ansatz stecken gebliebene Umzug nach Höllstein scheint ein Versuch der Schaffung von Synergieeffekten durch die Konzentration von Produktionsstätten. Dorthin nämlich in die Räume der Textilfirma Merian hatte man bereits am 30. September 1944 das unter dem Namen „Fürstlich Fürstenbergische Holzgesellschaft“ tätige elsässische Zweigwerk vor der näher rückenden Front zurück verlagert.⁶⁸

Als nach Einmarsch und Besetzung das Produktionsintermezzo für die französische Marine in Konstanz zu Ende ging, bei dem man in Zusammenarbeit mit dem Askaniewerken und den Randow-Werken Schwelm einige Musterexemplare der bisher nur in Konstruktionszeichnungen und Werkstattmodellen vorhandenen Torpedogleiter L 50 produziert hatte⁶⁹, besaßen die übrigen Fertigprodukte nur noch Schrottwert⁷⁰ und man suchte händeringend nach einer Verwendung des gleichfalls verbliebenen Holzes. Es begann eine sehr bescheidene Fabrikation von Nudelbrettern und Fliegenschränken. Zwar hatte man bereits am 30. April 1945 vom Stadtkommandanten die Erlaubnis erhalten, sich künftig „Konstanzer Holzgesellschaft mbH“⁷¹ zu nennen, doch erst am 14.11.1946 änderte die Gesellschafterversammlung, die als alleinigen Gesellschafter Max Egon Prinz zu Fürstenberg zählte, offiziell die Firmenbezeichnung „Flugzeugbau Konstanz GmbH“ in „Konstanzer Holzindustrie“, weil man inzwischen die Erstproduktion von Holzwaren bedeutend erweitert hatte.

Doch wollte sich ein rechter Betriebserfolg nicht einstellen und die 1947 vorgesehene Komplettmontage läutete schließlich das Ende ein.⁷² Zwar waren am Jahresende 1947 erst 20% des Maschinenparks entfernt worden⁷³, aber weitere Entnahmen bis 1950 folgten, wobei ein Teil der Werkzeugmaschinen bereits dem Anfang 1947 von dem einstigen „Mitbewohner“ in Konstanz, Askania-Ingenieur Wilde, gegründeten Bodenseewerk Überlingen überlassen wurden.⁷⁴

Darüber hinaus entstand nach dem Zusammenbruch unter der Führung des einstigen Donaueschinger technischen Betriebsleiters Erich Plath eine weitere Firma, die auf Kenntnisse, Fertigungsverfahren und wohl auch Apparaturen der Flugzeugwerke zurückgriff. Ende Dezember 1945 gründete sich als Ausgliederung nach ersten Anläufen ab August 45 die „Bodensee-Bindemittel-GmbH“, eine Gesellschaft zur Entwicklung von Leimen und Kunstharzen,⁷⁵ welche Räumlichkeiten der Schwarzwald Flugzeugbau Konstanz GmbH übernahm. Die ursprüngliche

Die Schwarzwald Flugzeugbau Donaueschingen GmbH

Firmenkonstruktion, nach der diese als Kommanditistin und die Bodensee-Bindemittel GmbH als Komplementärin fungieren sollte, kam wohl wegen Mittellosigkeit der Schwarzwald Flugzeugbau nicht zustande. Am Ende wurde die Bodensee-Bindemittel als GmbH mit zwei Gesellschaftern, Erich Plath und dem einstigen Manager des Konstanzer Werks, Hellmuth R. Gaedecke, mit dem Mindestkapital von 20.000 RM errichtet. Die u. a. von Plath entwickelten Phenolharzleime dienten nun für zivile Zwecke. Es kam zu einer kurzfristigen Zusammenarbeit mit der Möbelfabrik Sante, um die Leime in einer Möbelgroßserie zu testen.

Auf Basis gleicher Kenntnisse entwickelte parallel hierzu die Schwarzwald-Flugzeugbau Konstanz GmbH – der einzige Auftrag der Firma bis zu ihrem raschen Ende – einen tropentauglichen Leim für die französische Marine unter der ausschließlichen Kontrolle des Chef-Ingenieurs der Marinepioniere Papillon. Dazu durfte man auch mit der Degussa weiterhin kooperieren.⁷⁶ Doch der hoffnungsvoll begonnenen Kooperation war kein dauerhafter Erfolg beschieden. Mit dem Know-how und den Unterlagen zog die französische Abteilung um nach Paris.

Bald stand ein Großteil der Konstanzer Gebäude leer und wurde teilweise nach Genehmigung des Militärgouvernements der Stadtverwaltung im März 1948 zum Abbruch und zur Gewinnung von Baustoffen überlassen.⁷⁷

Am 03.08.1949 trat die Firma in Liquidation und bis Jahresende 1949 wurde das noch verbliebene Personal entlassen. 1951 war die Firma schließlich unter anderem aufgrund der vom ehemaligen Reichsluftfahrtministerium nicht mehr beizutreibenden hohen Außenstände erloschen.⁷⁸



Der Torpedogleiter LT 50, Mai (?) 1945.

Quelle: F. F. Archiv, Best. Schwarzwald-Flugzeugbau, Fotoserie LT 50.

Die Produktion: Vom Segelflugzeug zum Holzleitwerk

Auch nach der alleinigen Übernahme der Geschäftsanteile durch Max Prinz zu Fürstenberg blieben Segelflugzeuge vorderhand das einzige Vollprodukt des Werkes. Zusätzlich zu der hierfür nötigen Holzbearbeitung hatten sich bis 1939 auch der Metallbau und die Fertigung von Metallbeschlägen gut etabliert.

Das neben der „13 D“ ebenfalls in Lizenz der Firma Schempp-Hirt (Kirchheim/Teck) bereits seit Gründung 1935 nachgebaute Segelflugzeug „Wolf“ führte im Geschäftsjahr 1938/39 zu einer Umsatzkrise⁷⁹. Eine Neuausrichtung scheint dies erkenntlich nicht zur Folge gehabt zu haben, denn die Serienfertigung von Segelflugzeugen blieb zunächst weiterhin der Hauptgeschäftsweig der Schwarzwald Flugzeugbau auch nach Kriegsbeginn. Selbst als der von Schempp-Hirt nach Donaueschingen gekommene Konstrukteur Reinhold Seeger wieder nach Kirchheim zurückging⁸⁰, blieb man zunächst bei der Fertigung von Segelflugzeugen. Noch 1940 verließen 40 „Mü 13“ die Werkshallen. Und auch als 1941 in Konstanz die übergeordnete GmbH gegründet worden war und die Einbeziehung in die Luftrüstung längst vollzogen war, fertigte man in Donaueschingen noch das Segelflugzeug „MU 3“ in monatlich 4, in Neudingen unter Chefplaner Rochus Barth das „Grunau Baby II“ in monatlich 25 Exemplaren.⁸¹

Abnehmer der Flugzeuge war dank der guten Verbindungen Plaths unter anderem das NSFK, das einen Großteil der Maschinen allerdings ungetestet erhielt. Plath, der regelmäßig Reisen nach Berlin ins Reichsluftfahrtministerium (?) unternahm, mag bei diesen Gelegenheiten auch seine Verbindungen zum NSFK gepflegt haben.⁸² Im Zuge der letzten Segelflugzeugherstellung gelang gar die Konstruktion eines „Verschlussautomaten“ für Beschläge, was bei der Fortführung des Segelflugzeugbaus eine rationellere und effizientere Fertigung erlaubt hätte.

Drei fertigungsnahe Standorte im Landkreis Donaueschingen dienten anfangs als Testfluggelände. Dies war einmal der Baldinger Hang mit der heute zur Ostbaarhalle (Festhalle) gewordenen ehemaligen Flugzeughalle. Er wurde nur gelegentlich genutzt. Etwas häufiger benutzt wurde das dem Fürstenhaus gehörende Gelände auf dem Wartenberg an der Saatgutschule, wo ebenfalls eine Flugzeughalle⁸³ stand. Am stärksten durch Testflüge frequentiert war der Aasener Kapf (Pfohrener Hang), da er den Produktionsstätten am nächsten lag.

1942 wurde der Segelflugzeugbau auf Weisung des Hauptauftraggebers, des Reichsluftfahrtministeriums praktisch eingestellt. Nur 1943 flammte der Segelflugzeugbau noch einmal kurz auf, als drei Versuchsmuster des Typs „Strolch“ – als Fortentwicklung des über 20 Jahre alten Typs? – die Hallen verließen.⁸⁴

Zu der Zeit hatte sich längst schon auch eine engere Beziehung zur Leichtflugzeugbau Klemm⁸⁵ in Böblingen entwickelt, die führend auf dem Gebiet der Holzverarbeitung im Flugzeugbau und der Entwicklung von Leichtflugzeugen war.

So kam es neben der Hauptfertigungslinie zur Fertigung von Rumpfteilen aus Stahlrohr für die Klemm 35 (Tiefdecker zu Schul- und Sportzwecken) auch zu Holzflügelreparaturen für die Arado 66 (Doppeldecker zu Schulungszwecken)

Gefertigt wurden zusätzlich Beschläge für die Arado-Werke (Hauptsitz Warnemünde und zahlreiche weitere Fabrikationsanlagen) oder Teile für weitere kleine Luftfahrtunternehmen.⁸⁶

Für die Rüstung: Holz- und Metallteile

Mit ihrer Kenntnis in der Holzbearbeitung beim Segelflugzeugbau war die Schwarzwald Flugzeugbau zur Herstellung insbesondere von Holzbauteilen prädestiniert, bei denen es auf Stabilität und Präzision, jedoch nicht unbedingt auf Langlebigkeit ankam.

Eine der großen Bestellungen des RLM kurz vor und kurz nach Beginn des Frankreichfeldzuges betraf die Fertigung von 120 Holzattrappen der JU 87⁸⁷, die auf Scheinflugplätzen zur Aufstellung kam. Dazu kam eine unbekannte Anzahl Attrappen (<40) des Aufklärungsflugzeugs Hs 126 (Henschel).

Gleichzeitig lief jedoch der Segelflugzeugbau und andere Fertigungen parallel weiter, wie vor allem kleine Teilelieferungen der Weser Flugzeugbau Bremen, der Siebel Flugzeugwerke in Halle oder der später mit einer Forschungsabteilung ins Konstanzer Werksgelände gezogenen Berliner Firma Askania und der Elektron⁸⁸ Berlin zeigen.

Mit zunehmender Kriegsdauer und einem immer höheren Druck zur Vereinfachung („Entfeinerung“) von fliegenden Objekten immer kürzerer technischer Lebensdauer maß man den Holzbauteilen als Aluminiumersatz zwecks Erhöhung des Ausstoßes in der Luftrüstung große Bedeutung zu.⁸⁹ Dies war keineswegs nur eine deutsche Variante des Flugzeugbaues. Bereits die sowjetischen Kriegsflugzeuge wiesen einen Vereinfachungsgrad auf, der die ein Beuteflugzeug Iljuschin inspizierenden deutschen Militärtechniker ob der Fertigungseffizienz und Flugtauglichkeit staunen ließ.⁹⁰

Insbesondere wohl wegen der Metallknappheit (seltene Metalle) und wehrtechnischer Überlegungen kam der Holzflugzeugbau überhaupt wieder ins Gespräch. 1942/43 bereits wurden Pläne für ein hölzernes Nachtjagdflugzeug (Focke-Wulf) TA 154 entworfen, „das auf der Basis des Konzepts von Focke-Wulf außerhalb der Kapazität des Luftwaffenblocks von den Holzverarbeitern im Reich dezentral hergestellt werden sollte“.⁹¹ Nicht ausgeschlossen ist, dass die Schwarzwald Flugzeugbau von diesem Vorhaben von Anfang an Kenntnis hatte oder bereits Überlegungen anstellte, mit welchen Bauteilen man sich hier einbringen könne.⁹²

Dies waren jedoch in der Gesamtproduktion wertmäßig eher zweitrangige Bauteile gegenüber der von Messerschmitt Augsburg schon ab 1940 beauftragten Zulieferungen im Bereich der höchsten Dringlichkeitsstufe. Die für den Lastensegler „Gigant“ (Me 321 und motorisiert Me 323) herzustellenden Leitwerke bzw. Leitwerksteile waren es denn auch, welche den Bezug der großen Fertigungshalle in Neudingen nötig machten.

So profitierte die Schwarzwald Flugzeugbau ganz wie andere kleinere Segelflugzeugbauer⁹³ oder Luftfahrtunternehmen von der „Lastenseglereuphorie“, nachdem Luftlandeeinheiten 1940 mit Lastenseglern die Einnahme der gefürchteten belgischen Forts einleiteten. Bis zum Beginn des Westfeldzuges hatten nur einige Spezialfirmen [sic!] diese hölzernen, einfach gebauten Segelflugzeuge der Deutschen Forschungsanstalt für Segelflug (DFS) mit der RLM-Nummer 230 hergestellt. Doch die Begeisterung Görings als Reichsluftzeugmeister für Lastensegler und die Möglichkeit bei einem Angriff auf England eine Rolle zu spielen, gaben diesem Fluggerät einen bedeutenden Schub. Neben tschechischen Firmen erhielten einige der wich-

tigsten Lizenznehmer der Messerschmitt AG, die Erla Maschinenwerke oder der Gothaer Waggonbau, Aufträge.

Unter den zuarbeitenden Firmen befand sich auch die Schempp-Hirt OHG Kirchheim unter der Leitung von Wolf Hirt. Sie wurde Leitfirma des zum Serienbau zusammengefassten Fertigungsringes, der die Leitwerke der unmotorisierten und motorisierten Lastensegler der Firma Messerschmitt herzustellen hatte.⁹⁴ Unter dem Decknamen „Warschau Nord“ und „Warschau Süd“ war von Herbst 1940 an die Junkers-Werke in Dessau und die Firma Messerschmitt Augsburg ein Großauftrag zur Entwicklung von Riesenseglern vergeben worden.

Bald flogen neben der Ju 322 „Mammut“ der mit Leitwerksteilen (Höhenruder) der Schwarzwald Flugzeugbau Donaueschingen versehene Gigant (Me 321 und Me 323) von Messerschmitt in Russland oder Afrika. Im Herbst 1942 ging die Betreuung des Giganten auf die Luftschiffbau Zeppelin Friedrichshafen über⁹⁵, wobei die Montage bei Messerschmitt in Leipheim verblieb. Im August 1942 wurde zudem die Fertigung der Höhenruder bis zum 15. Oktober 1942 auf die Firma Wolf Hirt, Nabern, umgeleitet, weil bei der Schwarzwald Flugzeugbau die Teilefertigung verstärkt werden musste.⁹⁶

Die nur allzu oft in der Luft torkelnden verwundbaren Riesen mit am Ende zweifelhafter militärischer Bedeutung banden nicht nur in der Fertigungshalle in Neudingen und dann auch Konstanz hohe Kapazitäten. Für die zu bauenden Exemplare, von denen schließlich 400 gefertigt wurden, rechnete Messerschmitt ursprünglich mit dem Fertigungsausfall von 60.000 Metallflugzeugen.⁹⁷ Im Frühjahr 1944 wurden diese fliegenden Lastentransporter für das Auslaufen vorgemerkt. Für den Gigant kam am 10. März 1944 der sofortige Baustopp. Insgesamt wurde die Bauzahl für alle Lastensegler von allen Firmen drastisch reduziert, da sie nur noch an der Ostfront bei der Infanterie eingesetzt wurden.⁹⁸

Über die Gesamtzahl aller von der Schwarzwald Flugzeugbau Donaueschingen gefertigten Lastenseglerteile besteht keine Klarheit. Die Schwarzwald Flugzeugbau fertigte 1941 200, nach anderer Quelle 290 Leitwerksteile für den Me 321, 1942 mindestens 75 Höhenruder für den Typ Me 8-323.⁹⁹

Dazu fertigte das Werk 1943 und 1944 weitere 2.249 Luftleitwerksteile aus Holz für unbekannte Flugzeugtypen, wohl hauptsächlich die Bf109.

Ergänzt wurde diese Produktion von Leitwerksteilen aus Holz bei der Schwarzwald Flugzeugbau im Werk Neudingen durch die Herstellung von Motorenauflhängungen und Stahlrohrrümpfen, ebenfalls für den Lastensegler. Ob die in den Unterlagen vermerkten monatlichen 20 Tiefenruder (1944?) für das bis heute geheimnisumwitterte gebliebene Flugzeugprojekt „Me 268“¹⁰⁰ nur angedacht waren und nicht hergestellt wurden oder es sich um eine Verschreibung, und daher in Wahrheit um eine Fertigung für einen anderen Me-Typ handelt, konnte bisher nicht geklärt werden. Sicher ist, dass die für 1944 geplante Höhenruderfertigung wegen Material- und Personalmangel nicht begonnen werden konnte.¹⁰¹

In Neudingen lief im Sommer 1942 eine Teilefertigung für die vom RLM bei der SFD bestellten Baugruppen für die Do 217 an, nachdem man die Teileherstellung für Lastensegler storniert hatte. Dies bedeutete vorübergehend eine Aufgabe der Holzverarbeitung und das Überwechseln zum Werkstoff Dural, da man einen

Auftrag für Rumpfspanten und Längsrippen für die Do 217 erhielt. Die Kompetenz in Holz blieb jedoch weiterhin gefragt, denn man sollte die Holzverkleidung der Do entwickeln. Das gesamte neue Programm wurde jedoch auf Drängen von Dornier im November 1942 heruntergefahren und die Belegschaft daraufhin auf Weisung des Arbeitsamtes entsprechend reduziert. 1943 lief diese Fertigung bei der SFD aus.

Die permanenten Umsteuerungen in der Luftrüstung und daher das ständige Bestellen und Abbestellen bzw. Ändern von Donaueschinger und Neudinger Flugzeugbauteilen schufen bei der SFD eine kritische Lage. Dauernde Produktionswechsel in Bauweise, Qualität und Zahl konnten bereits nach kurzer Zeit kaum mehr verkraftet werden. Nach dem Geschäftsjahr 1942/43 erlitt das Donaueschinger-Neudinger Werk – nicht die GmbH – eine fast 20prozentige Umsatzeinbuße, und das in einer Phase der Hochrüstung der Luftfahrt und steigender Gewinne bei den Großen.

Aufgrund des zur Verfügung stehenden Holzes konnte man weitere Aufträge im Umfeld des Flugzeugbaues und vor allem für die Marine abwickeln. Neben dem Umbau im Juni 1943 von 20 Reichsbahnwaggons zum Torpedotransport begann bis zum Jahresbeginn 1945 die Herstellung von 3.000 Transportkisten für Gefechtsköpfe LT 36, 145 Holzgestelle zum Stapeln von 1.200 Torpedos, 605 Gestelle für die Antriebsmaschinen der Lufttorpedos, 2.000 Gestelle zur Unterbringung des Marine-Gefechtskopfes 45, sowie 800 hölzerne Luftleitwerke für den LT F 5b. Dazu kamen aus der Metallverarbeitung 200 Gradlaufapparate und zuletzt 3.684 Gefechtsköpfe des am meisten verwendeten Lufttorpedos LT F 5 b. sowie 404 Gefechtsköpfe des GT 36. Dessen Produktion wurde jedoch bereits im Januar 1944 gestoppt.¹⁰²

Der zahlenmäßig größte Auftrag betraf jedoch die Fabrikation von Dämpfungskapseln [für Torpedoantriebe], die an das Fluggerätewerk Weißensee (5.000), die Firma Klevin, Modersohn (11.500), Eta Prag (12.250), die Torpedowerke Frankfurt/Main (1.750) und die Firma Ludolph in Wesermünde geliefert wurde.

Von den 1944/45 aus Sperrholz gefertigten 300-Liter-Zusatzkraftstoffbehältern wohl für die Bf 109 [und FW 190?] gelangten 500 an die Firma Müller in Sachsenried, 500 an die Luftbedarfs AG in Berlin.

Dem Streben nach Produktionsverschlanung im Militärflugzeugbau bei Erhalt der Wirkung auch bei der SFD galt für das gegen Ende des Krieges noch für die Marine konzipierte, aus Flugzeugen abzuwerfende Torpedo L 50, dem eine Produktion von nachweisbar mindestens 20 hölzernen Torpedotragflächen (Rudern) vorausgegangen war.¹⁰³ Dies war wahrscheinlich eine Testserie für die neu zu entwickelnden Lufttorpedos, die jedoch aufgrund laufend notwendig gewordener Änderung auch 1944 noch nicht produktionsreif waren.¹⁰⁴

In Konstanz begann dann mit dieser Erfahrung und im Herbst 1944 neben der regulären Rüstungsproduktion die Entwicklung dieses Lufttorpedos L 50 ein Geheimprojekt, das auch auf den Bauerfahrungen und den Entwicklungen der Donaueschinger Produktion beruhte. Es sollte ein von Flugzeugen aus größerer Entfernung gegen Schiffe abzuwerfendes und fern zu steuerndes Torpedo mit Stummelflügel sein. Der Schwarzwald Flugzeugbau kam dabei eine führende Rolle in der Herstellung und Erprobung der Holzleitwerke zu. Das ausgebaute Entwicklungs-

labor intensiviert dabei die bereits in Donaueschingen begonnene Zusammenarbeit mit der Ludwigshafener Firma Raschig bei der Klebstoffherstellung, aber auch mit der Degussa, der TH Darmstadt, der Staatlichen Materialprüfungsanstalt und der Holzzellstoff und Papierfabriken AG in Neustadt im Schwarzwald.

Bei diesem Projekt kam es auch zu einer engeren Zusammenarbeit mit der auf Fernsteuerungen spezialisierten Berliner Firma Askania, deren Projektleiter Kurt Wilde schließlich bei Speers Ministerium im Februar 1945 einen Verlagerungsbeehl nach Konstanz erwirken konnte. Mitte März 1945 kam Wilde mit einer Vorausabteilung in Konstanz an und nach dem Eintreffen weiterer Mitarbeiter errichtete man einige Baracken auf dem Gelände der Schwarzwald Flugzeugbau und gründete das Ingenieurbüro Konstanz der Askania.

Nur dem Interesse der französischen Marine an der Neuentwicklung war es zu verdanken, dass Konstanz mit 50–60 Betriebsangehörigen die Entwicklungs- und Fertigungsarbeiten an dem L 50 für drei Monate wieder aufnehmen konnte. Dazu hatten die Franzosen die kurz vor Einmarsch im See versenkten Teile geborgen und die Firma selbst ihre in den Wäldern versteckten und vergrabenen Maschinen und Ausrüstungsgegenstände wieder herbeigeht. Im Frühherbst 1945 fand schließlich auch in Konstanz die aus einer einfachen Segelflugzeugwerkstatt in Donaueschingen hervorgegangene, mit Luftrüstung und Luftfahrt verbundene Teilefertigung der auf dem Höhepunkt drei Werke in Donaueschingen, Konstanz und Neudingen umfassenden Fabrikation ein Ende.

Anschrift des Verfassers:

Dr. Joachim Sturm
Steigstraße 32
78078 Niedereschach
j.sturm@lrabk.de

Quellen und Literatur

- Fürstlich Fürstenbergisches Archiv
Donaueschingen (F. F. Archiv):
Best. Vermögensverwaltung Fürst/Prinz Max Egon / Schwarzwald Flugzeugbau:
1) Allgemeines 1937–1947 / Flugzeugbau I/1
2) Allgemeines 1941–1950 / Flugzeugbau I/2.
- Best. Fürstlich Fürstenbergisches Bauamt:
Donaueschingen 44/1 Bürstenfabrik und
Schwarzwald-Flugzeugbau 1910–1944.
Neudingen III/1 1938–1943.
- Best. F. F. Kammer:
Generalia, Gewerbe XX/1 Schwarzwald
Flugzeugbau 1963.
F. F. Archiv, Vermögensverwaltung Max
Egon, Treuhandbericht 1941
F. F. Archiv, Fürstliche Kammer, Central-
Administration, Hauptkasse, Güter, 55/1.
- Staatsarchiv Freiburg (StAF), Best. F 235/5
Nr. 184 darin: Lageplan der Neudinger
Hütte der Doggererz AG.
- Stadtarchiv Konstanz: Best. S XX/2268;
S III/242; S XI/1247.
- Archives du Ministère des Affaires Etrangères,
La Courneuve: Zone Française
d'Occupation, Bibliothek.
- Stadt Donaueschingen: Registratur Bauamt,
Akte Josefstr. 23 Neubau Fertigungshalle
1942, Akte Max-Egon-Straße 25.
- Gemeindearchiv Dauchingen: Best. I/81
Spende an die Ortsgruppe DS der NSFK.
- Bodenseewerk Überlingen (Hg.) 1973:
Kurt Wilde – Erinnerungen an sein Leben
und Wirken, Überlingen.
- BUDRAß, LUTZ 1998: Flugzeugindustrie und Luf-
trüstung in Deutschland 1918–1945 (Schrif-
ten des Bundesarchivs 50), Düsseldorf.
- BURCHARDT, LOTHAR, DIETER SCHOTT, WERNER
TRAPP (Hrsg.) 1990: , Konstanz im 20. Jahr-
hundert, Die Jahre 1914 bis 1945, Konstanz.
- BURCHARDT, LOTHAR 1995: Wie die High-Tech-
Industrie nach Konstanz kam (= Konstanzer
Universitätsreden 193), Konstanz.
- BURCHARDT, LOTHAR (Hg.) 1996: Konstanz
zwischen Kriegsende und Universitäts-
gründung, Konstanz.
- GROß, GUSTAV (1995): 900 Jahre Höllstein,
Binzen.
- HÖLZLE, PETER (2008): Konstanz oder
Constance-sur-Mer, Segen und Fluch der
Randlage, In: KARL MOERSCH, REINHOLD
WEBER: Die Zeit nach dem Krieg. Städte
im Wiederaufbau, Konstanz, S.219.
- HOPMANN, BARBARA 1996: Von der MONTAN
zur Industrieverwaltungsgesellschaft (IVG)
1916–1951, Stuttgart.
- KEIL, JULIUS: K.E. Merckle, Friedrichshall, In:
ders. (Hg.) 1960: Die westdeutsche Wirt-
schaft und ihre führenden Männer, Baden-
Württemberg, Teil II, Frankfurt, S.201–204.
- MÜLLER, ARMIN 2011: Kienzle, ein deutschen
Industrieunternehmen im 20. Jahrhundert.
- PULLA, RALF 2010: „Vorhaben Peenemünde.
Die TH Darmstadt im raketen-technischen
Netzwerk des „Dritten Reiches“, In: Dinçal
Noyan u. a. (Hr.), Selbstmobilisierung der
Wissenschaft. Technische Hochschulen im
„Dritten Reich“, Darmstadt, S.103–124.
- REITSCH, HANNA 3. Aufl.1976: Das Unzerstörbare
in meinem Leben, München.
- SEIDELMANN, INGO 2011: Die Baar verliert ihre
Montanbetriebe (1940–1942),
In: SchrVfGNB, Bd. 54, S.37–60
- SELINGER, PETER F. 3. Aufl. 1989: Segelflugzeuge.
Vom Wolf zum Discus, Motorbuch-Verlag,
Stuttgart.
- SEITZ, THOMAS 2009, hier: 2. überarbeitete
Auflage 2010: Hubschrauber-Entwicklung in
Oedheim. Merckle Flugzeugwerke GmbH,
In: Oedheimer Hefte. Beiträge zur Oedheimer
und Degmarner Geschichte Nr.11/2009,
S. 1–90.
- WALCZ, GÜNTER M. 1983, Doggererz in
Blumberg. Das ungewöhnliche Schicksal
einer Stadt – ein Kapitel deutscher Bergbau-
geschichte, Konstanz.

Anmerkungen

- 1 Näheres hierzu bei KONRAD KNIRIM
(2. Aufl. 2002) und seiner umfassenden
Darstellung der Militärruhren und der damit
verwandten Produkte.
- 2 Hier die präzise Studie von LOTHAR
BURCHARDT (1995), S.15–35.
- 3 Geb. 23.6.1902 Achern, gest.10.12.1976 in
Donaueschingen. Seit 1934 Lehrer in
Donaueschingen, „als Nationalsozialist
bekannt“. 1933 kurzfristig in der SA, 1934
Führer der NSFK-Ortsgruppe, ab 1935 im
Rang eines Sturmführers. 1935 stellvertre-
tender Kreisamtsleiter, ab 1936 Kreis-
abschnittsleiter-Fachschaftsleiter (NSLB),
NSDAP-Mitglied seit 1.5.1933. Der „auf
Grund einer unzulänglichen Bereinigung“

- wieder in den Schuldienst gelangte H. geriet durch seine wegen der Beschlagnahme und folgenden Wohnungsschaden gegen die französische Militärregierung gerichteten Beleidigungen auf einer Versammlung des Vereins der Besatzungsgeschädigten in scharfen Gegensatz zu Landrat Dr. Robert Lienhart und Gouverneur Noël und kam vor Gericht. Sein Freispruch vor dem Landgericht Konstanz führte Anfang 1952 zu einer politischen Verstimmung zwischen dem Haut-Commissaire de Bade und Staatspräsident Wohleb, der ihn im Zuge einer disziplinarischen Maßnahme verwarnte und einige Monate vom Dienst suspendierte. Seltsamerweise geriet Häusers Personalakte in der Abwicklungsstelle des badischen Kultusministeriums in Achern danach in Verlust und es wurde Ende April 1953 eine neue Personalakte angelegt. Eine spätere Ernennung zum Rektor, er blieb Konrektor, der Heinrich-Feurstein-Schule, wurde wegen des Verhaltens vor und nach 1945 von Landrat Lienhart verhindert. Als am 08.07.1952 der inzwischen vom französischen Militär genutzte ehemalige Weierflugplatz zum Segelflug zugelassen wurde, ernannte man Häuser als Mitglied des Donaueschinger Flugsportvereins zum ersten verantwortlichen Aufsichtsführer. 1968 wurde er (als FDP-Mitglied) in den Kreiswahlausschuss zur Landtagswahl benannt. Cf. KrA SBK, B 2/2861, hier insbes. Schreiben von Landrat Lienhart an Innenminister Schüly vom 26.11.1951; Staatsarchiv Freiburg (StAF) D 5/1 Nr.1725; D 180 / Nr.21916 (Spruchkammerverfahren); L 50/1 Nr.14215 (Lehrpersonalakte).
- 4 Eigentlich Maria Elise Amalia Häuser, geb. 24.03.1898 Mannheim, gest.26.07.1977. Donaueschingen. Neben der Segelflugbegeisterung ihres Bruders könnte auch die reichsbekanntete Fliegerin Hanna Reitsch Amalie Häuser indirekt zur Firmengründung animiert haben, die zur Gründungszeit der SFD am Deutschen Forschungsinstitut für Luftfahrt nahe Darmstadt Einfiegerin war. Oder war sie gar mit ihr in Grunau bei dem Segelflugpionier und Lehrer Wolf Hirth zusammen getroffen? Immerhin war die erste Donaueschinger Fertigung ja auch eine Lizenzfertigung in Zusammenarbeit mit dessen Firma. Cf. Reitsch (1976), S.50f.
- 5 Alle Angaben zur Firma: F. F. Archiv, Kammer, Generalia, XX,1 Schwarzwald-Flugzeugbau 1935 ff.
- 6 Hauslehrer von Prinz Max war der bekannte Flieger des Ersten Weltkriegs Paul Fiedler, der, von Südwestafrika aus operierend, durch seinen selbst fotografierten Bombenabwurf im Dezember 1914 auf ein Lager der südafrikanischen Union größere Bekanntheit erlangt hat. Dieser führte Prinz Max in die Geheimnisse des Fliegens ein und schuf bei ihm eine lebenslange Begeisterung für das Fliegen, cf. Fotoserie des Bombenabwurfs im kolonialen Filmarchiv, Universitätsbibliothek Frankfurt a. M.
- 7 F. F. Archiv : F. F. Kammer, Generalia, Gewerbe XX/1 Schwarzwald Flugzeugbau.
- 8 F. F. Archiv, Vermögensverwaltung Max Egon, Treuhandbericht 1941.
- 9 F. F. Archiv , Vermögensverwaltung Fürst/Prinz Max Egon / Schwarzwald Flugzeugbau/ Allgemeines 1937–1944 / Flugzeugbau I/1.
- 10 Bauakte Schwarzwald-Flugzeugbau Wilhelm Jehle, ab 21.09.1938, heute Registratur Bauamt Donaueschingen.
- 11 F. F. Archiv , Fürstliche Kammer, Central-Administration, Hauptkasse, Güter, 55/1.
- 12 F. F. Archiv , Fürstliche Kammer, Central-Administration, Hauptkasse, Güter, 55/1.
- 13 Mein Dank für viele Details gilt einem von ihnen, Hans Vetter aus Blumberg, der dort 1939–1942 seine Lehre absolvierte, Gespräch mit dem Kreisarchivar 02.07.2008.
- 14 Belegschaftsstärken: 1939/40: 78; 1941:368; 1942:306; 1943:214; 1944:221; 1945:145, alle Angaben F. F. Archiv , SFD, Darstellung des Betriebs für die Besatzungsregierung 1945–1947, Tätigkeitsbericht 5.5.1945 für die Sécurité Militaire Konstanz, Capitaine Breaud.
- 15 F. F. Archiv, SFD 41–45.
- 16 Die Gewinn- und Verlustrechnung weist für den Zeitraum 01.04.1939 – 01.04.1940 einen Verlust von 45.064 RM, für die Zeit 01.04.1940 bis 01.09.1940 noch einmal 71.030 RM aus. F. F. Archiv , Vermögensverwaltung Fürst/Prinz Max Egon / Schwarzwald Flugzeugbau/ Allgemeines 1937–1944 / Flugzeugbau I/1; auch SFD 41–45, Vermerk/Bericht 09/1941.
- 17 Eduard Winter, der 1925 in Berlin sein erstes Autohaus gegründet hatte, stieg nach dem Kriege zu einem großen Autohandelsunternehmen auf, welches noch heute mit 22 Niederlassungen unter dem Dach des

Die Schwarzwald Flugzeugbau Donaueschingen GmbH

- VW-Konzerns in Familienbesitz agiert.
- 18 Erstmals feststellbar am 9.8.1941, In: F. F. Archiv, Vermögensverwaltung Fürst/Prinz Max Egon / Schwarzwald Flugzeugbau/ Allgemeines 1937–1944 / Flugzeugbau I/1.
 - 19 F. F. Archiv, SFD 41–45, Schreiben SFK an RWM 15.9.1941.
 - 20 F. F. Archiv: Bericht über das Geschäftsjahr 1938/39 (Hauptabtl. XI, Abtl. XX, Bd. 4a.)
 - 21 Stadtarchiv Konstanz, Best. S III, 242.
 - 22 Eintragung am 29.08.1941 ins Handelsregister, erster nachweisbarer Schriftverkehr mit Kopfbogen am 09.09.1941; Die Firma übernahm alle bis dahin von der SFD Prinz Max zu Fürstenberg eingegangenen Verbindlichkeiten. Geschäftsführer wurden der weiterhin in Donaueschingen tätige Erich Plath sowie in der Konstanz wohnhafte Hellmuth R. Gaedecke, cf. Stadtarchiv Konstanz, S XI, 1247.
 - 23 BURCHARDT (1995), S.15–35 detailliert zum Schicksal des Konstanzer Werks.
 - 24 Eine andere Quelle spricht von der ersten Augushälfte, cf. Schreiben SFK an das Finanzamt Konstanz vom 21.4.1944, F. F. Archiv, SFD 41–45.
 - 25 Stadtarchiv Konstanz, S III, 242.
 - 26 F. F. Archiv, SFD, Verlegung der Firma und Gründung der GmbH (1937) 1941–1945, dort jeweils Kopien der Handelsregisterveröffentlichungen und Verträge.
 - 27 F. F. Archiv, XI, Abt XX, Bd.1 ff.
 - 28 Geschäftsbericht vom 22.03.1943; zu den Einzelheiten der Kapitalerhöhung cf. Schreiben der SFD an das Reichswirtschaftsministerium 15.4.1942.
 - 29 Notarielle Urkunde vom 08.09.1941, F. F. Archiv, Vermögensverwaltung Fürst/Prinz Max Egon / Schwarzwald Flugzeugbau/ Allgemeines 1937–1944 / Flugzeugbau I/2.
 - 30 Zur Baugeschichte, BURCHARDT (1995), S.17 ff.
 - 31 F. F. Archiv, SFD 1941–45, Besprechung zwischen F. F. Oberkammerrat Kreuzer und Buchprüfer Hemler, Karlsruhe, am 23.07.1943.
 - 32 Schreiben vom 17.12.1945 der nach München verlagerten Bank der Deutschen Luftfahrt. Es blieben 1 Mio RM Tilgungsdarlehen und 217.017,45 RM Betriebsmittelkredit zurückzuzahlen, In: F. F. Archiv, Vermögensverwaltung Fürst/Prinz Max Egon / Schwarzwald Flugzeugbau/ Allgemeines 1937–1944 / Flugzeugbau I/2.
 - 33 Bauantrag der Schwarzwald Flugzeugbau vom September 1941 für LgbNr. 4130: F. F. Kammer.
 - 34 Bauakte Schwarzwald Flugzeugbau Prinz Max zu Fürstenberg ab 25.11.1941, heute Registratur des Stadtbauamts Donaueschingen; auch die SABA-Werke und die Firma Kienzle Apparatebau in Villingen mussten zum gleichen Zeitpunkt solche Pfortnerlogen erstellen, von denen die erstere heute noch steht, cf. Bauakten in Registratur Bauamt Stadtbauamt Villingen-Schwenningen.
 - 35 Schreiben der SFD an die F. F. Kammer 19.12.1941, in: F. F. Archiv Bü fabr 1940/41, 44/1.
 - 36 Die nach dem 21.09.1938 auf dem Weiherfeld (ehem. LgbNr.1781) gegenüber dem Gasthaus Weiherfeld an der Reichsstraße aus nicht der Zwangsbewirtschaftung unterliegenden Fürstenbergischem Holz errichtete Halle mit betoniertem Boden war 20,15 m lang, 18,30 m breit. Sie war eine Binderkonstruktion, deren gehobelte Außenschalung einen farbigen Karbolineuanstrich trug. Als Dachdeckung diente eine auf die abschließende Bretterlage aufgebrachte Bitumenpappe. An der östlichen Giebelseite befand sich ein großes Schiebetor mit 8,70 m Lichtweite, an der westlichen Giebelseite eine einfache Eingangstür. Eine Heizung gab es nicht. Die noch im Sommer 1939 geplante zweite, in Größe und Bauweise identische Halle wurde nicht mehr ausgeführt. Lageplan und Beschreibung in: F. F. Archiv, F. F. Bauamt, Donaueschingen, 44/1 Ehem. Bürstenfabrik 1910–1944.
 - 37 Nachweislich am 8.6.1942 war der (kleine und rudimentär ausgestattete) Flugplatz noch intakt und in Betrieb, da er bei GmbH-Gründung mit 23.410,00 RM bewertet wurde. F. F. Archiv: Flugplatz I/2.
 - 38 F. F. Archiv, Vermögensverwaltung Max Egon, Treuhandbericht 1941.
 - 39 Für den im Gewinn Wuhrholz durch umfangreiche Drainagerohre (121 km) trocken gelegten Platz in einer Gesamtfläche von 102 Hektar, nur November 1944 durch das JG 53 belegt. Geschichte des Platzes steht noch aus.
 - 40 Geschäftsbericht 30.09.1940 – 30.09.1941. Das Gebäude wurde von der F. F. Verwaltung gekauft und an die Schwarzwald Flugzeugbau vermietet.
 - 41 Bundesarchiv Berlin, R 2/15078 : Auskunft

- der Doggererz über Umfang und Beschaffenheit des Neudinger Vermögens, Bericht vom 15.10.1943; Zum Umfang der Anlagen und Aussehen in Neudingen auch Ingo Seidelmann (2011), S.41–49.
- 42 Weiter Angaben und Details in F. F. Archiv, Best. F. F. Bauamt, Neudingen III/1 1938–1943; die im ursprünglichen Kaufvertrag fixierten, im Schloßbuck (Gemarkung Hüfingen) gelegenen zwei Wohnbaracke(n) mit Lagerhalle (Barackenform) wurden schließlich nicht übernommen, cf. F. F. Bauamt, Neudingen III/1, 1938–1943.
- 43 Neudingen III/1.
- 44 Alle Neudinger Gebäude befanden sich im Eigentum der Fürstlichen Gesamtverwaltung und wurden an die Schwarzwald Flugzeugbau nur vermietet, In: Neudingen III/1.
- 45 F. F. Archiv , F. F. Kammer, Generalia, Gewerbe XX/1, SFD.
- 46 Schreiben der Schwarzwald Flugzeugbau GmbH Konstanz an das F. F. Bauamt vom 02.09.1942, cf. F. F. Archiv, F. F. Bauamt / Bausachen ehem. Bürstenfabrik 1940–41, 44/1
- 47 Schreiben F. F. Bauamt an das Arbeitsamt Villingen, 8.2.1943; F. F. Archiv, Best. F. F. Bauamt, Neudingen III/1 1938–1943; Kopperschmidt übernahm einen Teil der Einrichtung (Küche, Spinde), wohingegen die Maschinen abtransportiert wurden.
- 48 F. F. Kammer; Central-A, Häuserstand, 60/1.
- 49 Der 1892 in Donaueschingen geborene und mit dem Fürstenhaus gut bekannte Meindl hatte aus seiner Donaueschinger Garnisonszeit, als er bis 1938 Kommandeur der I. Abt. des Artillerie-Regiments 5 war, aus alter Verbundenheit mit seiner Heimat ein Standbein erhalten
- 50 PULLA (2010), S.124.
- 51 Hierzu MÜLLER (2011), S.51 und 61.
- 52 Schreiben SFD an F. F. Bauamt, 02.09.42. Ob damit auch „Werkschutzaufgaben“ verbunden waren, konnte nicht festgestellt werden. F. F. Archiv, Bausachen Büfabrik 40/41, 44/1.
- 53 GLA Karlsruhe, Abt.237/24400 Sicherstellung Jägerprogramm; Angabe Verlagerung Januar 45 bei Müller (2011), S.61; nach längeren, schwierigen Verhandlungen, die mit Anschuldigung des zwangsweisen einstigen Verkaufs einhergingen, wurden Ende 1948 15 Ar mit Gebäuden an die Bürstenfabrik Locherer (später Bürstenfabrik Karl Frey) zurückverkauft. Das französische Militär Organe Central d'Achat de Denrées Ordinaire (OCADO“) übernahm im Zuge eines Tauschs August 1948 die Garagen und machte dafür die ehemalige Montagehalle für das F. F. E-Werk frei. Erst am 01.04.1952 wurde ein regulärer „bon de requisition“ ausgestellt, die mehrfach angemahnte Schlüsselerückgabe in den Monaten danach ignoriert und die Gebäude an die Nachfolgeinstitution Economats, dann das Foyer Militaire zu Lagerzwecken weitergereicht, cf. F. F. Archiv, F. F. Kammer, Central-Administration, Häuserstand , 60/1.
- 54 MÜLLER (2011), S.61; der dort als Folge der Bombenangriffe auf Donaueschingen für Januar 1945 angegebene Verlagerungsbeginn muss aufgrund der großen Bombardierung Donaueschingens am 22. Februar 1945 und den abweichenden Angaben der F. F. Kammer (Akte Häuserstand 60/1) angezweifelt werden. Für einen späteren Verlagerungsbeginn spricht auch, dass ein Teil der Maschinen nicht mehr den Bestimmungsort erreichen konnte, der Mitte April von den Amerikanern eingenommen worden war. Die Maschinen wurden später bei Coburg versteckt aufgefunden.
- 55 Angabe in F. F. Kammer, Central-Administration, Häuserstand 60/1.
- 56 Wahrscheinlich erhielt Kopperschmidt die Halle wie Anlagen von der Luftfahrt AG in Pacht. Es war dies eine auch bei anderen Firmen praktizierte indirekte Finanzierung der Lufrüstung durch Freisetzung von privatem Betriebskapital bei gleichzeitigem Erhalt der Kontrolle über den Lufrüstungskomplex.
- 57 Der Einzug ist wohl im Zusammenhang mit einer Ausweitung der Produktion als Sonderfertigung für die Messerschmitt AG zu sehen, für die man Kopperschmidt 1942 bereits 108 Arbeiter der Doggererz GmbH zugewiesen hatte, cf. WALCZ (1983), S.89.
- 58 BURCHARDT (1990), S.407.
- 59 Im November 1947 war im Gebäude die Herstellung von Baumessgeräten geplant, cf. StAF, Best. G 11/Nr.285;
- 60 Damit war jedoch die Verbindung zu Flugzeugbau und Lufrüstung noch nicht zu Ende. Gegen 1954 installierte der Friedrichshaller Unternehmer Karl Erwin Merckle nach Kauf die ursprünglich in Villingen beheimateten „Südbadische Gummiwerke“

- in den Gebäuden, die 1982 an die beiden Betriebsleiter Eberhard Kutzner und Heinrich Trissler verkauft wurden. Möglicherweise hatte K.E. Merckle, der vor 1945 öffentliche Großbauvorhaben (wahrscheinlich u. a. den Abriss des Warschauer Ghettos im Auftrag des Wirtschaftsverwaltungshauptamtes der SS) abwickelte und 1946 eine Gummifirma in einer ehemaligen Halle von Messerschmitt (Presswerk) in Leonberg errichtete, Kenntnisse über leere und zum Verkauf stehende Gebäude der einstigen Luftrüstung. Auch könnte Merckle möglicherweise Gewinne aus dem Neudinger Verkauf dazu verwandt haben, in Oedheim die Entwicklung des 1959 vorgestellten ersten Turbinengetriebenen Hubschraubers Merckle SM 67 der Merckle Flugzeugwerke GmbH zu finanzieren. Cf. KEIL (1960), S.201 ff. und SEITZ (2010), S.11.
- 61 Über die Luftfahrtanlagen GmbH detailliert cf. HOPMANN (1996), S.123.
- 62 Zur Geschichte der Montan und der Industrieverwaltungsgesellschaft cf. HOPMANN (1996).
- 63 Zur Entwicklung des Personalbestands cf. die Aufstellung von BURCHART (1995), S.19.
- 64 So wurde auf Betreiben des SFD-Geschäftsführers Plath der aus der Ukraine stammende russlanddeutsche Umsiedler und Schmied Rudolf Stehle wegen wiederholter Forderung der Vertragsauflösung nach Einlieferung ins Gerichtsgefängnis Donaueschingen (24.09.–06.10.1941) durch die Gestapo für 56 Tage in das AEL Kniebis verbracht. Nach schweren Misshandlungen und Entlassung wurde Stehle ab Februar 1942 beim Wehrmeldeamt in Donaueschingen als Dolmetscher für Russisch und Polnisch eingesetzt.
- 65 Bu-MA Freiburg, Best. RW 21–21 (Rüstungskommando Villingen/Freiburg), Nr.1–10 (Kriegstagebücher des RüKo).
- 66 Kurt Wilde – Erinnerungen an sein Leben und Werk (1973), S.52–57 und BURCHARDT (1990), S.407.
- 67 F. F. Archiv, SFD, Liquidation II/1.
- 68 GROß (1995), S.435.
- 69 Einzelheiten hierzu F. F. Archiv SFD Liquidation II/1.
- 70 Noch 1947 lagerten auf dem Gelände 20 to Torpedoteile L 50, 15–20 to Duraluminium für die Do 335 und 600 Feuerblenden für die Torpedos, cf. F. F. Archiv, Gewerbe, XX,1 SFD „Darstellung für die Besatzung“.
- 71 Schreiben der Geschäftsführung 30.4.1945 an Stadtkommandanten im Insel-Hotel, cf. F. F. Archiv, SFD, Liquidation XX,1.
- 72 HÖLZLE (2008), S.219
- 73 Auch über die Empfänger der Maschinen war noch keine Entscheidung getroffen worden, eingesehen zuletzt in Archives de l'Occupation Colmar (AOC), Bibliothek, Sign. AL: Contrôle du Désarmement [Jahresbericht] 1947, S.22.
- 74 Details cf. Kurt Wilde (1973), S.62.
- 75 Erster Antrag zur Gründung 28.8.1945, Zustimmung der IHK 28.09.1945, Stadtarchiv Konstanz, S XI/1247.
- 76 F. F. Archiv, SFD 1941–45, Aktenvermerk vom 31.07.1945.
- 77 Stadtarchiv Konstanz, S XX/2668.
- 78 Detailliert über die SFD in Konstanz cf. BURCHARDT (1995), S. 15–35.
- 79 F. F. Archiv, Revisionsbericht der Treuhand Mannheim Buchprüfergesellschaft.
- 80 SELINGER (1989), S.61.
- 81 Inspection Gen. Du Désarmement (Hg.): Etude sur l'industrie aéronautique allemande en Z.F.O., August 1948 (geheim), S.10, 11, 15 [ehem. Bibliothek der Archives de l'Occupation Colmar Sign. AL/A8 (M)].
- 82 Nachgewiesen z.B. für November 1940, In: F. F. Archiv; Vermögensverw. Fürst/Prinz Max Egon, Schwarzwald Flugzeugbau, Allgemeines I/1.
- 83 Sie gehörte der von SFD-Mitgründer Josef Häuser betreuten NSFK-Ortsgruppe Donaueschingen. Bau und Unterhaltung wurde u. a. von umliegenden Gemeinden unterstützt. Cf. Spende von 1 fm Holz der Gemeinde Dauchingen 1934 im Wert von 108,30 RM, Gemeindecarchiv Dauchingen I/81
- 84 F. F. Kammer, Gen., Gew XX/1 Bericht vom 5.5.1945.
- 85 Hinweis aus F. F. Archiv , Vermögensverwaltung Fürst/Prinz Max Egon / Schwarzwald Flugzeugbau/ Allgemeines 1937–1944 / Flugzeugbau I/1.
- 86 Eine Teilnahme der SFD kann an folgenden Sonderausschüssen belegt werden: AW 7 [Torpedowaffen]; A 25 d; A 14, zu den Sonderausschüssen als vom Generalluftzeugmeister koordinierten Gremien cf. BUDRAß (1998), S.748–756.
- 87 Aufträge des RLM vom 19.04. und 05.07.1940, in: F. F. Archiv, Vermögensverwaltung Fürst/Prinz Max Egon / Schwarz-

- wald Flugzeugbau/ Allgemeines 1937–1944 / Flugzeugbau I/1; der Bericht vom 05.05.1945 für die Sécurité Militaire Konstanz nennt für 1940 allerdings weniger als 40 Attrappen. Der Widerspruch konnte nicht aufgeklärt werden.
- 88 Allein der Name weist auf den gelieferten Werkstoff hin, galt die Aluminiumverbindung Elektron seit dem Ersten Weltkrieg bereits als ideales Metall für Luftfahrzeuge.
- 89 Dazu BUDRAß (1998), S.822f.
- 90 BUDRAß (1998), S. 818.
- 91 BUDRAß (1998), S. 789.
- 92 Aus den durchgesehenen Unterlagen der SFD im F. F. Archiv ist hierzu nichts zu entnehmen.
- 93 Auch die Firma Schempp-Hirt, seit 1938 in Kirchheim/Teck, fertigte Leitwerke für Lastensegler, cf. Jubiläumsbroschüre 75 Jahre Schempp-Hirt, 2010, Internet: www.schempp-hirt.com
- 94 Über die näheren Umstände und die Beziehung der Firma Schempp-Hirt zu Messerschmitt cf. SELINGER (1989), S.59 ff.
- 95 SELINGER (1989), S.62.
- 96 SELINGER (1989), S.65.
- 97 BUDRAß (1998), S.685 ff.
- 98 BUDRAß (1998), S.870.
- 99 F. F. Archiv, Unterlagen Schwarzwald Flugzeugbau; Die Zahl 290 erscheint in dem für die französische Besatzungsmacht gefertigten Bericht vom 5.5.1945: F. F. Kammer, Generalia, Gewerbe XX/1.
- 100 u. a. über das in Serienfertigung nicht mehr gefertigte und nur schwach dokumentierte Projekt: <http://www.designation-systems.net/non-us/germany.html>.
- 101 F. F. Archiv, Vermögensverwaltung Karl Egon, Treuhandbericht 1944.
- 102 Treuhandbericht 1944.
- 103 Inspection Générale du Désarmement (Hg.): Etude sur l'industrie aéronautique allemande en Z.F.O., August 1948 (geheim), S. 10, 11, 15 [Bibliothek Archives de l'Occupation Colmar Sign. AL/A8 (M)], jetzt integriert in: AMAE La Courneuve.
- 104 F. F. Archiv, Vermögensverwaltung Max Egon, Treuhandbericht 1944.

Die »Euthanasie«-Morde der NS-Zeit mit besonderer Berücksichtigung von Pfarrer Feursteins Gegnerschaft*

Von Hans Keusen

Einführung

Das Wort Euthanasie kommt aus dem Griechischen: „eu“ bedeutet gut, „thanatos“ heißt der Tod, also bedeutet Euthanasie: „der gute Tod“. Zu den wesentlichen Forderungen des ethischen Selbstverständnisses der Medizin zur Frage der Euthanasie zählt die bis heute gültige Zusicherung aus dem hippokratischen Eid, der im Übergang vom 5. zum 4. vorchristlichen Jahrhundert abgefasst wurde: „Nie werde ich irgend jemanden auch auf Verlangen ein tödliches Mittel verabreichen oder auch nur einen Rat dazu erteilen.“

In der sprachlichen Praxis wird der Begriff Euthanasie für verschiedene Handlungsweisen gebraucht, weswegen eine exakte Definition notwendig ist: Das bewusste Unterlassen möglicher medizinischer Hilfe bei Schwerstkranken, unheilbar Kranken und Sterbenden heißt Euthanasie, genauer passive Sterbehilfe, und ist in Deutschland erlaubt. Das schmerzfreie Sterben solcher Kranken, das durch Menschenhand herbeigeführt wird z. B. durch die Gabe von Überdosen von Schmerz- oder Schlafmitteln, heißt auch Euthanasie oder besser aktive Sterbehilfe und ist in Deutschland verboten. Euthanasie bezeichnete früher das schmerzfreie Sterben mit hohen Dosen von starken Schmerzmitteln wie Opiaten bei Schwerstkranken, wobei versucht wird, die schädlichen Nebenwirkungen der Opiate möglichst gering zu halten, aber gleichzeitig eine Verkürzung des Lebens in Kauf genommen wird. Heute spricht man von Palliativmedizin, die erlaubt ist. „Euthanasie“ in Anführungsstrichen, so auch bewusst im Titel dieses Beitrags geschrieben, bezeichnet jene nationalsozialistischen Verbrechen in der Zeit des 2. Weltkrieges, bei denen in erster Linie geistig behinderte Kranke, aber auch nicht angepasste und unproduktive Menschen („Asoziale“) ermordet wurden.

Die Anfänge

Am 24. November 1859 wird in London ein Buch veröffentlicht, das in ganz kurzer Zeit vergriffen ist. Es heißt „Die Entstehung der Arten durch natürliche Zuchtwahl oder die Erhaltung der begünstigten Rassen im Kampf ums Dasein“. Der Autor ist Charles Darwin und er schildert, dass die schlecht Angepassten durch natürliche Auslese, also durch Selektion, ausgemustert werden, während die gut Angepassten sich stärker vermehren und sich durchsetzen. Aber wohlgemerkt: Darwin spricht von Pflanzen und Tieren und nicht von Menschen – und er hat die Selektionstheorie auch niemals für Menschen als gültig erklärt. Das aber haben am Ende des

* Nach einem Vortrag vom 9. November 2011 im Veranstaltungsprogramm des Baarvereins.

19. Jh. die Sozialdarwinisten getan, als sie die Selektionstheorie auf die Evolution des Menschen übertragen und behaupten, dass die menschliche Gesellschaft nach dieser Theorie funktioniert. Sie haben ignoriert, was der Sinn und die Funktion der menschlichen Zivilisation ist, nämlich auch den Schwachen und Kranken in der Gesellschaft zu helfen und sie zu unterstützen.

1895 entwirft der Mediziner Alfred Ploetz, auf den auch der Begriff der Rassenhygiene zurückgeht, eine Fortpflanzungslehre, in der missgebildete Kleinkinder keine Chance zum Überleben haben: „Ist das Neugeborene ein schwächliches und missratenes Kind, so wird ihm vom Ärztekollegium, das über den Bürgerbrief der Gesellschaft entscheidet, ein sanfter Tod bereitet, sagen wir durch eine kleine Dosis Morphium“.

Aber die Selektionstheorie gilt nach Meinung der Sozialdarwinisten nicht nur für den einzelnen Menschen, sondern auch für ganze Völker. Der Großindustrielle Friedrich Krupp eröffnet das neue Jahrhundert am 1. Januar 1900 mit einem Preisausschreiben und lässt die Frage stellen: „Was lernen wir aus den Prinzipien der Deszendenztheorie in Beziehung auf die innenpolitische Entwicklung und Gesetzgebung der Staaten?“. Den ersten Preis gewinnt ein Dr. med. Schallmayer mit seiner Arbeit „Vererbung und Auslese im Lebenslauf der Völker, eine staatswissenschaftliche Studie aufgrund der neueren Biologie“. Diese Schrift wurde das führende Lehrbuch für Rassenhygiene in Deutschland. Der Darwinist Schallmayer sah eine „Entartungsgefahr“ als „Kehrseite der aufsteigenden Stammesentwicklung“, verursacht durch das Sozialwesen und die moderne Medizin, die den erbgesundheitlich Minderwertigen eine nicht erwünschte erhöhte Fortpflanzung ermöglicht.

Zwei hochangesehene Wissenschaftler verhelfen der Auslese- und Vernichtungsideologie 1920 zum großen Durchbruch:

- Prof. Karl Binding, Jahrgang 1841, war Reichsgerichtspräsident und hat in Leipzig 40 Jahre bis 1913 Recht gelehrt, bevor er nach Freiburg in den Ruhestand ging.
- Prof. Alfred Hoche, Jahrgang 1865, war seit der Jahrhundertwende Leiter der Psychiatrie und Neuropathologie an der Universität Freiburg. 1920 erscheint die 62 Seiten schmale Schrift „Die Freigabe der Vernichtung lebensunwerten Lebens. Ihr Maß und ihre Form“, geschrieben von Binding, der während der Drucklegung stirbt. Im zweiten Teil fügt Hoche die sogenannten „Ärztlichen Bemerkungen“ an. Auf diese Schrift beziehen sich später praktisch alle, die Geistesranke und andere für „lebensunwert“ Befundene töten, weswegen sie etwas ausführlicher besprochen wird. Binding hat drei Gruppen von Menschen herausgefunden, deren Leben vernichtet werden kann: Zur ersten Gruppe gehören Personen, die infolge einer Krankheit oder einer Verwundung (der Erste Weltkrieg ist gerade vorbei) unrettbar verloren sind und den dringenden Wunsch nach Erlösung zu erkennen geben, also unheilbar Krebsranke, Schwindsüchtige sowie tödlich Verwundete. Hier gebe es eine Pflicht gesetzlichen Mitleids, heute würde man von Tötung auf Verlangen sprechen. Zur nächsten Gruppe gehören zwar geistig gesunde Personen, die z. B. nach einem schweren Unfall ins Koma fallen und – sollten sie noch einmal daraus erwachen – „zu einem namenlosen Elend erwachen würden“. Zur dritten

Gruppe schließlich gehören die „unheilbar Blödsinnigen“. Diese Vollidioten belasten die Allgemeinheit am schwersten, denn sie „erreichen ein Durchschnittsalter von 50 Jahren, ihre Fürsorge entzieht dem Nationalvermögen ein ungeheures Kapital in Form von Nahrungsmitteln, Kleidung und Heizung“ – und das für unproduktive Zwecke!

Dieser Rentabilitätsgedanke wird später von der NS-Propaganda mit Vorliebe aufgegriffen. Von Hoche stammen die Begriffe „Ballastexistenzen“ und „geistig Tote“. Zu seiner Entlastung muss man darauf verweisen, dass Hoche die später geübte Kinder-Euthanasie niemals legitimierte.

Er wurde sogar ein Gegner der Krankenmorde, als 1940 eine Verwandte von ihm der „Euthanasie“ zum Opfer fiel und ermordet wurde. Das große Thema der Zwanziger Jahre ist für die Rassenhygieniker die Sterilisierung, also die Beseitigung zukünftigen „lebensunwerten Lebens“. Bei dieser Sterilisierungs-Diskussion wird ein Argumentationsgebäude zusammen gekocht aus Ideen der Rassenveredelung („Aufordnung“) und präventiver Verbrechensbekämpfung. In den letzten Jahren vor der Machtergreifung der Nazis, also in einer Zeit wirtschaftlicher Not bei steigenden Fürsorgekosten, besteht bei allen Beteiligten eine diffuse Einigkeit, die sich in etwa so äußert: „Es muss etwas geschehen, denn so geht es nicht weiter“. Der Boden für die dann von den Nazis umgesetzte Vernichtung „lebensunwerten Lebens“ ist bestens vorbereitet.

Von der Absicht zur Ausführung

Am 30. Januar 1933 wird Hitler vom Reichspräsidenten Hindenburg zum Reichskanzler ernannt, bei den Reichstagswahlen am 5. März desselben Jahres erobern die Nazis mit 44 % der Stimmen die Mehrheit und am 24. März stimmen alle Parteien außer den Sozialdemokraten für das Ermächtigungsgesetz („Gesetz zur Behebung der Not von Volk und Reich“). Die Kommunisten sind zu dieser Reichstagsitzung bereits nicht mehr zugelassen. Hitler hat mit diesem Gesetz die Legislative und die Exekutive in einer Hand und kann auch gegen die Verfassung handeln. Damit ist auch das Schicksal der Schwachen besiegelt. Für jeden, der es wissen wollte, hatte Hitler in „Mein Kampf“ seine Ansichten zur natürlichen Auslese dargelegt und erklärt, dass er die Erhaltung der Schwachen und Minderwertigen für eine Verhöhnung der Natur hält.

Und es geht Schlag auf Schlag: Am 22. März 1933 wird das KZ Dachau eröffnet, eingewiesen werden als erste Landstreicher und andere „Asoziale, die die Wohlfahrtsämter brandschatzen“.

Es ist für uns heute erstaunlich, mit welcher Offenheit und Selbstverständlichkeit 1933 von der Einweisung von „Asozialen“ in Konzentrationslagern gesprochen wird. Selbst in beiden Kirchen und der Inneren Mission wird mit Genugtuung festgestellt, dass sich in diesen Lagern ein Personenkreis befindet, den man ohnedies zum Teufel wünscht, nämlich Kommunisten, Sozialisten, Freidenker und Arbeitsscheue.

Verblüffend kurze Zeit nach der Machtergreifung, nämlich am 14. Juli 1933, wird das „Gesetz zur Verhütung erbkranken Nachwuchses“ verabschiedet, das

sogenannte Sterilisierungsgesetz. Im Gesetzeskommentar heißt es ausdrücklich, dieses Gesetz sei nur „ein beachtlicher Anfang auf dem Wege der Vorsorge für das kommende Geschlecht“. Zu sterilisieren sind Kranke mit angeborenem Schwachsinn, Schizophrene, Epileptiker, Kranke mit erblicher Blind- oder Taubheit und schwere Alkoholiker. Eine Einwilligung des Kranken ist nicht nötig, die einmal beschlossene Sterilisierung wird auch bei Widerspruch durchgeführt. Das Gesetz tritt im Januar 1934 in Kraft, von da an bis zum Kriegsende werden nach Schätzungen zwischen 200.000 bis 350.000 Menschen zwangssterilisiert.

Dass sich seitens der Medizin kein Widerspruch gegen das Gesetz regt, ist nur erklärbar durch die geschilderten jahrzehntelangen wissenschaftshistorischen Entwicklungen von Biologismus, Sozialdarwinismus und Rassenhygiene.

Die Euthanasie, zu der sich Hitler bereits 1933 oder früher entschlossen hat, wie sein Begleitarzt Karl Brand im Nürnberger Prozess aussagte, wird ab 1933 zielstrebig propagandistisch vorbereitet. Bereits 1935 soll Hitler dem Reichsärztführer Wagner gesagt haben, „dass wenn ein Krieg sein soll, er die Euthanasiefrage aufgreifen wolle, weil ein solches Problem im Krieg zunächst glatter und leichter durchzuführen ist, dass offenbare Widerstände, die von kirchlicher Seite zu erwarten wären, in dem allgemeinen Kriegsgeschehen nicht die Rolle spielen würden wie sonst“.

Ab 1936 werden die meist kirchlich geleiteten Heil- und Pflegeanstalten auf Anweisung der übergeordneten Verwaltung angewiesen, die Einrichtung auf das „Führerprinzip“ umzustellen. Das bedeutet, dass die Leitung der Anstalten von den Kostenträgern, also den Bezirksvorständen übernommen wird. Gleichzeitig werden die Pflegesätze drastisch reduziert, was die wirtschaftliche Lage der Anstalten weiter verschlechtert. Die Umstellung wird damit begründet, dass die Betreuung und Erziehung der Insassen den Grundsätzen des nationalen Staates entsprechen sollen. Praktisch bedeutet das die Übereignung kirchlicher Einrichtungen in die Hände des Staates. Bei einer Weigerung werden die Pfleglinge oder Fürsorgezöglinge aus der Anstalt verlegt, was bedeutet, dass diese wirtschaftlich ruiniert wird. Solchen Repressionen sind die wenigsten Anstalten gewachsen und fast alle auf Staatskosten untergebrachten Patienten werden in die staatlichen Heil- und Pflegeanstalten abtransportiert – und später getötet.

Die Kinder-Euthanasie

Je näher der schon lange geplante Krieg kommt, desto intensiver werden die Vorbereitungen für die Auslöschung „lebensunwerten Lebens“. Zuerst wird die Kinder-Euthanasie organisiert: Die Kanzlei des Führers in Berlin, ursprünglich ein kleines Amt, das alle an Hitler direkt gerichteten Eingaben bearbeitet, hat sich 1938 zu einem Verwaltungsapparat entwickelt mit fünf Hauptämtern, wobei das Hauptamt II – natürlich unter strengster Geheimhaltung – für Euthanasie zuständig ist. Anfang 1939 tritt ein Beraterstab in diesem Hauptamt zusammen, der sich „Reichsausschuss zur wissenschaftlichen Erfassung von erb- und anlagebedingten schweren Leiden“ nennt, aber nur eine pseudowissenschaftliche Abteilung der Tötungsorganisation ist. Er bestimmt, welche Kinder ausgelöscht werden sollen. Schon im August 1939 gibt das Reichsministerium des Inneren einen streng vertraulichen

Runderlass heraus, der den Kreis der betroffenen Kinder festlegt und die Art und Weise, wie diese Kinder erfasst werden sollen. Betroffen sind Kinder, die mit folgenden schweren angeborenen Leiden auf die Welt kommen:

- Idiotie und Mongolismus
- Hydrocephalus (Wasserkopf) und Mikrocephalus (zu kleiner Kopf)
- Missbildungen wie Spaltbildungen von Kopf und Wirbelsäule
- Sonstige schwere körperliche Missbildungen und spastische Lähmungen

Diese Kinder müssen von den Hebammen und/oder dem entbindenden Arzt unverzüglich dem zuständigen Amtsarzt gemeldet werden, der sich baldmöglichst von der Richtigkeit der Meldung überzeugen muss. Weiterhin müssen alle Ärzte, also nicht nur die Geburtshelfer, die in Ausübung ihres Berufes mit Kindern unter drei Jahren mit einem der oben angeführten Leiden bekannt werden, dies dem Amtsarzt melden. Darunter fallen zunächst die Kinder, die nicht in Heimen, sondern bei ihren Eltern leben.

Der Meldebogen wird vom Amtsarzt an den „Reichsausschuß“ gesandt, der aber nur der Briefkasten ist und ihn weiterleitet zur Abteilung II der Kanzlei des Führers. Die Meldebögen kommen dann an drei Gutachter des „Reichsausschusses“, die entscheiden, ob das Kind leben darf oder getötet werden soll, ohne dass die Gutachter das Kind oder sein Krankenblatt gesehen haben. Soll das Kind getötet werden, so werden die Eltern ultimativ aufgefordert, das Kind in eine der zuletzt etwa 30 „Kinderfachabteilungen“ im Reich, die vor allem heimliche Tötungsmaschinerien sind, zur Aufnahme zu bringen. Die Amtsärzte sollen die Eltern, die in der Regel ihre Kinder nicht gerne weggeben, mit Lug und Trug überreden, z. B. dem Argument: „es bestehen in dieser Abteilung Behandlungsmöglichkeiten auch für Fälle, die bisher als hoffnungslos gelten“. Wenn nichts hilft, wird mit der Entziehung des Sorgerechts gedroht und so die Herausgabe des Kindes erzwungen. In der Kinderfachabteilung lässt man erst einige Zeit verstreichen, um die Eltern nicht misstrauisch zu machen. Dann werden die Kinder durch die Gabe von Luminal-Tabletten oder durch Morphium- oder Scopolaminspritzen getötet, was in der Regel von den Ärzten den eingeweihten Schwestern oder Pflegern überlassen wird. Die Angehörigen bekommen dann sogenannte Trostbriefe mit den fingierten Todesursachen. Auf diese Weise wurden mindestens 5.000 Säuglinge und Kleinkinder ermordet.

Die Erwachsenen-Euthanasie

Im Juli 1939 beauftragt Hitler das Hauptamt II, das von Karl Brandt, dem Begleitarzt Hitlers, und Philipp Bouhler, Reichsleiter und SS-Standartenführer und alter Kämpfer der Partei, geleitet wird, mit der Durchführung der Euthanasie an den Geisteskranken. Da das Amt zuverlässige Ärzte als Helfershelfer braucht, werden Ende Juli etwa 20 namentlich bekannte Ordinarien für Neurologie und Psychiatrie nach Berlin eingeladen zur Besprechung des Euthanasie-Programms. Dabei führt Bouhler aus:

Die Tötung eines Teils der Geisteskranken werde notwendigen Lazarettraum für den bevorstehenden Krieg frei machen. Das freiwerdende Personal werde eingesetzt zur Versorgung von Verwundeten. Aus außenpolitischen Gründen habe

Hitler eine gesetzliche Regelung für die Euthanasie abgelehnt, doch die Beteiligten seien vor einer Strafverfolgung sicher geschützt. Wegen der notwendigen Geheimhaltung sei es nicht möglich, die Euthanasie jeweils in den einzelnen Anstalten durchzuführen, in denen die betreffenden Kranken lebten, sondern in besonders dafür bestimmten Anlagen.

Niemand werde zum Mitmachen gezwungen. Alle sagen eine aktive Mitarbeit zu bis auf einen, der aber nicht aus Gegnerschaft zur Euthanasie verweigert, sondern er entschuldigt sich mit dem großen Umfang seiner sonstigen Tätigkeiten. In ihre Anstalten zurückgekehrt, sehen sich die Direktoren nach geeignetem Personal in den eigenen Einrichtungen um und melden die für die Tötungsaktion tauglich Befundenen nach Berlin.

Am 1. September beginnt der Zweite Weltkrieg mit dem Einmarsch in Polen und damit ist der Zeitpunkt gekommen, mit der Vernichtung der Minderwertigen im eigenen Volk zu beginnen. Am gleichen Tag wird die Sterilisierungsaktion offiziell gestoppt, da an ihre Stelle nun ungehemmt die „Euthanasie“ treten kann. Es wird zwar weiter sterilisiert bis 1945, aber nur in eingeschränktem Umfang, weil die Ärzte bei der Truppe gebraucht werden. Die Planungsphase für die Euthanasie geht ihrem Ende zu, denn der Krieg macht es jetzt möglich, dass „im Zuge kriegsbedingter Räumungsmaßnahmen“ ganze Anstalten verlegt werden können, ohne dass dies zunächst Verdacht erregen muss. Am 21. September 1939 ergeht ein Erlass der Gesundheitsabteilung des Reichsministerium des Inneren über die Erfassung der Heil- und Pflegeanstalten:

Sämtliche Anstalten im Reichsgebiet, in denen Geisteskranke, Epileptiker und Schwachsinnige nicht nur vorübergehend verwahrt werden, müssen bis 15. Oktober 1939 nach Berlin gemeldet werden. Die angeforderten und ausgefüllten Meldebögen müssen an die „Reichsarbeitsgemeinschaft Heil- und Pflegeanstalten“ (RAG) eine Scheinorganisation im Rahmen des Hauptamtes II in der Kanzlei des Führers geschickt werden. Gemeldet werden müssen alle Anstalten, gleichgültig, ob es sich um öffentliche, gemeinnützige, karitative oder private Einrichtungen handelt.

Alle diese Vorbereitungen zur Euthanasie sind bisher in die Wege geleitet worden, ohne dass eine schriftliche Grundlage, geschweige denn ein Gesetz vorgelegen hätte. Hitler lehnt aus politischen und vor allem außenpolitischen Gründen (ein solches Gesetz wäre natürlich ein willkommenes Argument für die Feindpropaganda) eine gesetzliche Regelung ab, aber im Oktober 39 unterschreibt er ein auf den 1. September zurückdatiertes Ermächtigungsschreiben:

„Reichsleiter Bouhler und Dr. med. Brandt sind unter Verantwortung beauftragt, die Befugnisse namentlich zu bestimmender Ärzte so zu erweitern, dass nach menschlichem Ermessen unheilbar Kranken bei kritischster Beurteilung ihres Krankheitszustandes der Gnadentod gewährt werden kann“.

Dieser eine Satz ist auf privatem Briefpapier Hitlers geschrieben und diese Ermächtigung stellt ganz sicher keine gesetzliche Grundlage dar für die beabsichtigten Massentötungen – aber es wird in Zukunft angesehenen Professoren und den höchsten Juristen als Handlungsgrundlage genügen, weil es eben Hitlers Wille ist. Am 27. September 1939 kapitulieren die polnischen Truppen, die Republik Polen wird zwischen dem Deutschen Reich und der UdSSR geteilt. Bereits zwei Tage

später beginnt in den sogenannten „befreiten Gebieten“ der Massenmord an polnischen psychisch Kranken, die in den nächsten Monaten zu Tausenden von SS-Männern erschossen werden. Die Euthanasie beginnt zuerst in Polen, während in Berlin noch die Vorbereitungen dazu getroffen werden.

Beginn der Euthanasie in Deutschland

Im Januar 1940 werden im ehemaligen Zuchthaus Brandenburg an der Havel zentrale Probetötungen von Geisteskranken durchgeführt. Erprobt werden Injektionen von Morphium-Scopolamin in sehr hohen Dosen und die Tötung durch Einatmung von Kohlenmonoxyd, wobei die Vergasung der Kranken durch Kohlenmonoxyd als Methode der Wahl festgelegt wird.

In der Berliner Euthanasiezentrale gehen immer mehr Meldebögen ein, die drei sogenannten Gutachterärzten zugesandt werden, die entscheiden, welche Kranken getötet werden sollen und welche weiterleben dürfen. Das einzige entscheidende Kriterium, nach dem die Auslese der Gutachter erfolgt, ist die Frage, ob der Kranke zu produktiver Arbeit fähig ist oder nicht. In Zweifelsfällen wird zu Ungunsten des Kranken entschieden, denn es geht längst nicht mehr um „Erbhygiene“, sondern um die Beseitigung möglichst vieler nutzloser Esser und es muss Platz geschaffen werden. Daher werden nicht nur Geisteskranke, sondern auch Menschen beseitigt, die Arteriosklerose, Tuberkulose, Krebs und andere Krankheiten haben. Auch viele angeblich „wertlose alte Menschen“ werden umgebracht.

Im April 1940 wird die Euthanasie-Zentrale erweitert, um mit der Flut der Meldebögen fertig zu werden. Die Verwaltung mit etwa hundert Angestellten zieht um in eine Villa in Berlin-Charlottenburg in die Tiergartenstraße 4, und seither heißt die unter strenger Geheimhaltung stehende Euthanasieaktion inoffiziell „Aktion T4“.

Nicht weit von der Baar, nämlich am Nordrand der Schwäbischen Alb, wird mit der Vernichtung des „lebensunwerten Lebens“ begonnen, und wegen dieser Nachbarschaft wird Grafeneck als Exempel ausführlicher besprochen.

Im Sommer 1939 wird das Krüppelheim Grafeneck, das in einem schön gelegenen ehemaligen herzoglichen Schloss im Kreis Münsingen etwa in der Mitte zwischen Reutlingen und Blaubeuren auf der Schwäbischen Alb untergebracht ist und dem Stuttgarter Samariterbund untersteht, von Amts wegen konfisziert und zur „Landespflegeanstalt“ umgewandelt. Dieser Name ist nur der Tarnname für Tötungsanstalten, wie sie auch in Brandenburg an der Havel, in Hartheim bei Linz und in Sonnenstein bei Pirna entstehen.

Anfang Januar 1940 kommen 24 ausgesuchte und freiwillig verpflichtete Pflegerinnen und Pfleger aus Berlin nach Grafeneck, wo sie unter strenger Geheimhaltung kaserniert und eingewiesen werden. Mitte Januar 1940 kommen die Krematoriumsöfen nach Grafeneck, gleichzeitig werden im Vergasungsraum die Duschen eingebaut, die die Opfer täuschen sollen, wenn sie in den sogenannten „Duschraum“ geführt werden. Die eigentliche Vernichtungsanstalt wird von einer 3–4 Meter hohen Bretterwand umgeben, so dass auch von den umgebenden Höhen jeder Einblick verwehrt wird.

Im November 1939 ist ein weiteres Tarnunternehmen in das Handelsregister von Berlin-Charlottenburg eingetragen worden, nämlich die „Gemeinnützige

Die »Euthanasie«-Morde der NS-Zeit



Das Barockschloss Grafeneck. Quelle der Abbildungen: Wikipedia Commons.

Kranken Transport GmbH“, kurz Gekrat genannt. Dieses von Berlin zentral gelenkte Unternehmen hat keine andere Aufgabe als die Kranken aus den Heil- und Pflegeanstalten abzuholen und in die Tötungsanstalten zu bringen. Schon nach kurzer Zeit sind ihre grau eingefärbten ehemaligen Reichspost-Busse bekannt und berüchtigt. Anfang Februar 1940 werden die ersten 45 Patienten aus der Anstalt Rottenmünster von der Gekrat nach Grafeneck gebracht. Nach der Ankunft müssen sich die Kranken entkleiden und werden nochmals oberflächlich von einem Arzt untersucht, was aber nur der Beruhigung der Kranken dienen soll und eine letzte Kontrolle der Personalien darstellt. Dann kommen sie in den Duschraum. Unruhige Patienten werden mit Morphinum-Injektionen ruhig gestellt, damit keine Panik entsteht. Dann erfolgt die Tötung durch die Einleitung von Kohlenmonoxyd über 20 Minuten, danach wird durch das Personal entlüftet und es erfolgt die sofortige Verbrennung der Leichen.



Die »Duschbaracke« in Grafeneck.

Die Angehörigen bekommen wie bei der Kinder-Euthanasie sogenannte „Trostbriefe“, die vorgefertigt sind und in denen der plötzliche Tod des Kranken mitgeteilt wird. Wegen Seuchengefahr sei der Leichnam sofort verbrannt worden, auf Wunsch könnte ihnen eine Urne mit der Asche des Verstorbenen zugeschickt

werden. Diese Trostbriefe werden in den Postämtern der umliegenden Städte aufgegeben, um keinen Verdacht zu erregen. Dem gleichen Zweck dienen die Sonderstandesämter, die bei jeder Tötungsanstalt eingerichtet werden, da die Massentötungen nicht im nächsten Standesamt beurkundet werden können. Alle Ärzte unterschreiben mit falschem Namen, falsch sind natürlich auch die Todesursache und das Datum des Todestages.

Erste Widerstände

Anfangs haben so gut wie alle betroffenen Anstalten ihre Patienten herausgegeben, ohne zu erfahren, wohin diese gebracht werden und was mit ihnen geschieht. Bei beiden Kirchen gehen bis Ende Mai 1940 viele Berichte von Pfarrämtern ein, die vom unerwarteten Tod von Geisteskranken und der Einäscherung ihrer Leichen aus „seuchenpolitischen Gründen“ in Grafeneck berichten. Beide Kirchen protestieren – wenn überhaupt – auf dem Dienstweg und schreiben Briefe, die im Volk nicht bekannt sind. Vorstellungen und Anfragen beim Karlsruher Innenministerium werden entweder gar nicht oder ausweichend beantwortet.

Eine besondere und rühmliche Ausnahme sind die „von Bodelschwingschen Anstalten Bethel“, weswegen kurz von ihnen berichtet werden soll: Am 14. Juni 1940 schickt das Reichsministerium des Inneren an die Anstalt Bethel 3.000 Meldebögen, die bis spätestens 1. August ausgefüllt und ans Ministerium zurückgeschickt werden sollen. Leiter der Anstalt ist Fritz von Bodelschwing, der jüngste Sohn des Gründers.

Er hat zwei Berater: Pastor Paul Braune. Braune – und nicht Bodelschwing – ist es, der auf evangelischer Seite die Zusammenhänge der geheimen Aktion am schnellsten durchschaut und reagiert, indem er eine Denkschrift beginnt über Krankentötungen, die er auch Bodelschwing vorlegt.

Der zweite Berater von Bodelschwing ist der Leitende Arzt der Psychiatrischen- und Nervenabteilung der Westfälischen Diakonissenanstalt in Bethel Dr. Jaspersen, der immer wieder versucht hat, Anstaltsleiter und Ärzte sowie Ordinarien davon zu überzeugen, die geforderten Meldebögen nicht auszufüllen. Aber sein Versuch, die führenden Ordinarien zu einer gemeinsamen Ablehnungsfront zu gewinnen, misslingt. Ende Juli 1940 klärt er als erster den Bischof von Münster, August Graf von Galen, über die Euthanasiamorde auf.

Braune beendet seine Denkschrift am 9. Juli 1940 und hat mit Bodelschwing am 12. Juli einen Gesprächstermin bei Reichsjustizminister Gürtner in Berlin. Dieser, ein „Bürgerlicher“ in der Regierung, ist entsetzt über die von Braune belegte Tatsache, dass im Reich am laufenden Band gemordet wird, und da kein Gesetz vom Führer erlassen



Friedrich von Bodelschwing der Jüngere.

wird, ergibt sich für ihn die Notwendigkeit, die heimliche Tötung der Geisteskranken sofort einzustellen. Die Euthanasie-Verantwortlichen lassen sich von Gürtners Aktivitäten überhaupt nicht beeindrucken. Bodelschwingh weigert sich nach allem, was er bisher weiß, die Meldebögen auszufüllen. In Berlin wird klar, dass der haltende Widerstand, den Bethel leistet, zur zentralen Auseinandersetzung werden kann. Im übrigen wird im August 1940 die Denkschrift von Braune beschlagnahmt, er selbst kommt in Gestapohaft in der Berliner Prinz-Albrecht-Straße und wird am 31. Oktober, pünktlich zum Reformationsfest, entlassen, nachdem er schriftlich versprochen muss, dass er keine Schritte gegen Maßnahmen des Staates oder der Partei unternehmen wird.

Ende 1940 wird der baldige Besuch einer Ärztekommision von der Aktion T4 aus Berlin für Bethel angekündigt. Weil bekannt ist, dass andernorts die Kranken ohne Unterscheidung der Schweregrade ihrer Krankheit fortgekommen sind, schlägt der Chefarzt von Bethel Prof. Schorsch, vor, die Kranken selbst in einer Voruntersuchung einzugruppieren. Schorsch weist seine Oberärzte an, eine Zusammenfassung von Erblichkeit, Beginn und Erscheinungsformen der Krankheit der einzelnen Patienten ins Krankenblatt einzutragen. Er selbst gruppiert dann nach eigener Untersuchung die etwa dreitausend Patienten in 7 Gruppen ein, von Gruppe 1: „keine geistigen Regungen und absolute Pflegebedürftigkeit“ bis „gute bis sehr gute Leistungen“ in Gruppe 7.

Die Selektionskommission aus Berlin kommt mit 14 T4-Ärzten am 19. Februar 1941 nach Bethel, bleibt aber wegen der guten Vorarbeit von Schorsch nur bis zum 26. Februar. Die Verlegungsaktion soll in circa einem halben Jahr anlaufen. Bodelschwingh bittet um Zeit bis zum Herbst in der Hoffnung, „dass bis dahin der Krieg beendet ist und die Aktion damit entfällt“. Bethel informiert auf jeden Fall die Angehörigen von Pfinglingen, die man für besonders gefährdet hält.

Bethel bleibt, um das Thema abzuschließen, als einzige Anstalt von den Abtransporten weitgehend verschont, wohl einmal wegen des gezeigten Widerstandes, zum andern wegen einer guten Beziehung von Bodelschwinghs zu Brand, dem Begleitarzt Hitlers.

In den anderen Anstalten findet sich weniger Widerstand gegen die Abtransporte: Bei den protestantischen Anstaltsleitern siegt im Gewissenskonflikt zwischen Gehorsam und Widerstand fast immer die protestantische Maxime: „Seid untertan der Obrigkeit“.

Die katholische Kirche zeigt sogar die Bereitschaft zum Sündenfall, nämlich einer gesetzlichen Regelung der Euthanasie zuzustimmen, wenn bestimmte Bedingungen erfüllt werden, aber Hitler will aus außenpolitische Gründen kein Gesetz. Erst im November 1940 bezeichnet das Heilige Officium in Rom die Ermordung Geisteskranker als „unmenschliches und frevelhaftes Verbrechen“. Papst Pius XII. streicht diese Worte aus dem publizierbaren Text, weil sie seiner Meinung zu polemisch sind. Im Dezember erklärt dann das Officium, dass eine Tötung allein wegen geistiger oder körperlicher Defekte „gegen das natürliche und positiv göttliche Recht verstößt“.

So urteilt Paul Klee über die „Euthanasie“ im NS-Staat: „Gleichwohl kann nur derjenige den kirchlichen Verantwortlichen Vorwürfe machen, der eine gesell-

schaftliche Gruppierung der Nazizeit zeigen kann, die mehr für die Kranken getan hätte!“

Ein Widerstand führender Ärzte ist Illusion und wird auch nie stattfinden. Der Göttinger Ordinarius Gottfried Ewald bleibt eine Ausnahme unter den Ordinarien, weil er sich nicht für eine „Gutachtertätigkeit“ zur Verfügung stellt. 1979 standen in der „Frankfurter Rundschau“ die Berechnungen von Michael Kate von der York-University:

Von den zur Loyalität verpflichteten reichsdeutschen Lehrern waren in der NSDAP 22 %, von den freien Ärzten 45 %. Von den Lehrern waren 11 % Mitglieder der SA, von den Ärzten 28 % und in der SS waren 0,4 % der Lehrer, aber 7,3 % der Ärzte. In der Diskussion über die Verbrechen der beteiligten Ärzte wird immer wieder argumentiert, dass sie durch eine spezifische NS-Medizin indoktriniert waren. Wahrscheinlicher ist, dass diese sogenannte NS-Medizin ein Teil eines auf den Erkenntnissen der Wissenschaft aufbauenden medizinischen Weltbildes war, das bereits vor 1933 bestand und später keiner kritischen Analyse unterworfen wurde.

Nachdem Kirchen und Ärzte als Widerstandszentren entfallen, bleibt nur noch die Justiz: Bei den Staatsanwaltschaften und Gerichten herrscht mittlerweile Chaos: Untersuchungshäftlinge und Verurteilte, die wegen Straftaten im Zustand von verminderter Zurechnungsfähigkeit in eine Heil- und Pflegeanstalt eingewiesen wurden, sind einfach „verschwunden“. Das wird regelmäßig erst dann bemerkt, wenn nach einer bestimmten Frist die Entscheidung ansteht, ob der Zweck der Unterbringung erreicht ist.

Nicht aus Mitleid, sondern aus formalen Gründen drängt die Justiz auf die Schaffung eines richtigen Euthanasiegesetzes. Es wird von T4-Leuten und namhaften Ordinarien vorbereitet und am 31. 8. 1940 im Entwurf fertiggestellt und soll die Sterbehilfe von Schwerstkranken und die Beseitigung von „nutzlosen Essern“ regeln.

Hitler lehnt die Veröffentlichung des Gesetzes ab, nicht weil er den Inhalt missbilligt, sondern im Blick auf die Feindpropaganda. Der Entwurf soll nach seinem Willen in der Schublade bleiben, bis der „Endsieg“ errungen ist. Es bleibt also nur das Ermächtigungsschreiben von Hitler, das aber keine wirkliche Rechtsgrundlage darstellt. Die Justiz arrangiert sich und ignoriert die Krankenmorde quasi „beobachtend“, also von Widerstand keine Spur.

Der fehlende Widerstand wird in den Prozessen nach dem Krieg häufig durch den angeblichen Befehlsnotstand entschuldigt. Adalbert Rückerl, der Leiter der Ludwigsburger Zentralstelle zur Verfolgung von Naziverbrechen, hat recherchiert, wie weit sich Nazitäter tatsächlich im Notstand befanden, das heißt, dass sie bei Befehlsverweigerung mit dem Tod oder der Einlieferung ins KZ bedroht wurden. Er kommt zu dem Schluss:

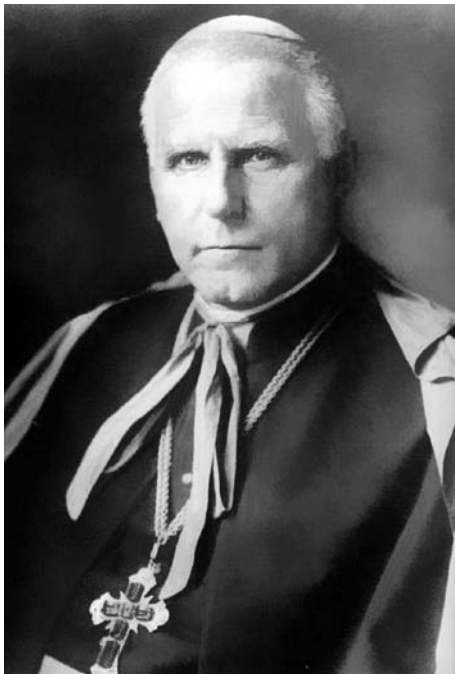
Nicht einer wurde unter Bedrohung seines Lebens zu seinen Taten gezwungen! Wenn Helfer der Aktion T4 bestraft wurden, dann wegen Betrugs und Unterschlagung oder wegen eines Verstoßes gegen die Geheimhaltungspflicht, denn selbst auf dem Höhepunkt seiner Macht hat das Naziregime es nicht gewagt, die Geheimhaltung der Euthanasiemaßnahmen aufzuheben.

Und um das Kapitel Grafeneck abzuschließen: hier werden die Tötungsmaßnahmen im Dezember 1940 programmgemäß eingestellt. Der Grund: die Zulieferanstalten können keine Kranken mehr liefern, da diese im weiten Umkreis alle bereits getötet wurden. Im Januar 1941 nimmt das ehemalige Personal von Grafeneck in der neu eingerichteten Tötungsanstalt Hadamar bei Limburg die Arbeit auf.

Der Stopp der »Euthanasie«

Am 3. August 1941 predigt Bischof Clemens August von Galen in der Lambertikirche in Münster. Er verkündet, dass die Tötung von Geisteskranken nun auch in Westfalen angelaufen sei. Wenn man „unproduktive Mitmenschen“ töten dürfe, „dann wehe uns allen, wenn wir alt und schwach werden. Und wehe den Invaliden und Krüppeln dieses Krieges“. Das Reichsstrafgesetzbuch bestimme, wer vorsätzlich einen Menschen töte, sei wegen Mordes mit dem Tode zu bestrafen, und dieses Gesetz gelte auch heute noch.

Endlich hat ein Kirchenführer öffentlich Partei ergriffen und die Predigt hat eine ungeheuerliche Wirkung. Ein Wort zur Person von Galens: posthum wurde ihm wegen seines Mutes der Ehrenname „Löwe von Münster“ verliehen. In der Biografie von Höllen kann man nachlesen, dass damit die Person von Galens unzureichend beschrieben ist. Er war auch liiert mit Franz von Papen, er war ein scharfer Kritiker der Weimarer Verfassung, und er war streng antiliberal und antisozialistisch. In der Umgebung seines Vettters, des Bischofs Preysing in Berlin, war er bis Ende 1937 verdächtigt worden, dass er letzten Endes doch mit dem NS-System sympathisiere.



Bischof Clemens August von Galen.

Dass er das nicht tut, zeigt seine mutige Predigt im August 1941. Die Nazis sind ratlos: durch Verhaftung oder Aburteilung von Galens würde dieser von der Kirche als Märtyrer hingestellt, was unbedingt vermieden werden soll. Auf jeden Fall ist die Geheimhaltung über die Euthanasie-Maßnahmen durchbrochen und mehrere Bischöfe und Priester sind so mutig, die sogenannte „Euthanasie“ öffentlich zu verurteilen.

Am 24. August 1941 wird die „Euthanasie“ von Hitler persönlich gestoppt. Diese Entscheidung ist am ehesten auf die bischöflichen Proteste zurückzuführen, hat aber auch sicher außenpolitische Gründe (Feindpropaganda). Der Stopp wird propagandistisch geschickt ausgewertet, indem man durch Flüsterpropaganda austreut, diese Initiative beruhe auf dem persönlichem Befehl Hitlers, der vorher gar nichts von den Tötungen gewusst habe.

Ein Statistiker der Aktion T4 hat eine interne Bilanz bis zum Stopp erstellt. Vom Beginn der Aktion bis August 1941 wurden demnach etwa 70.000 Kranke vergast, wobei diese Toten mit der ganzen Menschenverachtung des Systems als die „Desinfizierten“ in der Statistik auftauchen. Etwa weitere 20.000 starben durch Verhungern und/oder Überdosierungen von potentiell tödlichen Medikamenten, so dass man bis Mitte 1941 von insgesamt 90.000 Morden ausgehen kann.

Morde nach dem sogenannten »Euthanasie-Stopp«

Die durch den Stopp freigewordenen Tötungskapazitäten der Aktion T4 nutzt Reichsführer SS Himmler, um die Konzentrationslager von sog. „Ballastexistenzen zu befreien“. Die Selektion erfolgt durch die erprobten Ärzte von T4. Kranke und arbeitsunfähige Häftlinge sollen sich für die Verschickung in ein „Erholungslager“ melden. Die Auswahl erfolgt nur nach dem Gesichtspunkt, ob der Häftling arbeitsfähig ist: wenn nicht, so kommt er in eine von den drei noch offenen Tötungsanlagen, die allerdings keine „Trostbriefe“ mehr schreiben und keine Todesfälle mehr beurkunden.

Auch die bisher eher neutrale Einstellung der Justiz ändert sich gründlich: Justizminister Gürtner ist im Januar 1940 gestorben, ein Staatssekretär leitet das Ministerium kommissarisch und erst im August 1942 wird der überzeugte Gefolgsmann und Präsident des Volksgerichtshofs Otto Thierack von Hitler zum Reichsjustizminister ernannt. Nach seinem Amtsantritt erklärt er seinen Ministerialräten, Hitler habe ihm gesagt, die Besten fielen an der Front, während die Minderwertigen in den Anstalten sicher verwahrt und konserviert würden. Ab November 1942 selektieren hochrangige Beamte des Reichsjustiz-Ministeriums in den Haftanstalten sogenannte „asoziale“ Gefangene aus, die ins KZ verlegt werden, wo sie der „Vernichtung durch Arbeit“ zugeführt werden. Sind sie dann zu schwach für die Arbeit, kommen sie vom KZ in die Tötungslager, besonders viele nach Hartheim bei Linz.

Alle Beamten des Justizministeriums, die wegen Beteiligung an der Aktion „Vernichtung durch Arbeit“ nach dem Krieg angeklagt wurden, sind freigesprochen worden. Der Grund: sie hätten in Unkenntnis gehandelt und nicht gewusst, dass die ausgewählten „Asozialen“ tatsächlich getötet wurden.

Die „Endlösung der Judenfrage“ und der angebliche Stopp der „Euthanasie“ fallen zeitlich fast zusammen. Das Personal von T4 geht fast ausnahmslos zu den neugeschaffenen Lagern in Belzec, Sobibor und Treblinka, wo sie alle Karriere machen. Die „Euthanasie“ wird also fortgeführt, allerdings nach Polen verlegt, wo man die polnischen Kranken verhungern lässt. Damit werden die psychiatrischen Anstalten frei für deutsche Patienten, die zum Sterben antransportiert werden. Die Tarnung der Tötungen gelingt so gut, dass die in die besetzten Gebiete verlagerte Fortführung der „Euthanasie“ so gut wie unbekannt geblieben ist.

Das Ende

Etwa ein Jahr nach dem Euthanasie-Stopp beginnt Hadamar, das seine Tötungen im August 1941 einstellte, wieder mit den Massentötungen und wieder gehen regelmäßig Transporte nach Hadamar, wobei jetzt bei zunehmender Überlegenheit der Alliierten im Luftkrieg die Transporte als „Abtransporte aus luftgefährdeten Gebieten“ begründet werden. Gleichzeitig setzen in großem Ausmaß die Transporte aus den Anstalten des Reichs ab Frühjahr 1943 nach Osten in die Lager der besetzten Gebiete ein.

Die Haupttötungsart ist in den letzten beiden Kriegsjahren nicht mehr das Vergasen oder das Spritzen, sondern die sogenannte „Hungerkost“: Kranke ohne Heilungsaussicht bekommen eine meist fettlose Kost mit in Wasser gekochtem Gemüse und die Kalorien werden denen, die für die „Volksgemeinschaft“ nichts mehr leisten können, radikal gekürzt. Viele Kranke verhungern auf diese Weise, und die unhygienische Unterbringung sowie die oft unbeheizten Räume tragen zu einer enormen Steigerung der Sterblichkeit bei.

In einigen Anstalten wird den Kranken ohne ihr Wissen Luminal in leichter Überdosierung gegeben, damit die bewusst mangelhaft ernährten und geschwächten Patienten relativ schnell an den Komplikationen einer Lungenentzündung sterben.

Je näher die Niederlage kommt, desto weniger wird von der Zentrale in Berlin gelenkt, aber die Tötung durch Verhungern oder Vergiften liegt in den Jahren 1944 und 1945 im alleinigen Ermessen der verrohten Ärzte und Pfleger, die bestimmen, ob und wer getötet wird.

Auch nach der Beendigung des dritten Reiches sterben noch unzählige Anstaltsinsassen an den Folgen der systematischen Unterernährung. Von den an den Morden beteiligten Ärzten begingen nach Kriegsende einige Selbstmord, Bouhler und Brand wurden in den Nürnberger Folgeprozessen zum Tode verurteilt und hingerichtet, einige erhielten lange Haftstrafen und wurden in den fünfziger Jahren begnadigt, so dass 1953 kein Arzt mehr im Gefängnis saß. Den weitaus meisten Ärzten gelang es unterzutauchen und sich eine neue Existenz aufzubauen.

Beispielhaft für die Strafverfolgung der an den Morden beteiligten Schwestern und Pfleger ist ein Vorgang 1949 in Hamburg: Im April 1949 beschloss die Strafkammer 1 des Landgerichts Hamburg unter Vorsitz des Landgerichtspräsidenten die Hauptverhandlung gegen 20 angeschuldigte Pflegekräfte nicht zu eröffnen und sie außer Verfolgung zu setzen. Der Grund für diesen Beschluss: Die Angeschuldigten hatten angegeben, an die Rechtmäßigkeit ihrer Handlungsweise geglaubt zu haben und sie hatten auch geglaubt, dass ein Euthanasie-Gesetz bestehe. Daraus folgerte das Gericht: „Wenn also den Angeschuldigten das Bewusstsein der Rechtswidrigkeit nicht nachgewiesen werden kann, so fehlt es am Beweis ihrer Schuld und sie können deshalb nicht verurteilt werden“.

Die meisten Schwestern und Pfleger arbeiteten nach dem Krieg weiter in ihrem Beruf in Krankenhäusern und Anstalten. Von den beteiligten Juristen wurde niemand verurteilt, sie wurden größtenteils in die Nachkriegsverwaltung übernommen.

Dr. Heinrich Feurstein

Chronologisch den Lebenslauf von Heinrich Feurstein zu rekapitulieren wäre zu langwierig und ermüdend. Bei der Durcharbeitung des hervorragenden Buches über ihn von Richard Zahlten habe ich versucht, die wichtigsten Charaktereigenschaften dieses Mannes heraus zu finden, und anhand seiner Einstellungen auf den Feldern des sozialen Engagements, der Kunst und der Politik möchte ich Ihnen ein möglichst ausgewogenes Bild dieses Mannes und seiner hellen und auch dunklen Seiten zeichnen.

Beginnen wir mit den Eigenschaften: Für seine seelsorgerische Arbeit hat er nur ein Ziel: „Alle sollen aus dem Glauben leben“, und dieses Ziel verfolgt er unbeirrbar. Seine Maxime lautet: „Gott dienen ist die erste Pflicht, dem Menschen dienen die zweite“.

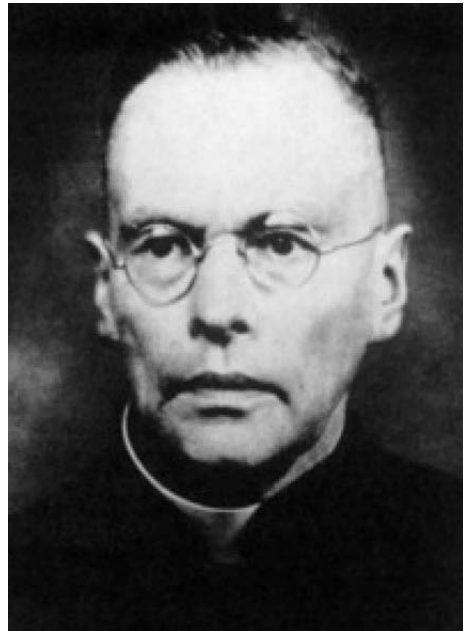
Er ist ein sehr bescheidener und gänzlich uneitler Mann, der auf keinen Fall mehr sein will als die Anderen. Seine Ideale sind Einsamkeit und Armut, wovon sein spartanisch eingerichtetes Schlaf- und Bet-Zimmer im Donaueschinger Pfarrhaus zeugt, und er findet harte Worte für die angebliche Verweichlichung der Jungpriester im Priesterseminar von St. Peter.

Arme und sozial schwache Menschen ebenso wie Kinder haben freien Zugang zum Pfarrhaus, in dem der Geist der Zusammengehörigkeit herrscht. Geld spielt in seinem Leben keine wesentliche Rolle, er gibt es lieber an Bedürftige, und die materielle Not seiner Pfarrkinder leert ihm buchstäblich die Taschen.

Er ist ein verschlossener Mensch, der sehr auf die Respektierung seines persönlichen Freiraumes achtet. Selbstzufriedenheit ist ihm fremd und Erfolge spornen ihn immer an zu Neuem.

Die Wahl zum Dekan des Dekanats Donaueschingen lehnt er ebenso ab wie die Ernennung zum Monsignore durch den Erzbischof von Freiburg auf Empfehlung des Fürsten zu Fürstenberg. Er bleibt Monsignore nur auf dem Papier. Seine Vikare, heute Hilfspriester oder Kapläne genannt, haben eine eigene Erklärung für seine Ablehnung: in Violett kann Feurstein nicht mehr mit dem geliebten Fahrrad, das sein wichtigstes Fortbewegungsmittel ist, durch die Stadt fahren.

Seine spartanischen Essgewohnheiten sind wohl auch der Grund dafür, dass er zeitlebens an sogenannten nervösen Magenbeschwerden leidet, besonders bei seelischen Belastungen. Wegen Darmblutungen muss er sich 1913 vermutlich wegen rezidivierender Magengeschwüre einer schweren Magen-Darm-Operation



Dr. Heinrich Feurstein.

bei Professor Kraske an der Freiburger Uniklinik unterziehen. Ich vermute, dass es sich um eine 2/3-Resektion des Magens nach Billroth II handelte. Erst nach vier Monaten kann er wieder seinen Dienst antreten. Der Magen ist seine Schwachstelle und er hat demütig „sein Kreuz des geflickten Magens“, wie er es nannte, getragen.

Sein soziales Engagement

Bereits in seinen ersten Jahren nach der Priesterweihe im Jahr 1899, in seiner Zeit als Vikar in Tiengen am Hochrhein und in Karlsruhe, wo er Freundschaft mit Conrad Gröber schließt, zeigt er großes Interesse an den sozialen Verhältnissen der Gemeindemitglieder. Er hilft Arbeitern gegen die Ausbeutung durch die Arbeitgeber und lernt das hässliche Gesicht des Kapitalismus kennen.

Er merkt aber auch, dass Einsatz alleine nicht ausreicht, sondern dass man Fachkenntnisse haben muss, um wirksam zu helfen. Darum lässt er sich freistellen für das Studium der Nationalökonomie in Freiburg und Berlin. Er beschließt sein Studium mit einer Doktorarbeit über „Lohn und Haushalt der Uhrenfabrikarbeiter des badischen Schwarzwaldes“. Wichtige Schlussfolgerungen aus dieser Arbeit sind die Forderungen nach einer starken Gewerkschaft für die Arbeiter und eine gesetzliche Arbeitszeitregelung durch den Staat.

Auch als er als Pfarrverweser nach Donaueschingen kommt und ab 1908 Stadtpfarrer ist, setzt er sich vor allem für die Belange der sozial Schwachen und Benachteiligten der Gesellschaft ein: er gründet den christlich-sozialen Arbeiterverein, dessen Vorsitzender er anfangs ist, er gründet den Gesellenverein, aus dem später die Kolpingfamilie wird, den Dienstbotenverein, den Mütterverein und noch weitere zwölf Vereine, wobei er sieben Vereine selbst mit großem Einsatz leitet. Er verteidigt einen ethischen Sozialismus, der die Forderungen nach Trennung von Kapital und Arbeit und nach Vergesellschaftung der Produktionsmittel erhebt, aber er lehnt den materialistischen Sozialismus, der Gott leugnet, strikt ab.

Sein Verhältnis zur Kunst

Er ist ein kunstsinniger und an der Kunst interessierter Mann. Er singt einen gut ausgebildeten Bass im Chor, sein Violoncello ist gefragt im Liebhaberorchester und zu den Weihnachtsfeiern begleitet er am Klavier.

Fürst Max Egon sucht 1909 einen Musikdirektor für den Hof und Feurstein empfiehlt ihm den von ihm sehr geschätzten Musiker Heinrich Burkard, mit dem er auch befreundet ist. Im Herbst 1913 ruft Burkard zur Gründung der Gesellschaft der Musikfreunde auf, die also in diesem Jahr den hundertsten Geburtstag feiert, und Feurstein ist ein eifriger Befürworter dieser Gründung und wird trotz Erkrankung zum Beisitzer berufen.

Als 1921 die ersten Donaueschinger Musiktage unter dem Patronat des Fürsten von Heinrich Burkard eröffnet werden, erhält er die volle Unterstützung durch Feurstein, der sich mit ihm einsetzt für die Idee, durch die Aufführung moderner Werke diese zur gesellschaftlichen Akzeptanz in der Stadt und darüber hinaus zu bringen. Bereits 1914 ist Feurstein zum „Bezirkspfleger der Kunst- und Altertumsdenkmäler im Bezirk Donaueschingen“ ernannt worden und der Großherzogliche Konservator der öffentlichen Baudenkmale stellt ihm die allerbesten Empfehlungen aus.

Früh wird er Mitglied im Baarverein, für den er sich sehr engagiert. Er besucht regelmäßig die Vortragsabende, veröffentlicht zahlreiche Artikel in den Schriften des Vereins, und der Fürst ermöglicht durch Zuwendungen manche wissenschaftliche Arbeit.

1919 beruft der Fürst ihn zum Leiter der Fürstlich Fürstenbergischen Gemäldegalerie. Feuerstein ordnet die Galerie neu und stellt in seiner Freizeit einen neuen Katalog zusammen. Nach einigen Jahren gilt er als „Kunstkenner von europäischem Rang“.

Der Maler Matthias Grünewald hat ihn schon in seiner Jugend fasziniert und er sieht in ihm einen Geistesverwandten, der auf landläufige Schönheit verzichtet und keinen Sinn für das Regelhafte einer Malerschule hat, sondern um seelischen Ausdruck ringt. In seinem 1930 erschienenen grundlegenden Buch über Grünewald bezeichnet er ihn als den „letzten Gotiker aller Zeiten“.

Schließlich widmet er seinem „väterlichen Gönner“ Fürst Max Egon, mit dem ihn mittlerweile eine von Respekt bestimmte Freundschaft verbindet, die Arbeit über den „Meister von Meßkirch“. Zwar ist ihm die Festlegung des Künstlernamens nicht geglückt, aber er interpretiert ihn anschaulich als einen Maler, der an der Gediegenheit der alten Schule festhält, als die Formen bereits verflachen.

Sein Verhältnis zur Politik

Er wächst auf in einer Zeit, in der der Nationalstolz in Deutschland nach der Reichsgründung rasant wächst. Die prägenden Eindrücke seiner Kindheit und Jugend, in der er das Großherzogliche Gymnasium in Freiburg besucht, empfängt er in der Kaiserzeit mit seiner streng feudalistischen Hierarchie und der Betonung des Staates als unangreifbarer Institution. Daraus resultiert bei ihm eine gewisse Autoritätsgläubigkeit, die selbst in seiner Neujahrspredigt 1942 noch durchklingt. Er denkt deutsch-national und er traut wohl den Befehlsempfängern, nicht aber dem obersten Dienstherren Verbrechen zu. Der entlarvende Blick auf die Zentrale des Bösen fällt ihm umso schwerer, als er in grundlegenden Zielen mit Hitler übereinstimmt: Kampf gegen Kommunismus und Kapitalismus. Er erkennt Hitler nicht als den verführerischen Ideologen der Partei und den skrupellosen Befehlsggeber der Rechtsbrecher in Partei und Staat und den willkürlichen Richter über Leben und Tod der ihm anvertrauten Bürger.

Ein latenter Antisemitismus in Donaueschingen besteht schon vor den Nazis und wird nicht erst durch sie hervorgerufen. Er richtet sich auch weniger gegen die Juden vor Ort, sondern ist ein Jahrhunderte altes dumpfes Ressentiment gegen die Juden im Allgemeinen.

Der Antisemitismus von Feurstein, der in den überlieferten Predigten aufscheint, hat mit dem Rassenhass der Nazis nichts gemein. Sein Antisemitismus richtet sich gegen das sogenannte „kämpferische Judentum“, das christlich gesehen mit dem Siegel des Gottesmordes gezeichnet ist und das nach seiner Meinung die katholische Kirche und die deutsche Nation verderben will.

Diese Bemerkungen zur politischen Einstellung Feursteins leiten schließlich über zu seinem Widerstand in der Nazizeit: Durch den Konkordatsabschluss mit dem Heiligen Stuhl vom 20. Juli 1933, der im September 33 ratifiziert wird, ist es

den Nationalsozialisten gelungen, viele ihrer Kritiker aus dem politischen Katholizismus vorläufig ruhigzustellen und das verbreitete Misstrauen von Teilen der katholischen Bevölkerung gegen den von ihnen als unchristlich und kirchenfeindlich angesehenen Nationalsozialismus abzuschwächen.

Auch Conrad Gröber, mit dem Feurstein seit der Karlsruher Zeit befreundet ist und der mittlerweile Erzbischof von Freiburg ist, glaubt bis 1940 an die Rechtfchaffenheit der Nazis. Er hat eine Gehorsamsfront seiner Priester aufgebaut, die sich auf das Konkordat bezieht. Er ordnet an, „die Geistlichen der Erzdiözese sollten sich in ihrem Verhältnis zu den Nationalsozialisten umstellen und nicht durch persönliche Unklugheiten der kirchlichen Sache schaden“. In Kirchenkreisen kursiert 1933 das Gerücht, dass Gröber seinem Klerus sogar für Privatgespräche jede Kritik am Dritten Reich verboten habe. Er weist jede Kritik an den Konzentrationslagern als verleumderisch zurück und ist förderndes Mitglied der SS, aus der er erst 1938 und gegen seinen Willen von Himmler ausgeschlossen wird. Allerdings ist er auch mit dem Rottenburger Generalvikar Kottmann der erste katholische Kirchenführer, der am 1. August 1940 einen schriftlichen Protest gegen die Beseitigung von „lebensunwertem“ Leben an den Chef der Reichskanzlei Lammers schickt. Im Laufe der Jahre 1936 bis 1940 kommt es zu zunehmenden und gewollten Übertretungen des Konkordats durch die staatlichen Instanzen und Feurstein leidet unter den Drangsalen der Nationalsozialisten an der Kirche, tritt aber öffentlich nicht gegen sie auf. 1937 wird der Religionsunterricht auf nur noch eine Stunde pro Woche reduziert, ab 1940 fällt er ganz weg.

In der Reichsprogromnacht besucht Feurstein die jüdische Frau Weil, deren Wohnung von der SA verwüstet ist und deren Mann verhaftet wird. Über den Inhalt des Gesprächs wissen wir nichts.

Am 1. Oktober 1939 hält Feurstein die erste Predigt, in der er im Zorn das System kritisiert:

Der Sinn des Krieges ist die Sühne für Schuld, die von Christen in der Friedenszeit begangen wurde. Er prangert den versteckten Kampf des Regimes gegen Kirche und Christentum an. Er missbilligt die Teilung Polens als Folge des Hitler-Stalin-Paktes, weil damit der Bolschewismus, der die Kirche vernichten will, seine Herrschaft weiter nach Westen ausdehnt. Er spricht wörtlich „vom Vordringen der asiatischen Horden, die in den meisten ihrer Volkskommissariate von Volljuden geführt sind“. Er verstößt damit gegen die von Gröber vorgeschriebene Linie der Nichteinmischung in politische Angelegenheiten und diese Predigt muss man wohl als die wortgewordene Enttäuschung über die zurückhaltende erzbischöfliche Kirchenpolitik sehen.

Natürlich ist die Gestapo, die seit 1935 Feurstein überwacht, über die Predigt informiert und es wird ein Verfahren vor dem Mannheimer Sondergericht gegen ihn eingeleitet. Es wird aber im Juli 1940 eingestellt mit der Begründung, Feurstein habe zwar die objektiven Voraussetzungen des Heimtückegesetzes erfüllt, aber auch das Vordringen der Gott verneinenden kommunistischen Weltanschauung gegeißelt. In der Neujahrspredigt 1941 ruft er zu Buße und Umkehr auf. Er fordert mehr religiösen Einsatz und prangert an, dass die bürgerliche Sathheit den Krieg verlängert. Anfang Januar 1941 will Feurstein auf seine Pfarrstelle verzichten, weil er wohl

meint, dass er vor sich versagt habe, und er schickt eine Abdankungserklärung an Gröber, der ablehnt – und Feurstein gehorcht. In diesem Januar 1941 wird auch, nachdem seine Gestapo-Akten das Kultusministerium in Karlsruhe erreicht haben, seine Bestallung zum Kreispfleger der Kunst- und Altertumsdenkmäler im Landkreis Donaueschingen widerrufen.

Der letzte Tropfen, der das Fass zum Überlaufen bringt, ist der Befehl vom 26. November 41, die Kirchenglocken abzuhängen und einzuschmelzen. Am 7. Dezember wettert Feurstein gegen diese Kulturschande:

„Herr Dr. Goebbels hat gesagt, auch bei uns kämen bald bessere Zeiten und die Glocken würden den Sieg einläuten. Nein, Herr Dr. Goebbels, Sie sind nicht im Bilde. Unsere Glocken läuten den Sieg nicht ein!“.

Am 26. Dezember 1941, dem Stephanstag, predigt er: Das Martyrium gehört zu den Baugesetzen der Kirche, (und er hat sich wohl bereits für diesen Weg entschieden). Er grüßt die Priester und Laien, die in Gefängnissen und Konzentrationslagern wegen ihrer christlichen Überzeugung leiden.

Am 1. Januar 1942 hält er seine Abschiedspredigt: Er erwähnt die von Hitler in einer Rede genannte „religiös getarnte innere Front“. Die gibt es nicht, und Katholiken machen niemals eine Revolution. Man solle als Katholik nicht von Adolf Hitler sprechen, sondern vom Führer, wie es Hochachtung und Verehrung verlangen. Ein schlechter Christ ist, wer nicht täglich für den Führer betet, dass er die ungeheure Verantwortung auf seinen Schultern tragen kann. Der Führer hat von der Vorsehung die Aufgabe gestellt bekommen, den Bolschewismus und den Marxismus niederzuringen und die Vormacht des Judentums zu brechen. Jedes höhnische oder gehässige Urteil über Maßnahmen der Regierung ist eines Christen unwürdig. Aber es gibt eine national getarnte religionsfeindliche Front in Deutschland, er erwähnt den Klostersturm des Jahres 1941 und die entsprechenden Predigten, die der Bischof von Münster zu diesem Thema gehalten hat. Priester und Ordensleute werden ins Gefängnis geworfen, weil sie Wallfahrten wagten, und gegen die Kirche wird ein Verleumdungsfeldzug geführt, wovon der Führer allerdings nichts weiß.

Bekanntlich ist seit eineinhalb Jahren in sämtlichen Anstalten für Geistesranke und Geistesschwache schlagartig eine Seuche aufgetreten (er spielt darauf an, in den Trostbriefen werde geschrieben, dass der Leichnam wegen Seuchengefahr sofort verbrannt werden musste), und die Zahl der Opfer wurde im Sommer vergangenen Jahres auf 1,25 Millionen geschätzt und der Kampf gegen lebensunwertes Leben geht zum Teil in hemmungsloser Weise weiter.

Wenn ein Arzt glaubt, dass ein Kranker hoffnungslos krank ist, soll er ihn mit der Giftspritze in ein anderes Leben befördern dürfen, was die Abschaffung des § 211 des Reichsgesetzbuches für den Arzt bedeutet.

Die Tötung eines Menschen ist nach dem Naturrecht und dem göttlichen Sittenrecht ein Verbrechen – ausgenommen sind nur Strafvollstreckung, Verteidigungskrieg und Notwehr. Feurstein stellt sich und den Zuhörern die Gewissensfrage: wo ist die Grenze? Der Arzt ist berufen zu heilen und nicht zu töten. Der Arzt tritt aus der Kategorie des Arzttums heraus, wenn er anderes bewirkt als das Leben zu erhalten.

Die »Euthanasie«-Morde der NS-Zeit

Alle diese Dinge geben den Soldaten im Felde schwer zu denken und bereiten ihnen Sorgen. Sie werden bei der künftigen Neuordnung Deutschlands ein Wort mit-sprechen und zwar in verstärktem Maße.

Wir sind nach Gott dem Vaterland am meisten verbunden. Das sind die wesentlichen Punkte dieser Predigt. Der Rest ist schnell gesagt: Die Verhaftung erfolgt durch die Gestapo am Abend des 7. Januar 1942, und Feurstein wird ins Gefängnis Konstanz überstellt. Anfang Februar hat die Gestapo den Eindruck, dass ihre Zermürbungstaktik nicht zum Ziel führt, nämlich zum körperlichen und seelischen Zusammenbruch des Häftlings. Er wird daher durch Einzelhaft total isoliert. In der zweiten Junihälfte erfolgt die Verlegung in das Konzentrationslager Dachau, wo die Aktion Vernichtung durch Arbeit und die Hungerkost das Ende beschleunigen. Dr. Heinrich Feurstein stirbt am 2. August 1942 im KZ Dachau.



Gedenktafel für Dr. Heinrich Feurstein in der Donaueschinger Stadtkirche St. Johann. Foto: Archiv Baarverein.

Anschrift des Verfassers:

Dr. med. Hans Keusen
Fichtenweg 23
78199 Bräunlingen
hans.keusen@baarverein.de

Literatur

- ERNST KLEE ¹²2009: „Euthanasie“ im NS-Staat. Die „Vernichtung lebensunwerten Lebens“, Frankfurt am Main.
RICHARD ZAHLTEN 1992: Dr. Heinrich Feurstein. Hrsg: Kath. Pfarramt St. Johann Donaueschingen.
EDUARD SEIDLER ⁷2003: Geschichte der Medizin und der Krankenpflege, Stuttgart.

Der Wildapfel: Baum des Jahres 2013

Von Wolf Hockenjos

Wie alle Jahre haben die Juroren des Kuratoriums Baum des Jahres e.V. wieder ihre Wahl getroffen. Gekürt worden ist diesmal eine besonders seltene, ja, eine vom Aussterben bedrohte heimische Baumart: der Holz- oder Wildapfel (*Malus sylvestris* L.). Es dürfte nur wenige Baumarten in Europa geben mit einer noch bescheideneren Verbreitung und einem noch geringeren Bekanntheitsgrad. Dies, obwohl hierzulande der Botaniker LUDWIG KLEIN in seinem 1908 erschienenen Büchlein *Bemerkenswerte Bäume im Großherzogtum Baden* in einem knappen Abschnitt über wilde Birn- und Apfelbäume noch geschrieben hat, sie seien zwar „sehr zerstreut, aber doch allenthalben in den Wäldern der Ebene und des Hügellandes“ zu finden. Ausdrücklich erwähnt wird freilich nur ein Wildapfel am Hohentwiel, zusammen mit einer Wildbirne „zu einer malerischen Gruppe vereint“, wie er schreibt, doch seien dies „nur Beispiele für den Typus, als wirklich bemerkenswerter Baum kann keiner gelten.“

Dass der Baum des Jahres 2013 in der botanischen Systematik zur Familie der Rosengewächse zählt, dürfte kaum dafür den Ausschlag gegeben haben, dass man den Baum auf der Baar immerhin unter dem schmucken Namen *Rosenbaum* kennt. Wahrscheinlicher ist, dass es seine von Bienen umsummten weiß-rosa Blüten waren, die ihm zu dem hübschen Namen verholfen haben – und nicht etwa der Benennungseifer der Pomologenunft. Dass die Obstbaukundler einst auch die raue Baar nicht gemieden haben, beweist der Umstand, dass deren Vertreter vor über



Im Tannheimer
Gewann
Rosenbaum
steht dieses
beeindruckende
Exemplar eines
Wildapfelbaums
(*Malus
sylvestris* L.).
Fotos:
W. Hockenjos.



Der Stamm des Tannheimer Wildapfelbaums hat einen Umfang von 2,80 Metern.

200 Jahren unter den Gründungsmitgliedern des *Vereins für Geschichte und Naturgeschichte der Baar* auffallend stark vertreten waren. Mag sein, dass sie den holzwirtschaftlichen Nichtsnutz deswegen besonders schätzten, weil sie in seinen Resistenzeigenschaften eine Chance erblickten für die Züchtung klimaharter Kulturapfelsorten.

Soviel ist sicher: Das Tannheimer Gewann *Rosenbaum*, heute eine intensiv landwirtschaftlich genutzte Fläche unweit des Naturschutzgebiets Plattenmoos, heißt nachweislich schon seit dem Jahr 1747 so. Was dafür spricht, dass damals dort ein besonders bemerkenswerter Wildapfelbaum gestanden haben muss. Und tatsächlich findet sich hier auch heute noch ein ganz außergewöhnliches Prachtexemplar. Wie konnte den seinerzeit bloß der Botanikprofessor LUDWIG KLEIN übersehen haben? Unklar ist freilich, ob wir es heute mit dem Namensgeber des Gewanns selbst zu tun haben oder ob es sich doch eher um

einen Abkömmling handelt. Denn über das erreichbare natürliche Alter dieser Baumart, die ansonsten kaum oder meist nur als Strauch in Erscheinung tritt, ist nichts bekannt, auch nicht über ihre Wuchsleistung.

Die dicht verzweigte Krone des Tannheimer Rosenbaums ist weit ausladend; so weit, dass sich der Eigentümer des Ackers unlängst beim Pflügen dazu hat hinreißen lassen, einen der Starkäste zu kappen. Dabei hatte man dem Baum 1976 anlässlich der Flurbereinigung, zudem besiegelt per Ortssatzung, Bestandsschutz zugesichert und seinen Standort weit über die Kronenfläche hinaus dem Grundeigentümer monetär und flächenmäßig entschädigt. Ein Wunder dennoch, dass der sperrige Solitär noch steht, ein Anachronismus fast inmitten der ausgeräumten Agrarlandschaft.

Noch beeindruckender als die überschirmte Kronenfläche ist freilich der knapp über Bodenhöhe sich dreiteilende Stamm. Er weist an seiner Taille einen für Wildobstbäume wahrhaft erstaunlichen Umfang von 2,80 m auf. Als Holzapfel identifizierbar und unterscheidbar von Kulturapfelbäumen ist er vor allem ausweislich seiner kleinen, im Durchmesser kaum 2,5 cm messenden Äpfelchen extrem sauren bis bitteren Geschmacks. Auch weisen die Zweige mehr oder minder verdornende Kurztriebe auf. Was manche Experten nicht daran hindert, Zweifel zu äußern, ob es den *Malus sylvestris* in Reinform überhaupt noch gibt oder ob es sich dabei bereits um eine wildnahe Form des Kulturapfels handelt. Denn mit der Kultivierung

des Apfels begann man schon in der Steinzeit; allenfalls die Pfahlbauer pflegten, wie man im Schlick des Bodensees glaubt nachweisen zu können, das Wildobst noch zu dörren, zu kochen und zu verzehren. Den frühen Kelten, die um das Jahr 600 v. Chr. im nahen Eggwald einen stattlichen (von PAUL REVELLIO entdeckten) Grabhügel hinterlassen haben, dürften die Äpfelchen (zupal die schwach giftigen Apfelkerne) ebenso wenig gemundet haben, wie den späten Merowingern, die gleichfalls dort um 700 n. Chr. in Steingräbern beerdigt worden waren.

Aufgrund der häufigen, nahezu rund ums Jahr auftretenden Spät- und Frühfröste gilt die Baar nicht als Obstbaugegend; umso erstaunlicher ist demnach das hiesige Vorkommen des Wildapfels, wo als sein Hauptverbreitungsgebiet sonst eher das Tief- und Hügelland genannt wird. Andererseits bevorzugt er Standorte an der Nässegrenze, etwa am Rand von Auen- und Bruchwäldern. Die Nähe zum Plattenmoos und zu den an das Niedermoor angrenzenden Riedflächen dürfte dem Tannheimer Rosenbaum also behagt und mit zu seinem Überleben beigetragen haben: hier am geologischen Rand des Schwarzwalds, im Grenzverlauf zwischen Buntsandstein und dem Muschelkalk, am Westrand des Altsiedellands. Oder war es vielmehr die im Baarklima geschwächte Kulturapfelkonkurrenz, mithin dessen geringere Präsenz, die dazu beitragen haben könnte, dass der Wildapfel hier oben noch vergleichsweise häufig und wenig hybridisiert vorkommt?

Der Brigachtaler Förster im Ruhestand und Baumsachverständige HANS LETULÉ hat ein Herz für Holzäpfel. Er kümmert sich seit Jahren um die Baaremer



Blühende Wildobstbäume in einem Flurgehölz bei Niedereschach.

Der Wildapfel

Wildobstvorkommen, keineswegs nur in seiner Eigenschaft als Mitglied des Pomologenverbands. So hat er dafür gesorgt, dass sechs Exemplare als Geschützte Naturdenkmale ins Naturdenkmalbuch der Villingener Unteren Naturschutzbehörde eingetragen werden konnten; zuhause im heimischen PC hat er sie allesamt mit ihren Maßen und Koordinaten gespeichert. Klar, dass er sich seit Jahren auch für den Schutz des Tannheimer Rosenbaums ins Zeug legt und mit einer Bretterumzäunung dafür gesorgt hat, dass die Mais- und Rapsäcker nicht noch näher an ihn heranrücken. Dem Baumfreund ist freilich nicht entgangen, dass Wurzeln und Stamm unterdessen vom Hallimaschpilz befallen sind, Spätfolge wohl jener illegalen Amputation. Schlechte Aussichten also für den Rosenbaum, den Baum des Jahres 2013. Aus den Äpfelchen hat HANS LETULÉ zwei junge Holzapfelexemplare nachgezogen, die er rechtzeitig vor dem Ableben des Alten an Ort und Stelle einpflanzen wird, egal, ob sich das Interesse der breiten Öffentlichkeit dann bereits wieder einer anderen, vielleicht ebenso bedrohten Baumart zuwenden wird!



Erkennungsmerkmal vor allem jüngerer Wildapfelbäume: verdornende Kurztriebe.

Anschrift des Verfassers:

Wolf Hockenjos
Alemannenstraße 30
78166 Donaueschingen

Was daraus wurde – Entwicklung eines künstlich angelegten Feuchtbiotops in der Riedbaar

Von Helmut Gehring & Thomas Schalk

1978 waren auf der Baar erstmals schwere Baumaschinen für die Natur im Einsatz. PROF. REICHELT erreichte, dass im Zusammenhang mit dem Flurbereinigungsverfahren „Donaeschinger Ried“ als Ausgleichsmaßnahme für den Verlust natürlicher Flächen früher vorhandene Flachwassersenkungen wieder hergestellt und neue Teiche angelegt wurden (REICHELT 2000 UND 2001). In der Folgezeit haben sich vor allem die privaten Naturschutzverbände BUND (Bund für Umwelt- und Naturschutz Deutschland) und NABU (Naturschutzbund Deutschland) für die Schaffung weiterer Feuchtlebensräume in der Riedbaar eingesetzt, ein kleiner Ausgleich für die in den 1960er und 70er Jahren zahlreich entwässerten und zugeschütteten Feuchtgebiete. Eine Vielzahl von Tieren und Pflanzen profitiert davon.

Hier soll ein Ausschnitt des Istzustands eines künstlich geschaffenen Feuchtbiotops dargestellt werden, wobei für uns die ansprechende Dokumentation der faszinierenden Naturvielfalt im Vordergrund steht. Das Feuchtbiotop* wurde 1997 von der NABU-Gruppe Schwarzwald-Baar angelegt und 2007 erweitert.

Auf einer Fläche von 2,4 ha entstanden zwei Teiche, die etwa ein Fünftel der Gesamtfläche einnehmen. Diese sind in einen extensiv genutzten Feuchtwiesenkomples eingebettet. Neben den Teichen sind auch die angrenzenden Feuchtwiesen und eingerichteten Brachflächen von großer Bedeutung für den Naturschutz.

Wasserversorgung der Teiche

Will man ein neues Feuchtbiotop anlegen, ist die wichtigste Frage: „Wo kommt das Wasser her?“ Der erste Teich, der 1997 entstand, wird durch Grund- und Sickerwasser gespeist (Abb. 2). Dafür waren Baggerarbeiten erforderlich (Abb. 1), welche das unterirdische Wasser freilegten. Der Wasserstand dieses Teiches hat sich über die Jahre hinweg als relativ konstant erwiesen. Die jahreszeitlichen Schwankungen liegen durchschnittlich zwischen 10 und 30 cm. Selbst im extremen Trockensommer 2003 verfügte der Teich über genügend Wasser und diente vielen Wasserorganismen als Refugium.

Bei der Erweiterung des Feuchtbiotops 2007 wurde ein Teich geschaffen, bei dem zusätzlich zum Grundwasser eine Wasserzufuhr über einen Entwässerungsgraben erfolgt (Abb. 3). Der Wasserstand hängt hier stark von den Niederschlagsmengen und der Schneeschmelze ab. Er kann um bis zu 70 cm schwanken.

Bei beiden Gewässern wurden im August 2012 eine „mäßige“ Phosphat- und eine „geringe“ Nitratbelastung festgestellt, die sehr wahrscheinlich von der intensiven landwirtschaftlichen Nutzung des weiteren Umfeldes stammen.

* Wissenschaftlich korrekt heißt es der Feuchtbiotop.
In der Umgangssprache hat sich allerdings die Bezeichnung »das Biotop« durchgesetzt.



Abb. 1: Der neue Teich ist ausgebaggert (1997). Alle Fotos: Helmut Gehring.

Zur Vegetation

Die Entwicklung der Vegetation künstlich angelegter Feuchtbiotope in der Riedbaar hat PROF. REICHELT ausführlich beschrieben (REICHELT 2000 und 2001). Selbstverständlich bestimmen die abiotischen Faktoren des Standorts wie z. B. Wasserversorgung, Bodenbeschaffenheit und Mikroklima diese Entwicklung, was zu gewissen Abweichungen führen kann.

Die Vegetation des hier betrachteten Feuchtbiotops kann 15 Jahre nach dem Baggereinsatz wie folgt charakterisiert werden: Über mehrere Jahre hinweg beeinträchtigte das Vorkommen des Bisams, der sich bevorzugt von Wasserpflanzen ernährt, die Entwicklung der Teichvegetation. Nachdem dieser um 2005 ver-



Abb. 2: Nach zehn Jahren: Der Teich fügt sich harmonisch in das Landschaftsbild ein (August 2007).



Abb. 3: Erweiterungsteich im Oktober 2009.

schwand, die Gründe sind unbekannt, hat sich eine stattliche Wasser- und Ufervegetation entwickelt.

Das Schwimmende Laichkraut bildet einen nahezu flächendeckenden Schwimmblatteppich (Abb. 4). Über das Stadium der Zwergbinsengesellschaft ist an den flachen Ufern ein Saum aus Breitblättrigem Rohrkolben, Rohrglanzgras und Großseggen entstanden. Darin eingebettet wachsen Sumpfschachtelhalm, Froschlöffel, Stechender Hohlzahn und der Uferwolfstrapp. Schilf hat sich bis heute noch nicht angesiedelt.

Im Erweiterungsteich, der 2007 angelegt wurde und einen Zufluss durch einen Graben besitzt, überwiegen zurzeit Fadenalgen. Im Uferbereich herrschen



Abb. 4: Schwimmendes Laichkraut: Nachdem der Bisam verschwunden ist, gedeiht es prächtig.

noch Arten der Teichbinsengesellschaft vor: Sumpfbirse, Gliederbinse, Flatterbinse, Blaugrüne Binse und die Gemeine Brunnenkresse. Im ersten und zweiten Jahr nach den Baggerarbeiten tauchte sogar die extrem seltene Zypergrassegge (Abb. 5) auf. Sie ist aufgrund der natürlichen Vegetationsentwicklung leider wieder verschwunden.

Die Feuchtwiesenflächen rund um die Teichbiotope werden aus naturschutzfachlichen Gründen unterschiedlich genutzt. Ziel ist es, einer möglichst hohen Zahl baartypischer Tiere und Pflanzen einen Lebensraum zu schaffen. Zweischürige Heuwiesen ohne Düngung nehmen den größten Teil der Fläche ein. Der früheste Mähtermin ist auf den 15. Juli festgelegt. Hier wächst u. a. die baartypische Bachkratzdistel großflächig. Ein kleinerer Teil wird nur einmal im Spätsommer gemäht, um die Verbreitung von Kleinseggen, der Sumpfdotterblume (Abb. 6), des Spatel-



Abb. 5: Selbst die extrem seltene Zypergrassegge tauchte nach den Baggerarbeiten in der sich ansiedelnden Zwergbinsengesellschaft auf.



Abb. 6: Die Sumpfdotterblume kommt in der Riedbaar aufgrund von Entwässerungsmaßnahmen meist nur noch an Grabenrändern vor. In den Feuchtwiesen rund um die angelegten Teiche gibt es noch ein flächenhaftes Vorkommen.

blättrigen Greiskrauts und der Trollblume (Abb. 7) zu fördern. Hier hat sich der erhoffte Erfolg leider noch nicht eingestellt. Der derzeitige Nutzungsmodus scheint die Verbreitung der Waldsimse stark zu begünstigen. Durch einen früheren Mähzeitpunkt soll künftig dieser Entwicklung entgegengewirkt werden.

Wie gewollt, bildeten sich auf den eingerichteten Brachflächen bunte Hochstaudenfluren mit einer Dominanz des Mädesüß. Als Begleitarten treten in dieser Pflanzengesellschaft u. a. Echter Baldrian, Behaartes Weidenröschen, Stechender



Abb. 7: In den Niederungswiesen der Baar-Donau gibt es fast keine Vorkommen der Trollblume mehr. In den Wiesen und Brachflächen des Feuchtbiotops blühen wenige Stöcke.

Abb. 9 rechte Seite oben: Weibchen der Großen Königslibelle bei der Eiablage. Die Große Königslibelle ist die häufigste Großlibellenart am Teich.

Abb. 10 rechte Seite unten: Männchen der Plattbauchlibelle auf einer Ansetzwarte. Es wartet auf vorbeifliegende Weibchen.

Hohlzahn und die Rossminze auf. Um die Sibirische Schwertlilie (Abb. 8) zu retten, sie war durch die Ablagerung von Abfall an einem Standort in unmittelbarer Nähe stark bedroht, wurden einige Stöcke dort entnommen und in diese Pflanzengesellschaft eingepflanzt.

Zur Tierwelt – Wirbellose

Beginnen wir mit den Wirbellosen, die am Anfang vieler Nahrungsketten stehen. Es liegen uns zu dieser sehr bedeutenden aber oft wenig beachteten Tiergruppe keine systematischen Untersuchungen vor. Die hier aufgezeichneten Angaben beruhen weitgehend auf Zufallsbeobachtungen.

Libellen haben als flugfähige Insekten die angelegten Teiche sehr schnell für sich entdeckt und hier einige starke Populationen entwickelt. An sonnigen, windstillen Sommertagen können Dutzende der attraktiven Großen Königslibelle (Abb. 9) bei der Nahrungssuche und beim Balzverhalten über den Teichen beobachtet werden. Etwas seltener kommen der Plattbauch (Abb. 10) und die Vier-



Abb. 8: Die Sibirische Schwertlilie wächst an mehreren Stellen in den eingerichteten Brachflächen. Sie wurden von einem bedrohten Standort (Abfalldeponie), der in unmittelbarer Nähe liegt, hierher verpflanzt.





Entwicklung eines Feuchtbiotops in der Riedbaar

Abb. 11 linke Seite oben: 13 Männchen der Becherazurjungfer umwerben ein Weibchen.

Abb. 12 linke Seite unten: Die Wanstschrecke ist auf den Wiesen der Riedbaar nicht selten. Sie kann sich allerdings nur dort halten, wo nicht gedüngt wird.

flecklibelle hier vor. Die Gemeine Binsenjungfer und die Becherazurjungfer (Abb.11), die zur Gruppe der Kleinlibellen gehören, können im Uferbereich sehr zahlreich beobachtet werden.

Hochstaudenfluren sind ein wichtiger Lebensraum für eine ganze Reihe von Tierarten, wobei die Wirbellosen Tiere eine besondere Rolle spielen. Hier unterbleibt der dramatische Einschnitt der Mahd, sodass sich vor allem Insekten und Spinnen gut entwickeln können. Die ungemähten Hochstaudenfluren haben sich zu einem bedeutenden Sommerlebensraum für den Grasfrosch und die Erdkröte entwickelt. Sie profitieren von dem reichen Vorkommen an wirbellosen Beutetieren.

Aus der Gruppe der Heuschrecken sind zwei vorkommende Arten hervorzuheben. Es sind der Sumpfgrashüpfer und die Wanstschrecke (Abb. 12). Der Sumpfgrashüpfer ist ausgesprochen feuchtigkeitsliebend. Er besiedelt vor allem feuchte bis nasse Wiesen und sumpfige Bereiche an Seeufern. In Mitteleuropa ist er vor allem durch Lebensraumzerstörung und Nutzungsänderungen bedroht. Die Wanstschrecke ist in Deutschland recht selten, sie besitzt auf der Baar einen Verbreitungsschwerpunkt. Sie kann durchaus als Charakterart der Baar bezeichnet werden.



Abb. 13: Der Schwalbenschwanz fliegt in zwei Generationen. Sein Bestand ist von Jahr zu Jahr stark schwankend. Im August bietet die spät blühende Kohldistel reichlich Nahrung für die zweite Generation.



Abb. 14: Raupe des Schwalbenschwanzes.



Abb. 15: Die Zebraspinne lebt in den brachliegenden Wiesenbereichen rund um das Teichbiotop. Diese Bereiche sind ein wichtiger Bestandteil des Biotopmanagements.

Den Schmetterlingen bieten die blumenreicheren extensiv genutzten Feuchtwiesen ein reiches Nahrungsangebot. Unter den 9 festgestellten Arten befinden sich z. B. das seltene Kleine Nachtpfauenaug, der Kleine Perlmutterfalter, der Schwarzkolbige Braundickkopffalter und der Schwalbenschwanz (Abb. 13 u. 14). Im August 2006 konnten über 20 gleichzeitig fliegende Individuen dieser Art festgestellt werden. Sie nutzten die spät blühenden Kohldisteln als Nahrungsquelle. Sehr selten wird in Baden-Württemberg der Labkrautschwärmer beobachtet. In der LANDESDATENBANK SCHMETTERLINGE BADEN-WÜRTTEMBERGS am Staatlichen Museum für Naturkunde in Karlsruhe liegen nur für 7 Messtischblätter (1:25000) Nachweise dieser Art vor. Im September 2012 stellten wir an einer ca. 20 cm hohen Wiesenlabkrautpflanze eine ausgewachsenen Raupe der Art fest. Ein Weibchen dieses attraktiven Schwärmers hat wie viele andere Insekten die extensiv genutzte Feuchtwiese zur Eiablage genutzt.

Ab Mitte Juli ist es nicht mehr möglich, durch die Brachflächen einen Schritt zu machen, ohne ein Spinnennetz zu zerstören. Der häufigste Vertreter aus der Gruppe der Spinnen ist die Vierfleck Kreuzspinnen. Aber auch die attraktive Zebra spinne (Abb. 15) hat eine starke Population entwickelt.

Wirbeltiere

Im überwiegend durch Grundwasser gespeisten Teich, angelegt 1997, wurden bisher keine Fische festgestellt, was für die hier laichenden Amphibien sehr förderlich ist. Im Erweiterungsteich, angelegt 2007, tauchten sofort nach dem Anschluss an den Entwässerungsgraben kleinere Schwarmfische auf, die bisher leider noch nicht bestimmt werden konnten.



Abb. 16: Der Grasfrosch ist das häufigste Amphib im Feuchtbiotop. Mehrere Hundert Laichballen können hier Mitte bis Ende März gefunden werden.

Abb. 18 rechte Seite oben: Zu den regelmäßig rastenden Limikolen auf der Baar gehört der Bruchwasserläufer (Juli 2012).

Abb. 19 rechte Seite unten: In den vegetationsfreien Flachwasserbereichen stochert der Grünschenkel nach Nahrung (April 2009).

Amphibien

Erstaunlich war die schnelle Besiedlung durch Amphibien. Den Vertretern dieser Wirbeltierklasse sagt man nach, dass sie bevorzugt die Gewässer für ihre Fortpflanzung aufsuchen, in denen sie selbst herangewachsen sind. Offensichtlich gibt es aber „Gründerindividuen“, die neue Feuchtgebiete schnell finden und diese besiedeln. Grasfrosch (Abb. 16), Grünfrosch und Erdkröte (Abb. 17) haben in kurzer Zeit stabile, individuenreiche Populationen aufgebaut. Vom Grasfrosch können im zeitigen Frühjahr bis zu dreihundert Laichballen festgestellt werden. Die unmittelbare Nachbarschaft von Laichgewässer und Sommerlebensraum (Heuwiesen und Brachflächen) wirken sich offensichtlich sehr positiv auf die Bestandsentwicklung der Amphibien aus. Nachweise vom Teichmolch liegen ebenfalls vor.

Vögel

Die auffälligsten Tiere eines Lebensraums sind die Vögel. Sie sind meistens die am besten untersuchte Tiergruppe. Dies gilt auch für das hier beschriebene Biotop.

Die Fähigkeit zum Fliegen verleiht den Vögeln eine hohe Mobilität. Sie können schnell Lebensräume entdecken, die ihren Ansprüchen genügen. Bereits kurz nach Abschluss der Baggerarbeiten 1997 und 2007 tauchten Bruchwasserläufer (Abb. 18), Waldwasserläufer und Grünschenkel (Abb. 19) zur Rast auf. Sie gehören zur Ordnung der Watvögel (Limikolen). Diese Zugvögel aus dem hohen Norden benötigen vegetationsfreie oder vegetationsarme Flachwasserbereiche für die



Abb. 17: Die Erdkröte bevorzugt Gewässer mit einer stärker entwickelten Vegetation zum Laichen.





Entwicklung eines Feuchtbiotops in der Riedbaar

Abb. 20 linke Seite oben: Auf dem Weg nach Afrika – ein Alpenstrandläufer aus dem hohen Norden, noch im Brutkleid, nutzt das Biotop als Trittstein (Juli 2010).

Abb. 21 linke Seite unten: Das Blässhuhn brütet seit 2009 erfolgreich.

Nahrungssuche. Die Liste der beobachteten Limikolenarten ist beträchtlich (Tab. 1), darunter befinden sich auch so seltene Arten wie der Alpenstrandläufer (Abb. 20) und der Sichelstrandläufer.

Allerdings nahm mit der natürlichen Entwicklung der Vegetation im Uferbereich der Teiche die Eignung als Rastplatz für nahrungssuchende Limikolen deutlich ab.

Die natürliche Vegetationsentwicklung kam einigen Brutvogelarten zugute. Die sehr scheue Wasserralle und das Teichuhn brüten inzwischen, leider nur unregelmäßig, in der dichten Vegetation der Flachwasserbereiche. 2007 unternahm ein Zwergtaucherpaar einen Brutversuch, der leider nicht erfolgreich war. War es Nahrungsknappheit, die die Brut scheitern ließ? Dem Zwergtaucherpaar standen nur Amphibienlarven, Wasserinsekten und deren Larven als Nahrung zur Verfügung. Wie eingangs erwähnt, kommen im Teichbiotop, das vor 15 Jahren angelegt wurde, keine Fische vor. Ein Blässhuhnpaar (Abb. 21) brütete 2010 und 2011 sehr erfolgreich und zog jeweils 3 bzw. 5 Junge auf. Die üppige Wasservegetation diente dabei als Nahrungsquelle. 2012 wurde von anfänglich 5 Jungvögeln nur ein Junges flügge. Möglicherweise hat die Rohrweihe, die sich im Juni über mehrere Tage im Gebiet aufhielt, die noch nicht flugfähigen jungen Blässhühner erbeutet.

In den brachliegenden Bereichen im Umfeld des Teichbiotops wurden bisher folgende Brutvögel festgestellt: Rohrammer, Sumpfrohrsänger, Goldammer und das stark gefährdete Braunkehlchen. In den extensiv genutzten Wiesenbereichen konnte man in den letzten Jahren regelmäßig den Ruf der Wachtel vernehmen.

Die Liste der festgestellten Nahrungsgäste ist bemerkenswert lang (Tab. 1). Regelmäßig sucht das Storchenpaar aus Sumpfohren hier nach Nahrung. Auch größere Storchentrupps (Abb. 22) können regelmäßig festgestellt werden. Mitte



Abb. 22: Rastende Weißstörche Anfang Mai.



Abb. 23: Der Graureiher ist ein ständiger Gast. Er sucht vor allem den 2007 angelegten Teich auf, in welchem Schwarmfische vorkommen.

April 2010 waren es sogar 24, die vorübergehend rasteten. Graureiher (Abb. 23) und Silberreiher können nicht selten bei der Lauer auf Beute im flachen Wasser beobachtet werden. Der Rot- und der Schwarzmilan überfliegen regelmäßig auf ihren Streifzügen das Gebiet. Gelegentlich jagt der Baumfalke Libellen, die in großer Zahl über dem Teich ebenfalls auf der Suche nach Nahrung sind. Auch der Eisvogel wurde als Nahrungsgast festgestellt.

Säugetiere

Der Feldhase (Abb. 24) wurde mehrfach beobachtet. Er nutzt vor allem die Brachflächen im Winter als Nahrungsquelle und als Deckungsraum in den weitgehend „ausgeräumten“ landwirtschaftlichen Nutzflächen im Umfeld. Auch „Feldrehe“ (Abb. 25) finden sich regelmäßig ein. Aus der Familie der Marder wurde das Hermelin mehrfach beobachtet. Bei Maßnahmen zur Landschaftspflege wurde im Oktober 2011 ein Iltis aufgescheucht. Wir können davon ausgehen, dass das Feuchtgebiet vom Rotfuchs, der einen Bau im benachbarten Wiesengelände besitzt, regelmäßig auf seinen Streifzügen aufgesucht wird.

Entwicklung eines Feuchtbiotops in der Riedbaar

Brutvögel	Anzahl besetzter Reviere	Rastende Durchzügler (Limikolen)	Höchstzahl (gleichzeitig beobachtet)
Blässhuhn	regelmäßig 1 Paar	Kiebitz	11 (Juli 2012)
Teichhuhn	unregelm. 1 Paar	Bruchwasserläufer	8 (Aug. 2008)
Zwergtaucher	unregelm. 1 Paar	Bekassine	6 (Aug. 2012)
Wasserralle	unregelm. 1 Paar	Waldwasserläufer	4 (Juli 2008)
Sumpfrohrsänger	regelm. 2–3 Paare	Flussregenpfeifer	1 (April 2011)
Rohrhammer	regelm. 2–3 Paare	Alpenstrandläufer	1 (Juli 2010)
Braunkehlchen	unregelm. 1 Paar	Sichelstrandläufer	1 (Aug. 2011)
Goldammer	regelmäßig 2 Paare	Zwergstrandläufer	1 (Sept. 2009)
Wachtel	unregelm. 1 Rufer	Grünschenkel	1 (April 2009)
		Zwergschnepfe	1 (Okt. 2009)
		Kampfläufer	1 (Juli 2012)
Nahrungsgäste	Höchstzahl (gleichzeitig beobachtet)		
Stockente	104 (Okt. 2012)		
Weißstorch	24 (April 2010)		
Reiherente	12 (März 2009)		
Graureiher	8 (Aug. 2010)		
Schnatterente	8 (April 2010)		
Krickente	8 (März 2011)		
Silberreiher	5 (April 2009)		
Baumfalke	2 (Juli 2010)		
Eisvogel	2 (Nov. 2008)		
Rotmilan	1 (ständig)		
Schwarzmilan	1 (ständig)		
Rohrweihe	1 (z.B. Juni 2012)		
Neuntöter	1 (z.B. Juli 2011)		

Tab. 1: Liste der bemerkenswerten Vogelarten seit 2008. Die Vögel sind die einzige Tiergruppe, die systematisch erfasst wurde.



Abb 25: Rehe im winterlichen Einstand.

Ausblick

Das Schicksal nahezu aller Stillgewässer ist ihre Verlandung. Die Ablagerungen durch absterbende Pflanzenreste und der Eintrag von mineralischen Sedimenten führen früher oder später dazu, dass die offene Wasserfläche immer kleiner wird und letztlich ganz verschwindet. Aus einem Teich wird ein Sumpf. Durch entsprechende Pflegemaßnahmen, Mahd oder Beweidung, kann dieser Prozess verzögert werden. Ob es in 30 Jahren die künstlich angelegten Teiche noch geben wird, ist fraglich. Aber bis dahin sind sie für eine Vielzahl von Lebewesen Lebensraum und Lebensgrundlage gewesen. Übrigens: Neben den Tieren und Pflanzen profitiert auch der Mensch von einer vielfältigen und erlebnisreichen Landschaft.



Abb. 24: Der Feldhase findet hier Nahrung und Schutz.

Adressen der Verfasser

Helmut Gehring
Königsberger Str. 30
78052 Villingen-Schwenningen

Thomas Schalk
Stöckerberge 4/1
78050 Villingen-Schwenningen

Quellen/Literatur

REICHELT, G. (2000): Arche Noah in der Ried-
baar – Zur Entwicklung einiger angelegter
Biotope 1978 – 1998 1. Teil: Die Riedmulde.
Schriften der Baar Bd. 43. S. 162–179,
Donaueschingen

REICHELT, G. (2001): Arche Noah in der Ried-
baar – Zur Entwicklung einiger angelegter
Biotope 1978–1998 2. Teil: Biotopkomplex
„Am Wuhrholz“. Schriften der Baar Bd. 44.
S. 151–180, Donaueschingen

LANDES DATENBANK SCHMETTERLINGE
BADEN-WÜRTTEMBERGS:
[www.schmetterlinge-bw.de/
MapServerClient/Map.aspx](http://www.schmetterlinge-bw.de/MapServerClient/Map.aspx)

Nachruf auf einen Steinadler

Von Helmut Gehring

Im Herbst 2011 hielt sich südwestlich von Bad-Dürrhein im Bereich Ankenbuck über einen längeren Zeitraum ein Steinadler auf. Am 26.9. beobachtete ich den Adler erstmals auf einem Betonhochspannungsmast (Abb. 1). Er wurde von Rabenkrähen, Mäusebussarden und Rotmilanen heftig attackiert. Viele vogelkundlich Interessierte haben den standorttreuen, attraktiven Greifvogel in den folgenden Wochen beobachtet. Selbst der Südkurier berichtete über diese außergewöhnliche Beobachtung. Am 26. November wurde er letztmals durch B. SCHERER und H. SCHONHARDT beobachtet. M. RÜTTIGER vermisste den Adler am darauffolgenden Tag. Er fand ihn am 29. November tot auf und schrieb in einer E-Mail:

Der Adler wurde von mir am 29.11.2011 ca. 500 m von seinem üblichen Aufenthaltsort am Rande eines 2,3 ha großen, isoliert im Weideland gelegenen Waldstückes in Bauchlage und ausgestreckt gefunden. Die Auffindsituation war unauffällig, der Tierkörper nicht steif. In direkter Nähe lagen verstreut einige wenige kleinere Federn, die auf mich wie postmortale Frassversuche von Krähen o. ä. wirkten. Der Fundort liegt am Nordrand des ca. 20 m hohen Wäldchens und daher im November ganztägig im Schatten.



Abb. 2: Wiesenfläche beim Ankenbuck (Bad Dürrhein) Anfang November 2011.
Fotos: Helmut Gehring.

Nachruf auf einen Steinadler

Im Bereich Ankenbuck überwiegt eine landwirtschaftliche Grünlandnutzung. Aus-siedlerhöfe und eine kleinere Waldfläche sind in die offene Landschaft eingestreut. Eine Stromleitung verläuft diagonal durch das Gebiet. Die Holzmasten dieser Leitung dienten als bevorzugte Ansitzwarten für den Steinadler.

2011 war auf der Baar ein extremes „Mäusejahr“. Stellenweise zeigten Wiesen und Weiden aufgrund der Wühltätigkeit der Nager, wohl Schermäuse, den Charakter von Ackerland (Abb. 2). Davon profitierten Mäusebussard, Turmfalke, Rotmilan und das Wiesel. Diese Arten zeigten außergewöhnlich hohe Rastbestände im Spätsommer 2011. M. RÜTTIGER beobachtete z.B. Ende Oktober 40 Rotmilane,



Abb. 1: Steinadler beim Ankenbuck (Bad Dürkheim) am 26.9.2011.

Nachruf auf einen Steinadler

30 Mäusebussarde und 10 Turmfalken gleichzeitig in „Spektivreichweite“ rund um den rastenden Steinadler. Jungwiesel konnten in großer Zahl auf den Feldwegen beobachtet werden. Der rastende Steinadler scheint dieses reiche Nahrungsangebot genutzt zu haben. H. & G. EBENHÖH und M. EBERT beobachteten, wie der Adler erfolgreich Kleinsäuger erbeutete. Ich konnte eine erfolgreiche Jagd auf ein Wiesel erleben.

Es ist schade, dass die sehr erfreulichen Beobachtungen ein trauriges Ende nahmen. Nach den Ergebnissen einer Untersuchung zum Tod des Adlers starb dieser an inneren Blutungen aufgrund eines Leberisses. Dieser könnte Folge eines Aufpralls z.B. durch Leitungsanflug gewesen sein (mündliche Mitteilung von M. RÜTTIGER).

Vermutungen zur Herkunft

H.-G. BAUER, M. BOSCHERT & J. HÖLZINGER (1995) geben dem Steinadler in Baden-Württemberg den Status eines alljährlichen Gastes vor allem im Sommerhalbjahr und nicht alljährlich im Winter. Über die Herkunft machen sie keine Angaben. Naheliegend ist, dass es sich bei den beobachteten Steinadlern um umherstreichende Individuen der Alpenpopulation handelt. Es kann allerdings nicht ausgeschlossen werden, dass auch rastende oder gar überwinternde Zugvögel aus Nordeuropa bei uns auftreten.

Weitere Steinadlerbeobachtungen auf der Baar

Aus den letzten 10 Jahren liegen folgende Steinadlerbeobachtungen vor (Beobachter in Klammer):

- Oktober 2004: NSG Birken/Mittelmeß, Unterhölzer Wald (G. & H. EBENHÖH)
- Dezember 2004: NSG Birken/Mittelmeß, Unterhölzer Wald (H. KAISER, F. ZINKE, H. UNGER)
- Februar 2005: NSG Birken/Mittelmeß, Unterhölzer Wald (H. GEHRING)
- März 2005: NSG Birken/Mittelmeß, Unterhölzer Wald (G. & H. EBENHÖH, H. GEHRING, H. UNGER)
- April 2011: über NSG Birken-Mittelmeß nach Nord-Ost ziehend (G. & H. EBENHÖH)
- Juni 2011: über Neudingen 2 Exemplare (F. ZINKE)
- September 2012: immatur, Nordhang der „Länge“ bei Neudingen (F. ZINKE)

Die Beobachtungen im Winter 2004/2005 lassen auf eine Überwinterung im ökologisch sehr hochwertigen Bereich NSG Birken/Mittelmeß, Unterhölzer Wald schließen.

Adresse des Verfassers

Helmut Gehring
Königsberger Str. 30
78052 Villingen-Schwenningen

Quellen/Literatur

BAUER, H.-G., M. BOSCHERT & J. HÖLZINGER (1995): Die Vögel Baden-Württembergs – Atlas der Winterverbreitung, Eugen Ulmer Verlag, Stuttgart, S. 398.

Vereinschronik

Mangelnde Präsenz im Internet kann man unserem Traditionsverein sicher nicht vorwerfen: Wir haben eine eigene Homepage, verfügen über eine Digitale Bibliothek, sind ständig auf dem Laufenden durch aktuelle Newsletters, auf der Facebook-Plattform können User unsere Arbeit kommentieren, und wer etwas über den Baarverein erfahren möchte „klickt nach“ bei Wikipedia. Wir danken hierfür sehr herzlich Liane Domdey-Kunz, Friedemann Kawohl, Eberhard Kern, Harald Ketterer. Ganz traditionell hier das Wichtigste aus dem Vereinsjahr 2012 schwarz auf weiß gedruckt.

Jahresprogramm im Kalenderjahr 2012

- 18.01. **Wald im Wandel** – Alte und neue Herausforderungen für die Wälder der Baar, Dr. Frieder Dinkelaker, Donaueschingen (Vortrag)
- 02.02. **Der Sternenhimmel im Grabhügel des Magdalenenbergs** – archäologische und astronomische Betrachtungen im Rahmen der Ausstellung „Mit Hightech auf den Spuren der Kelten“ im Franziskanermuseum VS-Villingen Dr. Allard Mees, Mainz und Prof. Dr. Bruno Deiss, Frankfurt (Vortrag in Villingen-Schwenningen), gemeinsam mit dem Heimat- und Geschichtsverein Villingen und dem Freundeskreis Städtische Museen in Villingen-Schwenningen
- 03.03. **»Militärisches« in Freiburg-St. Georgen** – das Bundesarchiv-Militärarchiv Quell(en) deutscher Militärgeschichte seit 1864 Dr. Andreas Kunz, Freiburg (Führungen)
- 11.03. **Aktionstag Geschichte in der Region Schwarzwald-Baar-Heuberg** – gemeinsame Präsentation der regionalen Archive, Museen und Geschichtsvereine, gemeinsam mit der Stadt Hüfingen und dem Stadtarchiv Villingen-Schwenningen, Stadthalle Hüfingen
- 23.03. **Mitgliederversammlung** Donaueschingen-Allmendshofen Hotel Grüner Baum (siehe Protokoll)
- 29.03. **Flussmorphologie – Gestalt und Entstehung unserer Flusslandschaft im Schwarzwald-Baar-Kreis** Martin Fetscher, Villingen-Schwenningen (Vortrag in Bräunlingen)
- 19.04. **Landschaft und Landwirtschaft im Wandel** – Hintergründe zur Entwicklung in der Zeit von 1920 bis 1960 Walter Maier, Donaueschingen (Vortrag in Bräunlingen), gemeinsam mit der Stadt Bräunlingen
- 13.05. **Die Urkirche der Ostbaar** – Kirchenführung St.Hilarius und Naturrundgang in DS-Heidenhofen Heinrich Feldmann, Donaueschingen und Egon Dehner, Bad Dürkheim (Führung und Spaziergang) gemeinsam mit dem Hegau-Geschichtsverein
- 13.06. **Die Baar als Drehkreuz für den internationalen Biotopverbund** Dr. Markus Röhl, Nürtingen (Vortrag)
- 24.06. **Ganztägige Jahresexkursion** St. Gallen-Altstadt, Wildpark, Stiftskirche und -bibliothek (siehe Exkursionsbericht)

- 07.07. **Naturphänomene an der Wasserscheide Donau/Rhein** – Museum »Gasthaus Arche«, Richard Krieg und Elke Schön, Furtwangen (Wanderung und Museum)
- 16.09. **Teil I: Geologie zum Anfassen** – Exkursion für Groß und Klein im Rahmen vom »Tag des Geotops« Gerrit Müller, Friedenweiler (Exkursion)
Teil II: Besuch der Denkstätte Eckerwald Brigitte Marquart-Schad, Deilingen (Exkursion)
- 30.09. **Klosterkirche und -museum St. Märgen** – Landeskundliche Fahrt in den Hochschwarzwald mit Führung in Klosterkirche und -museum Ewald Simon, Josef Saier, beide St. Märgen, Gerrit Müller, Friedenweiler (Exkursion mit Führung)
- 13.10. **Die hintere Höri mit Schienen, Öhningen und Kattenhorn** Wolfgang Kramer, Konstanz (Exkursion)
- 23.10. **Die Doggererz AG in Blumberg** Geschichte des Bergwerks im Dritten Reich, Dr. Wolf-Ingo Seidelmann, Rödental bei Coburg (Vortrag) (Ergänzung und Vorbereitung für die Veranstaltung am 27.10.)
- 27.10. **Bergbauspuren bei Blumberg** die Überreste der Doggererz AG Bernhard Prillwitz, Blumberg (Exkursion)
- 07.11. **Christuskirche Donaueschingen 1912–2012** – Denk- und Merkwürdiges zur 100-jährigen Geschichte Horst Fischer, Donaueschingen (Vortrag)
- 28.11. **Kröte, Kreuzotter und Konsorten** Amphibien und Reptilien auf der Baar Klemens Fritz, Emmendingen Dr. Gerrit Müller, Friedenweiler Felix Zinke, Villingen-Schwenningen (Vortrag)
- 08.12. **Jahresausklang - Hereinspaziert beim Baarverein** – Glühwein und Gebäck für Mitglieder und Gäste

Protokoll der Mitgliederversammlung

Freitag, 23.03.2012 um 19 Uhr
im Hotel „Grüner Baum“ in Donaueschingen-Allmendshofen

- **Begrüßung, Totenehrung**
Dr. Keusen begrüßt die 64 Anwesenden. Er begrüßt insbesondere Herrn Stadtrat Johannes Fischer als Vertreter der Stadt Donaueschingen.
- **Bericht der Vorsitzenden Naturgeschichte (Dr. H. Keusen)**
Die Gesamtzahl der Mitglieder beträgt aktuell 513. Es gab 2 Austritte und 15 Neueintritte. Es wurden 6 Vorstandssitzungen abgehalten. Im vergangenen Jahr nahmen im Durchschnitt 45 Personen an unseren Vorträgen oder Exkursionen teil. Als weitere Schwerpunkte nennt Dr. Keusen die Katalogisierung der Bestände der Tauschbibliothek, die Teilnahme am Weihnachtsmarkt und die dem Aktionstag der Geschichte in Hüfingen. Er erklärt seinen Rücktritt aus persönlichen Gründen, um mehr Zeit für Reisen mit seiner Frau Renate zu haben. Er bleibt aber weiterhin im Vorstand.

■ Bericht der Vorsitzenden Geschichte (Dr. F. Kawohl)

Dr. Kawohl dankt Dr. Keusen für die gute kollegiale Zusammenarbeit. Er würdigt seine ausgleichende und gewinnende Art und den ständigen Einsatz für den Baarvereins. Er überreicht ihm ein Bild. Er geht auf Initiativen des Vorstandes ein, dass sich der Baarverein inzwischen auch über die „neuen Medien“ präsentiert. Er geht auf die digitale Bibliothek und den neuen Internetauftritt ein und lobt die monatlichen elektronischen Mitteilungen, die Harald Ketterer gestaltet. Über die Internetseite des Baarvereins ist inzwischen auch die digitalisierte Postkartensammlung von Willi Hönle zugänglich. Wunsch ist, dass die Bibliothek auch im Winter zugänglich sein kann. Der Aktionstag der Geschichte in Hüfingen war ein großer Erfolg.

■ Kassenbericht für das Rechnungsjahr 2011 (H. Siebert)

Hartmut Siebert als Rechner des Vereins weist auf die positive Entwicklung der Vereinsfinanzen hin, die auch darauf beruht, dass im Berichtsjahr 2011 keine außerordentlich hohen Ausgaben angefallen sind. Der gesamte Kassenbericht liegt dem Vorstand schriftlich vor. Der Kassenprüfer Herr Bruckmann bescheinigt eine einwandfreie Kassenführung (siehe Kassenbericht).

■ Entlastung des Vorstandes

Herr Dreyer beantragt die Entlastung des Kassierers und des Vorstands. Die Entlastung erfolgt einstimmig ohne Enthaltungen.

■ Ausblick auf das Vereinsjahr 2012

Dr. Gerrit Müller sieht das Programm insbesondere als Chance für die persönliche Begegnung zwischen Mitgliedern, was er gerade im Zeitalter der elektronischen Kommunikationsmedien für sehr wichtig hält.

■ Verschiedenes und Anträge

Es wird auf die 750-Jahrfeier in Riedböhringen hingewiesen.

■ Vorstellung des 55. Jahresbandes „Schriften der Baar“

Hugo Siefert stellt die Artikel der geschichtlichen Abteilung des neuen Jahresbands vor und geht auf einzelne Schwerpunkte ein. Dr. Helmut Gehring geht auf die Artikel der naturwissenschaftlichen Abteilung ein. Erstmals wird eine wissenschaftliche Arbeit einer Schülerin des Fürstenberggymnasiums in den Schriften veröffentlicht.

■ Ende des offiziellen Teils der Sitzung

Der offizielle Teil ist um 20:30 Uhr beendet.

Nach der Ausgabe der Schriften gibt Dr. Müller einen Rückblick auf die jüngste Entwicklung des Baarvereins.

■ Kassenbericht für das Rechnungsjahr 2011

Entwicklung des Kassenbestands (in Euro)

Bankkonto (Giro- u. Festgeldkonto)	
Kassenbestand am 31.12.2010	30.714,11
Überschuss 2011 lt. Einnahme-Überschuss-Rechnung	7.325,71
Kassenbestand am 31.12.2011	38.039,82

Einnahmen-Überschuss-Rechnung für 2011 (in Euro)

Einnahmen	
1. Mitgliedsbeiträge	11.366,00
2. Spenden und Zuschüsse	6.018,40
3. Stiftung Kulturgut für Katalogisierung	5.295,25
4. Erlöse Schriften und sonstige Literatur	793,05
5. Einnahmen Exkursionen/Vorträge und Sonstiges	2.633,70
Summe Einnahmen	26.106,40

Ausgaben

1. Aufwendungen Schriften und sonstige Literatur	8.305,21
2. Aufwendungen Exkursionen/Honorare/Spesen	1.872,10
3. Geschäftsstelle / Bibliothek	3.994,83
4. Katalogisierung Bibliothek	4.165,00
4. Sonstige Aufwendungen	443,55
Summe Ausgaben	18.780,69
Überschuss 2011	7.325,71

Für die im Berichtsjahr 2011 gewährten Spenden und Zuschüsse bedanken wir uns bei folgenden Personen und Institutionen:

Heinrich Baumann, Hildegard Binder, Arno Bruckmann, Rolf Bühler, Egon Dehner, Ernst Eichholz, Georg Goerlipp, Irma Götz, Franz Gottwald, Günther Graf, Anton Grossmann, Ulrich Hering, Bernd Hessemann, Wolfgang Hilpert, Susanne Huber-Wintermantel, Hans-Helmut Kambach, Elisabeth Kempfer, Dr. Hans Keusen, Hariolf Martin, Dr. Ingeborg Münzer, Gerhard Parlitz, Ewald und Almut Prinz, Regierungspräsidium Freiburg, Dietrich Röther, Hildegret Sattler, Dr. Leopold Schieble, Bodo Schwarz, Hartmut und Karin Siebert, Hugo Siefert, Sparkasse Schwarzwald-Baar, Stadt Donaueschingen, Stadt Hüfingen, Christa Trissler, Arnold Weh, Norbert Zysk.

Hartmut Siebert, Rechner

■ **Mitgliedersituation**

Folgende Vereinsmitglieder sind 2012 leider verstorben:

Peter Kempter	Donaueschingen
Dr. Gert Leiber	Donaueschingen
Martin Krause	Friedenweiler
Gertrud Weigele	Donaueschingen
Dr. Josef Fuchs	Villingen-Schwenningen
Hildegard Binder	Villingen-Schwenningen
Robert Piesch	Donaueschingen
Erich Andreas Acker	Donaueschingen

Als neue Vereinsmitglieder begrüßen wir recht herzlich:

Wolfgang Huber	Hüfingen
Reinhard Poschmann	Brigachtal
Jutta Bunse	Donaueschingen
Regina Roßmy	Vöhrenbach
Karl Schreib	Hammereisenbach
August Zeller	Blumberg
Wilfried Steinhart	Villingen-Schwenningen
Sieglinde Gramse	Donaueschingen

Die Zahl der Austritte war bedauerlicherweise recht hoch. 12 Mitglieder haben unseren Verein verlassen. Es steht die Bilanz, dass die Zahl der verstorbenen Vereinsmitglieder und die der Austritte die Zahl der Eintritte überwiegen.

■ **Jahresexkursion 2012**

Besuch von Kloster und Stadt St. Gallen

Wie gewohnt spielt auch in diesem Jahr das Wetter bei der Jahresexkursion mit: Es ist sonnig, aber vor allem nicht zu heiß, und so fährt der fast vollbesetzte Bus pünktlich um 7:30 Uhr vom Bahnhof Donaueschingen ab. Als letzte Passagiere werden der Vorsitzende Dr. Friedemann Kawohl mit Frau und den drei Kindern in Blumberg-Zollhaus aufgenommen, dann geht es über Winterthur auf die Autobahn Richtung St. Gallen.

Während der Fahrt nutzen viele Teilnehmer die Gelegenheit, sich mit Hilfe der von dem Organisationsteam verfassten und verteilten Broschüren über die Geschichte von Kloster und Stadt St. Gallen zu informieren und sich auf die zu erwartenden Sehenswürdigkeiten einzustimmen.

Dr. Gerrit Müller und Dr. Veit Hirner kommentieren sachkundig die geologischen Besonderheiten der Landschaften, die gerade durchquert werden, und nach einer Kaffeepause an einer Autobahnraststätte hinter Wil wird der Museumsplatz im Zentrum von St. Gallen pünktlich wie geplant kurz vor 10:00 Uhr erreicht.

Frau Dr. Frohne, eine ehemalige Gymnasiallehrerin, die seit über dreißig Jahren hier unterrichtete, führt durch das Zentrum von St. Gallen. Der Spaziergang beginnt am Marktplatz, wo die moderne Buswartehalle des renommierten spanischen Architekten Santiago Calatrava zu bewundern ist, und geht weiter in die

engen Straßen der Altstadt. Hier sind es vor allem die kunstvoll verzierten Erker der Bürgerhäuser, die von den Reisen der St. Galler Textilkaufleute des 18. und 19. Jahrhunderts in alle Welt berichten. Sie erinnern an die Bedeutung St. Gallens im Leinwand- und Stickereigewerbe. Der Klosterbezirk wird umgangen, denn er ist das Besuchsziel für den Nachmittag. Der einzige Störfaktor dieser schönen Führung ist ein international besetzter Orientierungslauf durch die Altstadt, was immer wieder dazu führt, dass Rennläufer mit Geschrei die Besichtigungsgruppe durchqueren oder im besseren Fall umlaufen.

Zurückgekehrt zum Ausgangspunkt der Stadtführung geht es mit dem Bus hinauf zum Wildpark Peter und Paul, der oberhalb der Stadt liegt und dessen Besuch die nächste Etappe der Exkursion ist. Das Tierpflegerehepaar erklärt

in einem kurzen Einführungsvortrag über die Steinböcke, dass diese Anfang des 19. Jahrhunderts in der Schweiz ausgestorben waren. Im gesamten Alpenraum überlebte nur ein kleiner Bestand im Gebiet Gran Paradiso in Italien. Von dort beschaffte sich Anfang des 20. Jahrhunderts die Schweiz nicht ganz legal Steinkitze, die im Wildpark Peter und Paul aufgezogen und später ausgewildert wurden. Das war der Beginn der Wiederansiedlung der Steinböcke in der Schweiz, die heute wieder über einen stolzen Bestand von annähernd 15.000 Steinböcken verfügt.

Anschließend wird das Innere der riesigen hohlen Kunstfelsen im Steinbockgehege erkundet und daran schließt sich ein gemächlicher Rundgang durch den Tierpark an, wobei dem Gehege mit den mächtigen Steinböcken besonders großes Interesse geschenkt wird. Die schattenspendenden alten Bäume des Wildparks laden dann auch die meisten Exkursionsteilnehmer ein zum Mittagsvesper aus dem Rucksack in freier Natur.

Nach der Mittagspause geht es mit dem Bus wieder zurück in die Stadt, und nun sind der Klosterbereich mit der Barockkirche und die Stiftsbibliothek zu erkunden. Da es zwei Ziele sind, werden die Exkursionsteilnehmer auch in zwei kleinere Gruppen unterteilt. Die eine Gruppe wird wieder von Frau Dr. Frohne durch das St. Gallus-Münster geführt, während die andere Gruppe mit Frau Genova eine Führung durch die Stifts-



Altstadtgasse in St. Gallen. Fotos: Hans Keusen.



Das Tierpflegerehepaar bei der Einführung.



Trinkendes Steinkitz.

bibliothek unternimmt, und nach einer guten Stunde wechseln die Gruppen.

In der historischen Stiftsbibliothek herrscht trotz vieler Touristen eine fast andächtige Stille, und die unter Glas ausgestellten mittelalterlichen Bibeln mit den wunderschön gemalten und ausgeschmückten Initialen lassen die Besucher wirklich vor Bewunderung verstummen. Erstaunlich auch, wie die Mönche seit Jahrhunderten eine ausgeklügelte Katalogisierung ihrer Bücher und Hand-

schriften vornahmen und in den Schmalseiten der beweglichen Buchregaltüren versteckten, wie Frau Genova demonstriert.

Die anschließende Führung durch das Münster überrascht nach der fast intimen Stimmung in der mit kostbaren Holzarbeiten geschmückten Bibliothek durch die enorme Höhe und Weiträumigkeit des Kirchenschiffes. Riesige Deckenmalereien ziehen die Blicke nach oben, die Kirche ist für eine Barockkirche ungewohnt hell und überhaupt nicht überladen, die nachmittägliche Sonne zaubert filigrane Schattensmuster auf die mächtigen Steinpfeiler zwischen Haupt- und Seitenschiff. Waren es bei der Stadtführung die rasenden Läufer des Orientierungslaufes, die Frau Dr. Frohnes Vortrag störten, so ist es jetzt die mächtige Orgel, die von einem eifrigen und ausdauernd übenden Organisten zum Klingen gebracht wird und ganze Teile des Vortrages unserer Führerin verschluckt – schade.

Vor dem Münster wird Frau Dr. Frohne mit Hochachtung und herzlichem Dank für ihren enormen Einsatz bei der Exkursion verabschiedet.

Wie im Zeitplan vorgesehen wird die Rückreise mit dem Bus am sonnigen Spätnachmittag angetreten, und lebhaft werden während der Fahrt die schönen Eindrücke dieses Besuchstages ausgetauscht und diskutiert. Kurz nach 18:00 Uhr ist die letzte Etappe dieses Ausflugs, das Gasthaus „Sternen“ in Kirchen-Hausen erreicht, wo das bereits telefonisch angemeldete und vorbereitete gemeinsame Abendessen eingenommen wird. Pünktlich um 20:30 Uhr endet diese heitere und eindrucksvolle Exkursion am Bahnhof Donaueschingen, von wo aus die Teilnehmer ihren Heimweg antreten.

Hans Keusen

■ Die »Donaueschinger Bibliothek des Vereins für Geschichte und Naturgeschichte der Baar«

Bericht über die Entwicklung im Jahr 2012

Ganz beharrlich, jede Woche, trafen sich die beiden Teams, um die Bestände der Bibliothek aufzuarbeiten. Die Gruppe, die die naturwissenschaftliche Abteilung katalogisierte, hat ihre Arbeit bereits vollendet; lediglich der Eintrag der stets neu eintreffenden Bände wird von Zeit zu Zeit ergänzt. In der „historischen Abteilung“ kommen die Arbeiten im Frühjahr 2013 zum Abschluss; die Bestände sind hier

größer und es kamen erfreulicherweise immer wieder neue Bücher durch Schenkungen dazu. Insgesamt umfasst unsere Bibliothek jetzt knapp 2000 Titel. Die meistens vielbändigen Werke können unter unserem Bibliothekssigle „DNE 2“ im Online-Katalog des Südwestdeutschen Bibliotheksverbundes eingesehen werden.

Die Teammitarbeiter investierten wieder viel Zeit und Mühe. Besonders hervorzuheben sind **Hugo Siefert**, der jede Woche aus Rottweil anreiste, und **Gerhard Parlitz**, der in diesem Jahr seinen 100. Geburtstag feiern kann!

Die Zustiftungen, die wir erhielten, bereichern und ergänzen unsere Bestände. Wir danken dafür an erster Stelle **Elisabeth Irtenkauf** (Löffingen), die uns eine Vielzahl von Büchern aus dem Besitz ihres verstorbenen Mannes, unseres langjährigen und verdienten Beiratsmitgliedes, Herrn Professor Dr. Wolfgang Irtenkauf, anvertraut hat. Dabei handelt es sich teilweise um sehr seltene und prächtige Exemplare, die das Wirken Wolfgang Irtenkaufs als Leiter der Handschriftenabteilung der Württembergischen Landesbibliothek Stuttgart widerspiegeln. Außerdem hat uns Elisabeth Irtenkauf auch Exemplare ihrer eigenen Veröffentlichungen, darunter ihre fundierten Forschungen rund um das Kloster St. Märgen, überlassen.

Von großer Bedeutung für regionale Forschungen sind Bestände aus dem Grüninger Rathaus, die uns Herr Ortsvorsteher **Dr. Günther Buller** vermittelt hat. Es handelt sich dabei um gebundene Jahrgänge u. a. des *Landwirthschaftlichen Wochenblatts für das Großherzogthum Baden* von 1833 bis 1837, des *Großherzoglich-Badische Anzeigen-Blatts* von 1810 bis 1811 oder des *Großherzoglich-Badischen Provinzial-Blatts* von 1808 bis 1810. Bibliophil und von hohem dokumentarischen Wert ist *Der Schwarzwald in Wort und Bild* (1897), ein gewichtiger, großformatiger Band, den uns **Marianne Johannsen** (Donaueschingen) geschenkt hat. Gebundene Zeitschriften, die uns Alt-Sonnenwirt **Harald Mönch** (Donaueschingen) aus dem Besitz seiner verstorbenen Frau, Monika Mönch-Felder, überlassen hat, sind Dokumente aus dem späten 19. Jahrhundert, die zeigen, was in Donaueschinger Familien gelesen worden ist. Was die Mitglieder der Donaueschinger Musikkapellen oder Gesangvereine spielten und sangen, lässt sich aus einer Sammlung Notenblätter, die **Jutta Binder** (Donaueschingen) gestiftet hat, erahnen. Jenny Laßberg, die Schwester Annette v. Droste Hülshoffs und Ehefrau Joseph v. Laßbergs, empfing gedruckte Notenblätter mit Liedern, die sie – laut Widmung – mit ihren Kindern auf der Meersburger Dagobertsburg singen sollte. Diese Mappe verehrte uns **Ursula Göbel** (Donaueschingen).

Unser Beiratsmitglied **Willy Hönle** (Donaueschingen) überreichte uns u. a. die beinahe vollständige Sammlung der Werke des Donaueschinger Schriftstellers Max Rieple und Herr **Dr. Dietrich Hakelberg** (Freiburg) schenkte uns u. a. einen von ihm ersteigerten Band aus der F. F. Hofbibliothek *Älteste Denkmale der Züricher Literatur* von 1866.

Schon vor einigen Jahren, und seither immer wieder, schenkte uns **Dr. Hans Joachim Blech** (Donaueschingen) Bücher, die für unsere Sammelgebiete wichtig sind, u. a. eine kommentierte Faksimile-Ausgabe der berühmten Tabula Peutingeriana.

Allen Stiftern danken wir sehr herzlich!

Susanne Huber-Wintermantel



Josef Fuchs

Am 13. August 2012 verstarb unser Vereinsmitglied Dr. Josef Fuchs. Geboren wurde der langjährige Villingener Stadtarchivar und Museumsleiter am 23. September 1925 in Treffelshausen, einem kleinen Dorf auf der Ostalb, wo sein Vater Bürgermeister war.

Nach Kriegsdienst und Gefangenschaft machte er eine Zimmermannslehre und studierte dann Geschichte, Philosophie und Latein in Freiburg. Einer kurzen Tätigkeit beim Herder-Verlag folgte seine Ernennung zum Stadtarchivar in Villingen, wo er von 1968 bis 1990 tätig war. In seine Zuständigkeit fiel auch die städtische Altertümersammlung, die heute zu großen Teilen im Franziskanermuseum präsentiert wird.

In Fuchs' Amtszeit fielen die ersten Umbauten zum heutigen Franziskanermuseum, die Grabungen am Magdalenenberg in den frühen 1970er Jahren und die Zusammenführung der Stadtarchive der Städte Villingen und Schwenningen.

Für die Schriften der Baar verfasste er 1970 und 1972 Beiträge zur Chronik des Heinrich Hug und zu baugeschichtlichen Problemen des Villingener Münsters. 1973 gehörte er zu den Gründern des Villingener Geschichts- und Heimatvereins.

Ein besonderer Verdienst von Fuchs liegt in der Rettung vieler baugeschichtlich bedeutender Dokumente in der Villingener Altstadt während der 1970er und 1980er Jahre. Fuchs, so wird berichtet, war damals immer zur Stelle, wenn in der Altstadt gebaut wurde. Er sichtete und zeichnete und sammelte, was da zutage kam und legt so eine bedeutende Sammlung zur Stadtarchäologie an.

Friedemann Kawohl

REINHOLD WEBER • PETER STEINBACH • HANS-GEORG WEHLING (Hrsg.): *Baden-württembergische Erinnerungsorte*; 616 Seiten, zahlreiche farbige Abbildungen; Kohlhammer: Stuttgart 2012; ISBN 978-3-17-021739-3; 39,90 Euro.

Ein Freiburger nimmt in seiner überfüllten Stammwirtschaft notgedrungen am Tisch eines etwas finster dreinblickenden Schwaben Platz und zögert nicht, der eben eingetretenen Caritas-Sammlerin ein paar größere Münzen in die Büchse zu stecken.

Wenn Hermann Bausinger mit diesem Witz im Kapitel *Grenze a. D.* des vorliegenden Bandes der „gelbrote“ Badener und der „schwarzrote“ Schwabe (Theodor Heuss) die Mentalität – auch „Nächstenhassliebe“ (Theater Lindenhof) – der sie vertretenden Länder „kontrastiv charakterisieren“ und sie nicht bloß betrachten, sondern gewissermaßen auch durchschauen will, werden vermutlich Kenner regionalpatriotischer Scherze oder der Tatsache, dass Stuttgart von einem badischen Markgrafen zur Stadt erhoben wurde, die vorerst nicht verratene Pointe erahnen. Bereits jetzt wird aber ein roter Faden sichtbar, der sich durch den vorbildlich aufgemachten und facettenreichen Jubiläumsband zum 60. Geburtstag das Bindestrich-Wesen des Landes zu entfalten und kritisch zu würdigen.

So wird einem Baaremer Leser gefallen, wie *sein* Villingen-Schwenningen und scherzhaftes „Filbingen“ in Hans-Georg Wehlings gründlich-hintergründigem Beitrag *Die kommunale Gebietsreform zu Beginn der 1970er Jahre* als „ein Baden-Württemberg im Kleinen, als Bindestrichstadt „Baden-Württemberg-Stadt“ vorgestellt wird. Das Bindestrichland selbst hatte Theodor Heuss einst als „Modell deutscher Möglichkeiten“ bezeichnet, während Ministerpräsident Winfried Kretschmann später zwar Schönheit und Klugheit des Landes pries, aber zugleich auf seinen nur scheinbar länderfinanzausgeglichenen Reichtum hinwies.



In den Augen von Ulrich Kienzle („Gottes schönste Gabe ist der Schwabe“) ist VS allerdings von einer „Modellstadt“ noch weit entfernt. Und manche empfinden den Bindestrich bei der Fusion von Ölbronn und dem ehemals badischen Dürrn, die jeweils unterschiedliche Telefonvorwahlen haben, eher als Trennzeichen.

Verschmolzen werden sollen 2016 auch die beiden in

Baden-Baden und Freiburg sowie in Stuttgart beheimateten Sinfonieorchester des SWR zu einem Klangkörper mit Sitz in – der Schwabenmetropole! Eine Entscheidung, die umgehend die *Landesvereinigung Baden in Europa* heftig protestierend über das Aufreißen alter Gräben lamentieren lässt.

Dass die Baar keinen Erinnerungsort als Ort kollektiven Erinnerens und gemeinsamer Identität (und nicht bloß als Denkmal, als Souvenir oder als eine sonstige weltliche Reliquie) aufweist, braucht einen Baaremer nicht zu wundern. Geht doch die Suche nach Spuren „langlebiger, Generationen überdauernder Kristallisationspunkte“ dieses Erinnerens meist nicht weiter zurück als bis ins 19. Jahrhundert.

Bestenfalls wäre „Die Baar als Königslandschaft“ zum Zuge gekommen, wenn zudem mittelalterliche oder gar römische Wurzeln auszugraben gewesen wären. Und dann hätte man wahrscheinlich die älteste Stadt Baden-Württembergs Rottweil aufgegriffen. Im Übrigen wird im Bild auf Seite 16 nicht der „Lemberg bei Rottweil (...) im Hintergrund“ gezeigt, sondern mit dem Plettenberg verwechselt; nur dieser trägt nämlich einen Sendemast.

Das Land selbst wartet mit etlichen Glanzpunkten auf, die sich in Gedächtnisorten widerspiegeln: So die „Residenz des Rechts“ (Karlsruhe), eine „Residenz des Gei-

stes“ (Tübingen), das „Klein-Harvard am Bodensee“ (Konstanz). Am Rheinknie will man punkten mit „... in Lörrach die Fabrik“, und nicht – wie das Badnerlied singt – in Mannheim, das dafür „Wir sind Patent!“ jubiliert. Weitere „Orte“, freilich auch aus dem ehemals Hohenzollerischen, sind beispielsweise die Badische Verfassung 1818, Bebenhausen oder James F. Byrnes' versöhnliche Stuttgarter Rede (1946). In allen kommen denen Aspekte eines fruchtbaren Anschauungs-, Gesinnungs- oder Geschichtsunterrichts zur Sprache.

Erinnerungsorte sind wie Persönlichkeiten: Sie haben Geschichte, Seele, Temperament, sie haben typische Merkmale und gelegentlich schrullige Absonderlichkeiten, wie etwa die augenzwinkernd beschriebene schwäbische Kehrwoche: „Auf die Menge des zusammengekehrten Drecks kommt es (...) nicht unbedingt an. Er ist vielmehr Abfallprodukt einer sozialen Interaktion, die Rechtschaffenheit sichtbar hervorkehrt.“

Andere Erinnerungsorte, denen fragend, suchend und entdeckend nachgegangen wur-

de, erscheinen einem wie Stationen eines Kreuzweges, wie Orte des Leidens und Mitleidens. Besonders von Blut, Schweiß und Tränen geprägt sind der Mergentheimer Aufstand (1809), die Stätten der 1848er Revolution Offenburg und Rastatt, die „schwäbische Bastille“ Hohenasperg und das Stuttgarter Waisenhaus, während die entwürdigende Behandlung von Gegnern des Nationalsozialismus mit den KZ Kislau (1933) sowie 1940 die Deportation und Passion badischer Juden untrennbar mit dem südfranzösischen Gurs verbunden sind. Station auf ihrem Leidensweg war dagegen bereits der 9. November 1938. Eine Sonderbriefmarke zeigt nicht nur ein Bild der Zerstörung der Baden-Badener Synagoge, sondern verweist wohl im Sinne einer Gedächtnisstätte darauf, dass „Das Geheimnis der Erlösung (...) Erinnerung“ heiße.

Ans Ende gehört der Clou des anfangs angeführten Witzes: *Der Schwabe pariert die Bitte der Sammlerin um einen Obolus knitzvieldeutig*: „Mir g'höret z'samme!“

Sf

KURT LUDWIG JOOS: Schwieriger Aufbau • Gymnasium und Schulorganisation des deutschen Südwestens in den ersten drei Jahrzehnten nach dem Zweiten Weltkrieg • Veröffentlichungen der Kommission für geschichtliche Landeskunde in Baden-Württemberg, Reihe A, Quellen, 55. Band • XLIX und 822 Seiten Kohlhammer: Stuttgart 2012 • ISBN 978-3-17-022461-2 • 62 Euro.

Ein „Stück deutscher Schul- und Bildungsgeschichte“ will der jahrelang im Stuttgarter Kultusministerium tätige Autor liefern und dabei besonders die südwestdeutsche pädagogische Provinz von der „Stunde null“ an bis Mitte der siebziger Jahre des vergangenen Jahrhunderts beleuchten.

Ein Insider also legt nach verständigem Quellen- und Literaturstudium und wohl mit Hilfe eines sorgfältig geführten Diensttagebuchs ein opulentes, gut lesbares Werk vor, verarbeitet viele persönliche Begegnungen mit den Akteuren in der obersten Dienstaufsichtsbehörde und weiß auch das Schulleben an der Basis treffend zu beschreiben und richtig einzuschätzen.

Bestens kennt sich Kurt Ludwig Joos im zeitweiligen Land „Baden“ aus. Hier wachten die französischen Besatzer noch längere Zeit auch über Wohl und Wehe der Schulen. Zwei der „vier D“ der Potsdamer Konferenz (Demokratisierung, Denazifizierung, Demobilisierung, Dekartellisierung) betrafen auch Erziehung und Bildung, das heißt dass Lehren und Lernen dem Prozess der *reeducation* unterworfen wurden und dass die ohnehin leidenden Schulen (Raumnot, mangelnde Ernährung, Lehrermangel) nur mühsam überlebten. Zumindest in puncto Unterricht hat in Südbaden Raymond Schmittlein positiv wirken können. Der französische Erziehungsdirektor bei der Militärregierung und

gelernte Agrégé gab nicht immer zur Freude der Deutschen mit ihrem eisernen *Magister-dixit*-Gebot entscheidende didaktisch-methodische Impulse und initiierte vernünftiges sowie fruchtbares pädagogisches Arbeiten.

Von 1949 bis 1952 wurde dann in der südbadischen „Studienräterepublik“, wo „Politik und Recht, Geist und Schule eng beieinander wohnten“ und wo eine „leicht schulmeisterlich gefärbte Redlichkeit“ (Hans Maier) herrschte, namentlich von den mehr richtungssuchenden als richtungsweisenden Leo Wohleb und Paul Fleig von 1949 bis 1952 wirklich Schul-Geschichte geschrieben werden. Ihre Porträts hat der Autor anschaulich gezeichnet, Wohleb aber zu Unrecht zum Botschafter befördert. Zu seinem Leidwesen ist er nur Erster Gesandter geworden.

Für Paul Fleig sei, heißt es im Kapitel *Die Anfänge Baden-Württembergs*, im neuen Kultministerium kein Platz mehr gewesen. Abteilungsleiter Gymnasien im Range eines Ministerialrats wurde Albert Kieffer. Das von Joos entworfene Bild des „Ober-Kieffers“ (im Gegensatz zum „Unter-Kieffer“ Rolf K., Wohlebs juristischem Referenten in

Freiburg), in dessen Schulleiterkonferenzen auch mal „Dampf abgelassen“ werden durfte und mit dem etwa in Rottweil (1964) wenig überzeugend auftretenden Minister Hahn nicht immer klarkam, gehört zu den gelungensten und empathischsten im ganzen Buch. Der kleine Druckfehler auf Seite 645, anstatt von 131ern (GG Art 131) von 13lern zu sprechen, lässt sich bestimmt korrigieren.

Beim Beklagen der damals (1970) wie heute grassierenden Reformitis fällt einem die vielleicht etwas zu leichtfertig gesetzte Devise der Kartäuser ein, nie reformiert zu haben, weil dem Orden nichts reformbedürftig schien. So wollte und will man beispielsweise die Oberstufe umgestalten, Ausbildung und Weiterbildung der Lehrer fortentwickeln, Prüfungen und Abschlüsse reorganisieren oder gar neue Schulformen und Schularten erproben – das meiste zu Lasten und auf dem Rücken der Schulgemeinde. Bei allen Bemühungen soll stets etwas Ganzes herauskommen. Denn „das Halbverstandene und Halberfahrene ist nicht die Vorstufe der Bildung“, meinte Theodor W. Adorno, „sondern ihr Todfeind“.

Sf



Die Protokolle der Regierung der Republik Baden • Erster Band: Die provisorische Regierung November 1918 – März 1919 • Reihe KABINETTSPROTOKOLLE VON BADEN UND WÜRTEMBERG 1918 – 1933 • HERAUSGEGEBEN VON DER KOMMISSION FÜR GESCHICHTLICHE LANDESKUNDE IN BADEN-WÜRTEMBERG Bearbeitet von MARTIN FURTWÄNGLER • XCIX und 358 Seiten • Kohlhammer: Stuttgart 2012 • ISBN 978-3-17-022055-3 • 39,- Euro.

Als Lenin Mitte 1917, zwischen der bürgerlich-liberalen Februarrevolution und dem bolschewistischen Staatsstreich im November, feststellte, dass sich neben „der Provisorischen Regierung, der Regierung der *Bourgeoisie*, eine (...) unzweifelhaft existierende und erstarkende *andere Regierung* herausgebildet hat: die Sowjets der Arbeiter- und Soldatendeputierten“, beschrieb er jene „Doppelherrschaft“, die in ähnlicher Form

seit November 1918 auch in der neuen Republik Baden bestand.

In den jetzt gedruckten und von MARTIN FURTWÄNGLER bearbeiteten und „flach kommentierten“ Protokollen erscheint eine zweite Parallele. Die nach der Revolution aus einem Wohlfahrtausschuss hervorgegangene vorläufige Volksregierung hat sich nämlich wie die neue russische Regierung hauptsächlich mit „Arbeit und Brot“ (Jugendspeisun-

gen; Sitzung Nr. 4) und zudem mit „Boden und Frieden“ (Minister Dr. Wirth am 21. November 1918) zu beschäftigen – mit Aufgaben, die ihnen der fürchterliche Weltkrieg aufgebürdet hat.

So wurden in Karlsruhe zusätzlich Ministerien für soziale Fürsorge, Übergangswirtschaft und Wohnungswesen sowie Ernährung eingerichtet und Männern übertragen, von denen fünf der SPD, zwei der USPD, zwei dem Zentrum sowie je einer den Nationalliberalen/DDP und der FVP/DDP angehören. Und wie gesagt agierten mal mit und agitierten mal gegen, mal neben ihnen mitunter recht radikale Arbeiter- und Soldatenräte (ASR) sowie Arbeiter-, Bauern- und Volksräte (ABVR).

Immerhin zwei Monate lang bis zum Ausscheiden der beiden USPD-Minister arbeitete die provisorische Regierung einigermaßen als Konkordanz- und Konsensgremium, konnte zuletzt die Verfassungsfrage angehen und versuchte Kriegsfolgen (Wohnungsmangel und Arbeitslosigkeit, die sogar im industriearmen Schwarzwald überhandnahm) abzuwehren und Demobilisierung und Konversion einzuleiten.

Darüber hinaus hatte sich das Kabinett um Dinge kümmern, die normalerweise Unter- und Mittelbehörden hätten behandeln müssen. In der Nachtsitzung des 30. Januar 1919 berichtete beispielsweise der Vorsitzende Präsident GEIß über die „Eingabe des Sängers vom Hohentwiel Engerhof“, der die Einverleibung des prominenten Hegauvulkans in Baden und damit die Beseitigung der Enklave forderte. Das Verlangen wurde an das Ministerium des Auswärtigen mit der Maßgabe weitergeleitet, mit Württemberg die Integration zu verhandeln. Bekanntlich hielten aber noch Ende der 1940er Jahre das Staatsrentamt und spätere Staatliche Liegenschaftsamt Rottweil für Württemberg die Hand über den geschichtsträchtigen Berg, der erst am 1. Januar 1969 Singen zuge-



schlagen wurde, während die Festung beim Land Baden-Württemberg verblieb.

Ziemliches Aufsehen erregte in diesem Zusammenhang das laute Nachdenken des Ministerpräsidenten der bayerischen provisorischen Regierung Kurt Eisner über eine „Verschmelzung“ Badens, Hessens und Württembergs „zu einer Republik“, was Innenminister Ludwig Haas in der Sitzung des badischen Kabinetts am 27. November 1918 als „irrsinnige Idee“ abtat. Ein Foto zeigt übrigens den Begleiter des Trauerzugs für die Beisetzung des von Rechtsradikalen in München ermordeten Eisner und von den Kameraden seines Revolutionsarmeebataillons zum Ersatz-Soldatenrat Gewählten: Adolf Hitler! Und selbst Joseph („Sepp“) Dietrich, der spätere Kommandeur der SS-Leibstandarte Adolf Hitler, war als Vorsitzender eines Soldatenrates tätig.

Erstaunt wird man Minister Hermann Dietrichs Anregung, die Schwarzwaldbahn von Villingen bis Immendingen zweigleisig auszubauen deshalb lesen, weil dieses Projekt bis heute nicht realisiert wurde. Der *3er-Ringzug* darf angeblich aus diesem Grund die Strecke Donaueschingen – Immendingen nicht befahren; sie bleibt den InterRegio-Zügen der Deutschen Bahn vorbehalten. Ein Reisender auf diesem Abschnitt, der die vorliegenden Protokolle schon einmal gelesen hat, dürfte sich beim Passieren des Pfohrerer Rieds daran erinnern, dass die Regierung am 10. Dezember 1918 erwogen hat, das Gelände urbar zu machen – eine Maßnahme, die der Reichsarbeitsdienst in den dreißiger Jahren in Angriff zu nehmen versucht hat.

Mit einem Bericht von Dr. Hermann Lauer im Donaueschinger Zentrumsblatts *Donaubote* sollten sich die Minister später auseinandersetzen: Hatte doch der Redakteur den gelegentlich mit den Räten sympathisierenden Minister für militärische Angelegenheiten Johannes Brümmer (USPD) und

„seine Hintermänner“ nach Meinung der Linken meinungsstark attackiert.

Eine andere Berührung mit den nicht als vierte Gewalt wahrgenommenen Druckmedien hatte die provisorische Regierung in ihrer 64. Sitzung. In Villingen sollen unter anderem deshalb Unruhen ausgebrochen sein, weil „radikalisierte Teile der Arbeiterschaft“ (MARTIN FURTWÄNGLER) mit der Berichterstattung des Redakteurs des katholischen *Villinger Volksblatts* Bernhard Fehrecke nicht einverstanden waren. Konnten oder wollten nun die Beschwerdeführenden die Informations- und Meinungsfreiheit nicht respektieren?

Alles in allem hat die provisorische Regierung angesichts der großen Probleme vernünftig gearbeitet. Hauptverdienst blieb wohl, durch Einsetzen eines verfassungsgebenden Komitees den Weg freizumachen für ein neues badisches repräsentativ-demokratisches und die Volkssouveränität garantierendes Grundgesetz. Kein Gedanke an Lenin, der in einem Grußschreiben an die bayerische (kommunistische) Räteregierung etwa „Alle Macht den Räten“, Entwaffnung der Bourgeoisie, Verdoppelung oder Verdreifachung der Löhne für Arbeiter nur nicht eine demokratische Konstitution gefordert hatte.

Sf

Hinweise für Autoren

Die „Schriften des Vereins für Geschichte und Naturgeschichte der Baar“ – als „Schriften der Baar“ zitiert – erscheinen jährlich im März. Redaktionsschluss ist der 15. September des Vorjahres. Manuskripte werden in elektronischer Form per E-Mail (oder per Post auf CD) den unten genannten Schriftleitern zugesandt. Bilder werden möglichst im JPG-Format mit hoher Qualität (geringe Komprimierung) oder TIF-Format übermittelt. Wir gehen davon aus, dass die Autoren die Veröffentlichungsrechte an den übermittelten Abbildungen und Texten haben. Die Autoren erklären sich damit einverstanden, dass ihre Beiträge einige Zeit nach Erscheinen des gedruckten Jahresbandes in elektronischer Form auf von uns vertriebenen Datenträgern verbreitet werden können und über unsere Website www.baarverein.de sowie über den Südwestdeutschen Bibliotheksverbund swb.de zum kostenlosen Heruntergeladen bereitgestellt werden.

Bitte beachten Sie:

- Betriebssysteme: Windows, Mac OS, Linux, Texte bitte als .doc oder .docx abspeichern
- Auf der CD Verfassernamen angeben
- Text als Fließtext, kein Blocksatz, kein Zeilenstopp, keine Silbentrennung, kein Seitenumbruch
- Tabellen und Abbildungen nicht in den Text integrieren, sondern druckfertig gesondert anfügen
- Absätze ohne Zeileneinzug; auch nicht im Literaturverzeichnis
- Tabellen nur mit Tabulator, keine Leerzeichen
- Endnoten unter »Anmerkungen«
Keine Fußnoten am Seitenende

Zitierweise:

- Literaturzitate: bei längeren wörtlichen Zitaten *kursiv* und als Absatz.
- Namen zitierter Autoren: in Kapitälchen: Carl MAYER bzw. F. SCHMIDT & K. SCHULZE; bei mehr als zwei Autoren: F. MÜLLER et al.
- Zitate mit Jahr und Seitenangabe: (M. SCHREIBER 1998, S. 151–153) bei Bezug auf das gesamte Werk nur (M. SCHREIBER 1998).
- Artnamen: wissenschaftliche Namen bei Organismen *kursiv*: *Caltha palustris* oder *Charadrius dubius*.

Literaturverzeichnis und Quellen:
Am Schluss des Textes in alphabetischer Reihenfolge nach folgendem Schema:

- Monographien
Muster:
AUTOR, Vorname evtl. abgekürzt
Erscheinungsjahr:
Titel, Erscheinungsort
Beispiele:
ESCHENBURG, B. 1987: Landschaft in der deutschen Malerei. München.
- Beiträge in Sammelwerken
Muster:
AUTOR, Vorname evtl. abgekürzt
Erscheinungsjahr: Titel. – In: HERAUSGEBER, Vorname (Hrsg.): Titel des Sammelwerkes, Erscheinungsort, Seitenangaben
Beispiel:
SIEGMUND, A. 2003: Der Klimacharakter der Baar – Ein regionales Querprofil. – In: SIEGMUND, A. (Hrsg.):
Faszination Baar – Porträts einer Naturlandschaft. Konstanz, S. 9–16.
- Beiträge in einer Schriftenreihe
Muster:
AUTOR, Vorname evtl. abgekürzt
Erscheinungsjahr: Titel, Name der Schriftenreihe, Bd.- oder H.-Nummer, Erscheinungsort, Seitenangabe.
Beispiel:
REICHELT, G. 1968: Über die Vegetationsentwicklung der Baar während der Ur- und Frühgeschichte. – In: Schriften des Vereins für Geschichte und Naturgeschichte der Baar, Bd. 27, Donaueschingen, S. 50–81.

Über die Aufnahme zum Druck entscheidet ein Redaktionsteam. Der Autor versichert, seinen Beitrag ausschließlich in den *Schriften der Baar* zu veröffentlichen. Er erhält 30 Sonderdrucke, weitere Exemplare bei rechtzeitiger Nachfrage zum Selbstkostenpreis. Ein Honorar ist leider nicht möglich.

Die Manuskripte sind einzureichen:

Naturkundliche Beiträge:
Prof. Dr. Helmut Gehring
Königsberger Str. 30, 78052 VS-Villingen
gehring.vs@t-online.de

Geschichtliche Beiträge:
Dr. Friedemann Kawohl
Germanstraße 16, 78048 VS-Villingen
fkawohl@t-online.de